D. v. S.

S
1814 -23

Unterhaltungen
aus der
Naturgeſchichte.

Des Pflanzenreichs

Achter Theil.

Augsburg,
in der Martin Engelbrechtſchen Kunſthandlung.
1820.

Unterhaltungen
aus dem
Pflanzenreiche.

Achter Band.
Arzneypflanzen
von der
erſten bis zur fünfzehnten Klaſſe.

Ueberſicht
der
Abſchnitte und Kapitel
des
achten Bandes des Pflanzenreichs.

Des erſten Abſchnittes

Erſtes Kapitel.

Kurze Einleitung und unterhaltende Geſchichte der Arzneywiſſenſchaft. Aelteſte Periode; mittlere Periode; neuere Periode. Univerſitäten = Entſtehung in Deutſchland. Pharmazie, wie man ſie betrachtet. Nothwendigkeit der Botanik für den Apotheker. Pflanzen und Pflanzentheile. Sammlung derſelben. Schwierigkeiten, welche ſich bey Anordnung der Gegenſtände in dieſem Theile des Pflanzenreichs entgegenſtellen. Rechtfertigung über die hier getroffene Anordnung.
Seite 1 — 36

Zwey.

Zweytes Kapitel.

Der arabiſche Koſtus; der Galgant; das Gottes-gnadenkraut; der Rosmarin; der Ehrenpreiß; die Bachbungen; die Salbey; der europäiſche Oelbaum; das Eiſenkraut; die Tamarinde; der Baldrian; die Phuwurzel oder der falſche Baldrian, und andere hieher gehörige Pflanzen.
Seite 39 — 116

Drittes Kapitel.

Galium, Flöhſaamen, Waſſernuß, Hundszunge, Weiderich, Hühnerdarm, Skamonium. Schirmpflanzen. Fieberrinde, Krähenaugen, Enzian, Ninſing, Aloe, Kalmus und viele andere.
Seite 119 — 284

Viertes Kapitel.

Oelbaumharz, Balſamſtrauch, Natterwurzel, Heidelbeere, Preußelbeere, Kellerhals, Quaſia, Schneeroſe, Seifenkraut, Haſelwurzel, Odermennig, Kirſchlorbeer, Benediktwurzel, Sternanis, Eiſenhütchen, Küchenſchelle, Poley, Saturey, Meliſſe, Münze und viele andere.
Seite 287 — 512

Des

Des erſten Abſchnittes
Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Kurze Einleitung und unterhaltende Geſchichte der Arzneywiſſenſchaft. Aelteſte Periode; mittlere Periode; neuere Periode. Univerſitäten=Entſtehung in Deutſchland. Pharmazie, wie man ſie betrachtet. Nothwendigkeit der Botanik für den Apotheker. Pflanzen und Pflanzentheile. Sammlung derſelben. Schwierigkeiten, welche ſich bey Anordnung der Gegenſtände in dieſem Theile des Pflanzenreichs entgegenſtellen. Rechtfertigung über die getroffene Anordnung.

Genau verbunden und verwebt iſt die Geſchichte der Botanik mit der Geſchichte der Medizin; jene diente bereits als Gegenſtand würdiger Unterhaltung im erſten Bande unſerer Naturgeſchichte des Pflanzenreichs: nicht minder merkwürdig und einflußvoll wird hinfüro auch dieſe ſeyn, und wir hoffen, daß nicht allein der Uneingeweihte in der Arzneykunde, ſondern auch der Arzt, deſſen Beruf es nicht ausſchließlich iſt, die Geſchichte der Medizin, mit

beſonderer Hinſicht auf unſern hier zu bearbeitenden Gegenſtand, zu ſtudiren, manches Angenehme und Belehrendunterhaltende finden dürfte.

Die Medizin, dieſe herrliche und beglückende Wiſſenſchaft oder Kunſt, wie wir dieſes lieber wollen, denn ſie iſt beydes zugleich, hatte die verſchiedenſten Schickſale; bald wurde ſie verlacht und mit Hohn überſchüttet, bald wurde ſie vergöttert; ja die ältern Komödienſchreiber verſpotteten ſie ſogar, und die neuern ahmten dieſe Sünde nach; ſo Plato, Plinius, Cato, Agrippa, und Rouſſeau mit Moliere, anderer nicht zu gedenken. Wir ſehen die Medizin mit Ariſtoteles, an der Hand der Naturgeſchichte einhergehen, und ſehen, wie Alexander der Große durch achtzig attiſche Talente *) ſeinen Lehrer in den Stand ſetzte, Großes zu begründen; ſpäter finden wir römiſche Sklaven, die ihre üppigen Gebieter ſalbten, mit dem Namen Medici belegt.

So

*) Achtzig attiſche Talente waren acht Tonnen Goldes nach Blumenbachs Angabe, nach Barthelemy waren es hingegen nur 432,000 franzöſiſche Livres; ſey dem aber wie ihm wolle, ſo war es immer eine ſchöne Summe, wenn auch nur die letztere Schätzung gelten ſollte.

So viel können wir mit Gewißheit verſichern, daß die Arzneykunde keine dem Menſchen gleichſam angeſchaffene Weisheit iſt, ſondern zu denen, durch Erfahrung und Nachdenken, mit vieler Mühe erworbenen Gütern gehört. Daher machen wir auch den richtigen Schluß, daß dieſe Wiſſenſchaft nichts weniger als ſchnell geſtiegen, ſondern daß vielmehr viele zufällige Umſtände auf ihren Fortgang und ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung einwirkten. Zeitgeiſt, Bedürfniß, Gemächlichkeit, Religion und Philoſophie hatten einen großen Einfluß auf das Vorrücken in dieſer Kunde, ſo daß ſie oft in großen Perioden der Zeit ſehr wenig, in kleinen hingegen oft ſehr viele Fortſchritte machten; ja wir ſahen Perioden eintreten, in welchen wir gar nichts von der Medizin erfuhren. Aus dieſen Fortgängen, welche die mediziniſche Wiſſenſchaft machte, und wie ſie ſich nach gewiſſen angenommenen Vorausſetzungen modelte, erſtand das, was wir gegenwärtig Epochen derſelben nennen.

Luſtig iſt es anzuſchauen, wie viele ſogenannte Gelehrte und eigentliche geiſtloſe Geſchichtsforſcher den Anfang der mediziniſchen Wiſſenſchaften, oder

der Heilkünſtler in das für uns verlorne Paradies ſetzen, und ſogar den fatalen Apfelbiß der Frau Eva als den Urſprung aller Krankheiten anſehen wollen, indem ſie annehmen, daß eben der Herr deswegen dieſe Frucht zu eſſen verboten hätte, weil ſie den Keim aller Krankheiten in ſich trage und fortpflanze. Lieber wollen wir den erſten Urſprung der Medizin von der Erfahrung herleiten. Ausgemacht iſt es, daß die menſchliche Geſundheit, auch bey der einfachſten, und wie wir es im Gegenſatze zu nennen pflegen, auch bey der ungekünſteltſten Lebensart, widrigen Einflüſſen und Zufällen ausgeſetzt iſt, vielleicht daß den früheſten Generationen eben wieder der Zufall Mittel gegen die übeln Folgen derſelben an die Hand gab; hierauf wurde dann weiter verſucht, und Vergleichung und Nachdenken beſtätigten den zufällig erhaltenen Fund. Oder konnte es wohl dem aufmerkſamen Menſchen verborgen bleiben, was die Natur, oder die Summe der thätigen Kräfte im Menſchen ſelbſt that, um die Krankheit zu zerſtören und zu entfernen. Gewiſſe Triebe, die der kranke Menſch, nach ihm bekannten Dingen hatte, wurden befriediget, und hiemit der Krankheit eine wohlthätige Richtung gegeben, konnte es wohl dem

Theil=

Theilnehmenden entgehen, wie der Fieberkranke ſchwitzte, wie ſich ſeine Krankheit auf dieſe Erſcheinung beſſerte, oder eine andere Richtung nahm u. dgl. m.

Mit einer allgemein verbreiteten Idee, daß der Menſch, das Meiſterſtück der Schöpfung — das Ebenbild Gottes, ſeines Schöpfers, den Gebrauch der Arzneymittel (wenigſtens mehrerer) von den Thieren erlernt hätte, iſt etwas weniger als wahrſcheinlich, und gränzt an das Fabelhafte. So erzählt man ſich, daß wir das Aderlaſſen von dem Nilpferde, das Klyſtiren von dem Storch oder Ibis, und den Gebrauch der Nießwurz von den Ziegen gelernt hätten; ja man geht ſo weit, und prophezeiht anderes Wetter, wenn der Hund Gras frißt; trifft dieſes aber nicht ein, ſo wird natürlich die Beobachtung oder der vorhergemachte Schluß vergeſſen. Es kann mit Zuverläßigkeit angenommen werden, daß die Arzneykunde früher ausgeübt wurde, ehe es eigentliche Aerzte gab; Plinius ſagt: die Römer hätten 600 Jahre lang keine Aerzte gehabt, und in dieſer langen Zeit, ſtatt aller Medizin, Kohl gegeſſen, und dieſes kann uns um ſo wahrſcheinlicher

vor-

vorkommen, da durch die Römer, zu Cato's Zeiten und auf ſein Anſtiften, alle Aerzte von Rom weggejagt wurden, und man zu dieſer Zeit die Ausübung der ärztlichen Hülfleiſtungen wieder den Sklaven anwies. Ueberhaupt haben die Römer der ältern Zeit keinen ärztlichen Originalkopf aufzuweiſen, vielmehr nahmen ſie nicht allein in dieſem Fache der Gelehrſamkeit, ſondern auch in andern, Griechen unter ſich auf, und auf dieſe Art kam auch die Wiſſenſchaft Griechenlands in die Gewalt der Römer, wurde dann in ein römiſches Kleid gekleidet, und die Sprache der Römer erhob ſich, ſtatt der griechiſchen, zur allgemeinen Sprache der Gelehrſamkeit.

Vierhundert und ſechszig Jahre nach der Erbauung des weltbeherrſchenden Roms, finden wir bey Plinius eine Geſchichte im erſten Kapitel des XX. Buchs aufgezeichnet, welche die Unkultur und Rohheit des römiſchen Volkes in ein helles Licht ſetzt. Sie ließen nämlich eine heilige heilende Schlange von Epidaurus holen, um die eingetretene peſtartige Krankheit zu verſcheuchen oder zu bekämpfen — werden ſich dem ſtummen Meiſter nicht einige geſchwä-

ſchwätzige Geſellen beygefügt haben, aus der Zahl der zufälligen Prieſter und Diener des Aeskulaps? dieſes iſt kaum zu bezweifeln, da wir dergleichen Erſcheinungen noch heut zu Tage bemerken können. Dieſes iſt aber keineswegs ein Flecken der medizini-ſchen Wiſſenſchaft ſelbſt, vielmehr verdunkelt es den Charakter des römiſchen Volkes, welches ſich mit andern ſchreyenden Grauſamkeiten auch die erlaubte, die ärztliche Kunde und deren Ausübung den ge-meinſten unter ſich, den Sklaven, anzuvertrauen, die oft durch eine gelungene Kur ihre Freyheit er-hielten. So erhielt Antonius Muſa, welcher den Kaiſer Auguſtus durch kalte Bäder heilte, von ihm ſeine Freyheit, Geld, einen Ritterring, und zuletzt eine Ehrenſäule. Späterhin haben aber auch die Römer unter ihrer kaiſerlichen Regierung den Aerzten wieder vollkommene Gerechtigkeit widerfah-ren laſſen, ihnen Vorrechte und Würden zugeſtan-den, und zu jenen Zeiten auf einen erhabenen Ge-ſichtspunkt geſtellt.

Die allgemeine Geſchichte, ſo wie die der ein-zelnen Wiſſenſchaften, macht nicht allein eine ſehr angenehme Unterhaltung, ſondern gehört gewiß zur allge-

allgemeinen, wie zur höhern Bildung des Menſchen, und liegt gleichſam in den geiſtigen Anlagen eines jeden vernünftigen Weſens — durch die Geſchichte rufen wir die Vergangenheit hervor, und ſtellen uns auf einen Geſichtspunkt, von welchem wir die Begebenheiten von Jahrtauſenden in wenig Minuten überblicken, und laſſen, wie in einem optiſchen Kaſten, das vortreten, was in dieſem oder jenem Augenblicke würdig ſcheint, oder uns angenehm überraſcht. Dieſes mag der Grund ſeyn, warum wir hier einen kurzen und gründlichen Abriß der Geſchichte der Medizin liefern, warum wir unſern Leſern die Schickſale dieſer Wiſſenſchaft bey verſchiedenen Völkern vorhalten wollen; deswegen durchgehen wir Klio's Tafeln, um vielleicht einige trockene Gegenſtände durch ihr Schickſal intereſſanter zu machen.

Abgeſehen von allem dem, was bloße Vermuthung iſt, welches wir auch bereits berührten, finden wir ſchon bey den Egyptern deutliche Spuren von einer Medizin, welcher wir aber keine bedeutende Höhe andichten wollen. Alles, was in die Categorie der Wiſſenſchaften gehörte, war in den

Hän=

Händen der ſogenannten Prieſter, und wurde von ihnen in ein heiliges Dunkel, in das Gewand der Hieroglyphen gehüllt und verhüllt, und ſpätere Schriftſteller erzählten wieder, was man ihnen erzählte. Herodot iſt der älteſte oder früheſte der Schriftſteller, welche ſich über die egyptiſche Weisheit verbreitete, und nach ſeiner Mittheilung hatte man gegen eine jede Krankheit faſt einen beſondern Arzt — ſo einen gegen das Fieber, den Fieberarzt; einen gegen die Krämpfe, den Krampfarzt; gegen den Durchfall, den Durchfallarzt u. ſ. w. Mehrere unſerer Leſer werden hier denken, das wiederholt ſich ja bey uns — und werden die Frage aufwerfen: war es denn nicht jederzeit auch bey den Nationen der neuern Zeit, und jetzt eben ſo? haben wir nicht auch Aerzte, die bey dieſer oder jener Krankheit gut geheißen, und eben aus dieſem Grunde vorgezogen werden? haben wir nicht Kinder- und Frauenzimmer-Aerzte? hat dieſer oder jener nicht einen ganz beſondern Talisman, ein Pülverchen, Sälbchen oder Tröpfchen, die er die ſeinigen nennt und die nur ſeinen Namen tragen? und ſo iſt es, und ſo war es immer, und ſo wird es ſeyn; denn ein Arzt, der nicht einen beſondern Talisman, oder einen gemeſſe-

nen oder ungemeſſenen Grad von Charletanerie hat, iſt und bleibt auch bey dem möglichſt vollendeten ärztlichen Wiſſen, immer im bürgerlichen Leben, ein armer Mann. Uebrigens hielten die Egypter viel auf die Medizin, dieſes ſehen wir an den perſonificirten Göttern, denen ihre Erfindung zugeſchrieben wird. Der älteſte König der Egypter, Serapis oder Oſiris, mit ſeiner Schweſter und Gattinn, ebenfalls nachherige Göttinn Iſis. Aerzten wurde ſogar von ihnen das Staatsruder anvertraut. Hermes (Trismegiſtus, auch wohl Thoth oder Thauth, bey den Römern Merkurius), war ihr dirigirender Miniſter und ebenfalls einer der erhabenſten Heilkünſtler; und der größte Virtuoſe, Apollo ihr Sohn. Von dieſem Hermes ſollen Schriften vorhanden ſeyn, die in ſechs Büchern beſtehen, und den Paſtophoren als Heiligthum übergeben wurden; ob nun dieſe Bücher von einem wahren oder falſchen Hermes exiſtiren, ſo bleibt eine der darin enthaltenen Vorſchriften, nämlich die, dem Kranken die erſten drey Tage keine Arzney zu reichen, immer ſehr merkwürdig, und wäre auch jetzt wohl denen Aerzten ſehr zu empfehlen, die das Recept ſogleich bey der erſten Anſicht des Leidenden

bey

bey der Hand haben — aber damals hatte man noch keine Apotheken.

Unter den åltern Vôlkern des Orients treffen wir ebenfalls mediziniſche Kenntniſſe an; hier tritt der große Moſes hervor, zwar nicht ausgegeben für den Erfinder der Medizin, wie einige Talmudaner wollen, flocht Moſes ſchône mediziniſche Prinzipien in ſeine Geſetzgebung; denen Leviten war die Ausübung der Arzneykunde als Prieſter geſetzlich anvertraut, und wer erkennt nicht den großen Naturkenner zugleich im Geſetzgeber und Feldherrn Moſes in ſeiner Schôpfungsgeſchichte; wer erkennt nicht den Arzt in den Ritualgeſetzen, die er ſeinem Volke zur Erhaltung ihrer Geſundheit gab? Wie genau kannte Moſes den Ausſatz, und welche vortreffliche Vorbauungs= und Verbannungsmittel wendete er an, um die erniedrigte, ſchmutzige Nation zu reinigen und zu heilen. Noch heutiges Tages verbieten wir Schweinefleiſch und Sauerkraut bey Kråtzigen und exanthematiſchen Krankheiten überhaupt. — Von der Beſchneidung und ihrem großen diåtetiſchen Nutzen im Morgenlande wollen wir hier nichts ſagen. Wenn aber Einige behaupten: Salomon habe den

Blutumlauf ſo gut gekannt, wie wir; ſo möchte dieß wohl beſtritten werden können, und erſt als man den Blutumlauf kannte, konnte man die Worte des Predigers Salomo Kap. XII. V. 1 — 6. verſtehen. Man ſehe die Bibelausgabe Frankfurt und Leipzig 1804. A. T. S. 563, beſonders den ſechsten Vers, wo die güldene Quelle das Blut bedeutet, und der Eymer das Herz. Offenbar ſpricht hier der Prediger vom Tode nach der Verblutung, denn der ſiebente Vers giebt darüber Aufſchlüſſe. So viel von den Hebräern.

In Indien finden wir ebenfalls die Medizin in den Händen der Brachmanen und Braminen, Prieſter, denen der Kultus auferlegte, nichts als Gegenſtände aus dem Pflanzenreiche zu eſſen; es war daher ſehr nothwendig, ſich mit denſelben auf das genaueſte bekannt zu machen, und ſie haben auch zu ihrer Zeit die Botanik ganz vorzüglich bereichert, welches ihnen in dem an Pflanzen ſo unendlich reichen Indien ſehr leicht war. Auch beſitzen wir ein unſchätzbares Werk unter dem Namen: Hortus malabaricus, welches ein redender Beweis hiervon iſt.

Es iſt vielen unſerer Leſer gewiß nicht unbekannt, daß ſich die Annalen der Geſchichte der Sineſen ins graue Alterthum erſtrecken; dieſe machen zwey ihrer Könige, für ſie das Höchſte auf Erden, zu Erfindern der Arzneykunde, und ſchreiben beſonders dem letztern Bücher zu, welche er über dieſe wohlthätige Wiſſenſchaft geſchrieben haben ſoll. Uebrigens können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die hohen Wiſſenſchaften, welche wir den Sineſen, Chineſen und Japanern zuſchreiben, größtentheils nur in der Idee wahr iſt; denn der Zuſtand der Medizin in jenen Ländern iſt einer der erbärmlichſten, den man finden kann. Den Berichten der chineſiſchen Miſſionäre iſt wenig oder gar nicht zu trauen, ſie haben ganz beſondere Abſichten gehabt, weswegen ſie jene Völker ſo ſehr erhoben, die wir hier nicht unterſuchen wollen. Wer den vortrefflichen de Pavu Recherches philosophiques sur les Egyptiens et Chinois, Berlin 1777. zur Hand hat, wird darüber Belehrung genug finden. Unſer vortrefflicher Herder ſagt in ſeiner Geſchichte der Menſchheit, Th. III. S. 13, über die Chineſen: „Die Arzneykunſt, wie der Handel der Chineſen, iſt ein feines, betrügeriſches Pulsfühlen, welches den

den Charakter dieſer Nation in ſeiner ſinnlichen Feinheit und erfindungsloſen Unwiſſenheit malt und darſtellt". *)

Wenige mediziniſche und botaniſche Kenntniſſe treffen wir bey den Celten; hier waren die Aerzte die Druiden, und Plinius erzählt Manches von ihnen, ſo z. B. daß ſie den Eichenmiſtel, den wir in der Folge werden kennen lernen, als ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit gebraucht hätten, welches ungefähr ſo viel ſagen will, als wenn Aerzte unſerer Zeit den Theil der Ochſenaugen, welchen wir unter dem Namen, die Kryſtallinſe des Auges, kennen, gegen Fieber anwenden.

Die Phönicier, Perſer und Chaldäer haben zwar in der Philoſophie Manches geleiſtet, aber von ihrer Medizin iſt uns nur wenig zu Geſicht gekommen; es müßte denn die Beobachtung des Melampus ſeyn, welcher von ſeinen Ziegen bemerkte, daß ſie purgirten, wenn ſie die Nieß-

wurz

*) Ob ich gerade Herders Worte brauchte, weiß ich nicht, da ich es aus dem Gedächtniſſe ſchreibe, und nur den Theil und die Seitenzahl bemerkt habe.

wurz genoſſen hatten. Aber dieſe Beobachtung war dennoch wichtig, und zeigt, daß keine Aenderung in der eigentlichen Natur der Dinge vorgefallen iſt, weil dieſes auch noch jetzt geſchieht; machten alle Aerzte unſerer Zeit ſo richtige Beobachtungen über die Wirkungen ihrer Vorſchriften, die oft in ihrer Miſchung das deutlichſte Gepräge der Unwiſſenheit tragen, wie ſie dieſer Hirte, denn das war Melampus, machte, ſo würde man die Krankheiten ſicherer heilen.

Doch ich eile zu den Griechen, die eine mediziniſche Geſchichtsperiode von dem Vater Hippokrat aufzuweiſen haben. Sehen wir alſo die Morgenröthe der Arzneykunſt, der Naturgeſchichte und der Botanik in dem herrlichen Griechenlande aufgehen, betreten wir den klaſſiſchen Boden mit den ſchönen und glühenden Empfindungen, welche die Wiſſenſchaften erfordern, ſehen wir ein Land vor uns, gleich einer Karte ausgebreitet, uns ein Bild entgegenhalten, welches uns zeigt, was Menſchen durch Kultur werden können, was ein kleines Land bey geſchloſſenen Kräften vermag, ſehen wir, wie dort die den Menſchen würdigenden

Künſte und Wiſſenſchaften entſtanden, aber auch verſchwunden ſind. Mit zufriedenem Lächeln hält uns Klio die ehernen Tafeln bey dieſer Periode entgegen. Götterzeit, Heldenzeit und die Zeit der Philoſophen berühren ſich hier im geſchloſſenen Kreiſe, und geben dem Forſcher Stoff zur Bewunderung; und erröthend muß unſer Zeitgeiſt zurückweichen, ob wir ihn gleich preiſend allen Winden einblaſen, um die ganze Welt durch ihn zu beglücken.

Die Götterzeit der Griechen unterordnet, mit rein poetiſchem Sinne, die Medizin dem Apoll; er war ein Sohn des Jupiters und der Latona; einem Sohne der Sonne unterordneten ſie die Medizin, der Licht- Wärme- und Leben-Verbreiterinn, der in ihrem unaufhaltſamen Gange durch Hitze und Fäulniß auch zerſtörenden; auch erhielt er den Namen eines Erhalters. Aber auch Göttinnen der Heilkunde, der Geſundheit ſchuf die Phantaſie der Griechen jener Zeit; wer kennt nicht das ſo oft dargebothene Bild der Hygea, als kraftvolle Frau, in der einen Hand eine Schaale, in der andern eine Schlange haltend, ja die Göttinnen der Geſundheit

wur-

wurden von den Griechen ſogar vervielfältiget, um den irdiſchen Weibern bey gewiſſen unabänderlichen Krankheiten und Folgen ſchätzbarer Naturereigniſſe beyzuſtehen. Alemona, Nina und Decima theilten unter ſich die Sorge für das werdende Geſchlecht.

Unter den griechiſchen Halbgöttern können wir den Chiron als den älteſten annehmen; er war ein Theſſalier, und lebte zur Zeit der Argonauten, deren Expedition nicht in unſern kurzen geſchichtlichen Abriß der Medizin gehört. Chiron zog Schüler, den Asklapius oder Aeskulap, welchen man als einen Sohn des Apoll anerkannte, und dem ſein göttlicher Vater gleichſam das Monopol der Ausübung der Arzneykunſt verlieh, das auch auf ſeine Nachkommen übergieng. Das Schickſal Chirons war eine Folge ſeiner freventlichen Handlungen; er wollte Todte erwecken — weswegen Jupiter ergrimmt, ihn mit ſeinem Blitze tödtete.

Aeskulap war ein hochverehrter Gott der Griechen, keiner hatte ſo viele Tempel und Prieſter als dieſer, und bey keinem andern Dienſt der Götter ließ man es ſich ſo wohl ſeyn, als bey dieſem.

zu Epidaurus und Pergamus, zu Cos und an vielen andern Orten hatte Aeskulap Tempel, ſogar zu Rom; die Kranken wallfahrteten dahin, und in den Vorhöfen jener Tempel wurden ihnen die Mittel zu ihrer Geneſung durch einen Traum kund gethan. Die Prieſter verſäumten nicht, die Geſchichte ſolcher Geneſungen in ihren Tempeln aufzuhängen, und das Ganze in eine Art Religionsgebrauch einzukleiden, deſſen Ausübung ſelbſt nach der wiſſenſchaftlichen Regelung der Medizin noch lange beſtand. Wir finden von dieſem Heldenalter an gerechnet, eine Lücke von mehreren Jahrhunderten, in denen die Geſchichte ſchweigt, bis etwa zu den peleponeſiſchen Kriegen. Nur ſo viel wiſſen wir, daß ſich die Medizin in verſchiedenen Schulen getrennt hatte, deren jede nach andern Grundſätzen lehrte und heilte, wie wir dieſes noch heut zu Tage bemerken.

Allein, die Philoſophie ſchwang nun ihre Fackel, und verbreitete Licht über die empiriſchen Formen der Arzneykunde; ſie wurde als ein Theil der Philoſophie angeſehen, und nach rationellen Grundſätzen gehandhabt. Pythagoras iſt hier zu nennen, er war der Stifter des lang beſtandenen Inſtituts der

bildlichen Philoſophie, er ſelbſt zwar kein eigentlicher Arzt, hat dennoch Verdienſte wegen Angabe geregelter Diät, und beſonderes Anrathen der vegetabiliſchen Stoffe als Nahrungsmittel.

Hier müſſen wir nun unſere Forſchungen weiter leiten, wenn wir den Zweck belehrender Unterhaltungen nicht überſchreiten wollen; wir müſſen dem minder Dunkeln näher treten, und eine zweyte Epoche zu entwickeln beginnen, die mehr dahin führt, die Kenntniſſe zu berückſichtigen, welche unſere Vorfahren in der Botanik beſaßen, und erfahren, wie einfach ſie bey höchſter Würdigung waren.

Wir können nun zu einer Periode übergehen, welche an ihrer Spitze einen Mann aufzuweiſen hat, der ſich ſowohl bey Aerzten als Nichtärzten in großes Anſehen geſetzt hat; es iſt Hippokrates, welcher von unſern verehrten Leſern hörte nicht von ihm, oder ſprach dieſen Namen nicht ſchon ſelbſt aus; dieſer oder jener iſt ein wahrer Hippokrates, will eigentlich weiter nichts ſagen, als ein großer Arzt, ein Mann, der die Arzneywiſſenſchaft umfaßt und anwendet. Hippokrates verdient es, auf die Nachkommen einen ſolchen verehrungswür-

würdigen Eindruck gemacht zu haben; er war es, der mit Kenntniſſen, Geiſt und Muth ausgerüſtet, eine wahre Revolution in der Medizin bewirkte. Er war auf der Inſel Cos geboren, und in der dortigen einflußvollen Schule, in der Medizin unterrichtet worden. Er erkannte leicht, da er ſelbſt Aeskulapide war, den Misbrauch, welchen die Partheyen von der Arzneywiſſenſchaft machten, verwarf die blinde Erfahrung und Empirie, vermied aber eben ſo ſehr bloße Raiſonnements der Philoſophen. Die Natur war ſeine Führerinn bey Behandlung innerer beſonders ſogenannter hitziger Krankheiten, in deren Heilung er, die einfachſten Mittel anwendend, ſehr glücklich war.

Die Chirurgie verdankt dem würdigen Altvater der Medizin ihre Grundlage, und ſo ſehr man die anatomiſchen Kenntniſſe des Hippokrates beſtreitet und bezweifelt, ſo ergiebt ſich doch bey genauerer Unterſuchung, daß er den Knochenbau des Kopfs und der Gliedmaßen des menſchlichen Körpers kennen mußte, um das zu leiſten, was er leiſtete; auch mußte er den Lauf der Blutadern gut und genau kennen, indem er an verſchiedenen Theilen des Körpers die Adern öffnete, um Blut herauszulaſſen.

Mehrere unſerer Leſer, welche eine ſo intereſſante Wiſſenſchaft, wie die Medizin, anſpricht, möchten wohl recht gerne wiſſen, wann dieſer ſo oft genannte Wundermann lebte und wirkſam war. — Dieſes mit vollkommener Gewißheit zu beſtimmen, möchte wohl Manchem ſchwer fallen, der nicht die medizinischen Wiſſenſchaften, in Verbindung mit der allgemeinen und beſondern Geſchichte, gründlich ſtudirte, wie wir leider! viele ſolche junge Hippokrates haben. Das Geburtsjahr des alten Hippokrates fällt etwas früh hinauf, nämlich in die 80ſte Olympiade, das iſt, in das Jahr der Welt 3575, oder 460 Jahre vor der Geburt des Herrn. Man kann von unſerm berühmten Hippokrates die Stelle im 6ten Bande der Reiſen des jungen Anacharſis durch Griechenland leſen. Auch ſein eigenes hohes Alter bezeichnete ihn ſelbſt als großen Arzt, er ſtarb zu Lariſſa in Theſſalien, und er ſoll über 100 Jahre alt geworden ſeyn. Uebrigens wiſſen wir von ſeinem Privatleben nichts mit Gewißheit, ſo wie auch ſeine Schriften größtentheils verfälſcht, und viele ihm zugeſchrieben worden ſind, die er nicht verfaßt hatte, wozu wahrſcheinlich die Habſucht der Ptolomäer Gelegenheit gab, welche mit den damali-

maligen Herrſchern, ſeltene Bücher für die alexan=driniſche Bibliothek ſammelten, indem ein Buch um ſo theurer bezahlt wurde, je berühmter deſſen Ver=faſſer war, und Hippokrates war ſehr berühmt, und verdient es noch zu ſeyn.

Unmöglich kann es hier der Zweck ſeyn, unſere Leſer mit dem Lehrgebäude dieſes großen Mannes zu unterhalten, vielmehr liefern wir ja nur eine ganz kurze Geſchichte der Medizin, oder vielmehr wir leiten unterhaltend auf die mannigfaltigen Ge=genſtände hin, welche nach und nach aus dem Pflanzenreiche genommen wurden, um als Heil=mittel oder Arzneyen zu dienen.

So wenig wir dem erfahrnen Hippokrates Pflanzenkenntniß abſprechen wollen, ſo zeigt ſich bey ſehr genauer Unterſuchung, daß er deren kaum 200 kannte, wovon er aber nur wenige anwendete; es iſt bereits, in den erſten beyden einleitenden Thei=len der Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte des Pflanzenreichs, von dem verewigten Verfaſſer alles das, was zur Geſchichte der botaniſchen Wiſſen=ſchaft gehört, in einer eigenen Abhandlung beyge=bracht, und die großen und thätigen Männer, wel=

chen

chen wir ſo viel in derſelben verdanken, in chronologiſcher Ordnung angeführt, und das, was ſie Weſentliches leiſteten, angegeben, und gehörig gewürdiget worden. Wir können alſo nur noch die Periode der Geſchichte der Medizin von Hippokrates nachtragen, in ſo fern dieſer Band auf die Pflanzen, die gleichſam ausſchließlich als Heilmittel angenommen worden ſind, berechnet iſt.

Die Römer, ein Räubervolk bey ihrer erſten Entſtehung, ſpäter wie alle Eroberer herrſchſüchtig und luxuriös, hielten nicht viel auf Wiſſenſchaften. Die Gelehrten, welche die Römer aufzuweiſen hatten, waren Griechen, und in andern als römiſchen Schulen gebildet, obgleich nach und nach die lateiniſche oder römiſche Sprache die Sprache der Gelehrten wurde.

Gegen das Ende des erſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, entſtanden in der Medizin Trennungen aller Art, und es wurden Sekten erzeugt, wie das auch ſpäterhin, und in den neuern Zeiten, noch immer der Fall iſt. Sehr viel haben wir in dieſer Periode Plinius dem Aeltern zu verdanken; er ſtarb im Jahr Chriſti 78 in ſeinem Beruf, die Natur

des

des Veſuvs und ſeine Ausbrüche erforſchen wollend; Einige laſſen ihn in den Krater fallen, Einige von Steinmaſſen erſchlagen; allein, gewiſſer iſt, daß dieſer große Naturforſcher ſeiner Zeit, im Rauche und den Schwefeldämpfen des Veſuvs erſtickte. Hier könnte ein Heer von Schriftſtellern angegeben werden, die Verdienſte um Entdeckungen der Heilmittel aus dem Pflanzenreiche haben; allein, wir unterhalten wohl mit Aufzählung jener Namen nur wenige unſerer verehrten Leſer, theilen alſo nur Reſultate mit; doch können wir den großen Columela nicht unberührt laſſen, weil wir ihm gar zu viel über die Dinge, die uns hier näher liegen, zu verdanken haben. Sein Werk enthält treffliche Bemerkungen über die Baumzucht, den Garten- und Weinbau, und giebt uns ein vollkommenes Gemälde der römiſchen Landwirthſchaft, ſeiner Zeit. Auch er lebte mit dem ältern Plinius gleichzeitig, alſo im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, wurde aber nicht zu Rom, ſondern zu Cadix geboren.

Einer Schule, welche man die empiriſche nannte, waren die Bemühungen in der Botanik ungemein willkommen, und ſie wähnten, für einen

jeden

jeden beſonders ſcheinenden Krankheitsfall habe die Natur auch ein beſonderes Kräutchen wachſen laſſen, wie dieſes der gemeine Mann ſelbſt in unſern Tagen noch glaubt, und ſich für überzeugt hält; daher kommen auch die bezüglichen Namen: Lungenkraut, Leberkraut, Herzgeſpann, Milzkraut, Augentroſt, Beinwelle u. dgl. m.

Das zweyte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, weiſet uns den ebenfalls großen und bekannten Galenus auf; er hatte das große Verdienſt eines gründlichen Sammlers damaliger Zeit, und brachte die Medizin in ein zuſammenhängendes Syſtem.

Nach Galen trat eine für die Arzneykunde, und überhaupt alle Wiſſenſchaften höchſt betrübte Periode ein, welche für die Medizin wohl fünfhundert Jahre anhielt. Mit dem ſpätern Wiederaufleben der Wiſſenſchaften nahm auch die Arzneykunde eine ſchönere und vollendetere Geſtalt an, nachdem noch eine Periode, die der Arabiſten, geleuchtet hatte, und zu Grunde gegangen war. Das fünfzehnte Jahrhundert erzeugte eine große Revolution in der Arzneykunde, ſo wie es überhaupt ein

Jahrhundert großer und wichtiger Erſcheinungen genannt zu werden verdient; beſonders wurden die Wiſſenſchaften dadurch begünſtiget, daß die Herrſcher ſelbſt Geſchmack an den Wiſſenſchaften fanden, die Wege zu denſelben bahnten, und die Mittel, in ihren Beſitz zu gelangen, erleichterten. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert begrüßte viele neue Univerſitäten in Europa, und beſonders in Deutſchland: Prag (1347), Wien (1365), Heidelberg (1385), Köln (1388), Erfurt (1392), Würzburg (1406), Leipzig (1409), Trier (1454), Ingolſtadt (1472), Tübingen (1477) u. ſ. w. Die Buchdruckerkunſt, Holzſchneidekunſt (Xylographie), und die Kunſt, Gegenſtände in metallene Platten einzugraben, fallen ebenfalls in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, und trugen ungemein viel dazu bey, den mediziniſchen Wiſſenſchaften einen feſten Standpunkt zu verſchaffen. Gegenſtände der Anatomie wurden in Holzſchnitten und auf Papier vervielfältiget, beſonders wendete man aber dieſe Kunſt, ſo wie die in Kupfer zu ſtechen, darauf an, Pflanzen, welche ſich durch beſondere Heilkräfte auszeichneten, zu vervielfältigen, wobey aber auch manches fabelhafte mit entſtand,

und Dinge abgebildet wurden, welche die Natur nicht hervorbringt. Wichtig ſind uns die erſten botaniſchen Abbildungen in einem Werke, welches Ortus (Hortus) sanitatis genannt wird. Die Entdeckung eines neuen Welttheils, welche ebenfalls in dieſe Periode fällt, mußte beſonders einen großen Einfluß auf die Arzneywiſſenſchaft haben, und eine große Menge Naturgegenſtände, und unter dieſen auch Arzneymittel herbeyführen. Auf beſondere Veranlaſſungen, welche die Arzneykunde in Thätigkeit ſetzten, und zum Forſchen und Auffindung noch nicht bekannter Mittel aufmunterten, können wir uns hier natürlich nicht einlaſſen, aber erinnern wollen wir, daß aus der neuen Welt manche Krankheitsform zu uns übertragen wurde, die wir vorher nicht kannten, und welche nothwendig alle damaligen Heilkünſtler aufmerkſam machen mußte. Blattern, engliſche Schweiße, veneriſche Krankheiten und andere, waren es, welche die Europäer vor der Entdeckung von Amerika nicht kannten. Hier ſchließt ſich nun die Geſchichte der Botanik, welche ſchon im erſten Theil, von dem erſten Verfaſſer, für den Zweck unſerer Unterhaltungen genau und gründlich dargeſtellt worden iſt. Wir ſehen, wie genau

die Naturgeſchichte aller drey Reiche der Natur, mit der Geſchichte der Heilkunde, der Apothekerkunſt und der Heilmittellehre (Materia Medica) ganz beſonders verbunden und verſchwiſtert iſt, und glauben gleichſam durch dieſe Fortſetzung einer gedrängten Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft unſern verehrten Leſern einige Stunden Unterhaltung verſchafft zu haben. Wer thut nicht gern einen Blick in die Vergangenheit, und vergleicht dieſe nicht gern mit dem Gange der Zeit, in welcher er lebt und wirkt.

Als einen ganz vorzüglichen Theil der Arzneykunde betrachten wir gegenwärtig die Pharmazie, und dem Apotheker ſind eigentlich die zur Heilung der Krankheiten beſtimmten Pflanzen in ihrem ganzen Umfange anvertraut. Hieraus ergiebt ſich, daß der Apotheker auch vollkommene Kenntniſſe in der Pflanzenkunde beſitzen muß — leider! aber finden wir noch viele Apotheker, die dieſes wichtige Amt nicht verwalten ſollten, und nur dem Namen nach Apotheker ſind, oder deswegen im Publikum für ſolche gelten, weil ſie eine Menge Sachen in Pixen und Schachteln um ſich angehäuft haben, die ſie ihrem Weſen nach nicht kennen. In der herrlichen

bota=

botaniſchen Wiſſenſchaft überlaſſen ſich dieſe Herren den Kräuterweibern oder Sammlern, und bewahren oft gewiſſe Dinge unter ganz andern Namen auf. Doch es iſt nicht Plan unſerer Unterhaltungen, Pharmazie zu lehren, hier unterſtützen den wißbegierigen, fleißigen Apotheker die herrlichſten deutſchen Werke, wenn ſein Streben dahin geht, Ehre und Segnungen ſeiner leidenden Mitmenſchen einzuärnten, und nicht nur allein ſeinen Säckel zu füllen. O! die Pflanzenkunde iſt in jeder ihrer Anwendungen eine ſegnende, für ſo vieles heilbringende Kunde, und nur der, der ſie ihrem Weſen nach würdiget, genießt das größte Vergnügen mit ihren Wohlthaten zugleich.

Doch wir gehen zu dem ſelbſt über, was der Menſch theils zur Erhaltung der Geſundheit, theils wenn dieſelbe verloren iſt, und der Körper in einen krankhaften Zuſtand übertritt, zur Wiederherſtellung derſelben aus dem Pflanzenreiche benützt. Es ſind nicht nur ganze Pflanzen oder Kräuter allein, ſondern Blumentheile, Blumen, Stengel, Rinden und Wurzeln, Saamen und ganze Früchte, Keime und Blätter, von welchen die Erfahrung lehrte,

daß

daß ein oder der andere Theil dem ganzen an Wirkſamkeit weit vorzuziehen ſey. Auch trifft die gütige Natur oft Anſtalten, die in medizinischer Hinſicht wirkſamſten Theile aus den Pflanzen ſelbſt abzuſondern, und uns gleichſam das beſte aus ihrem reichen Schatze zur Erhaltung unſers liebſten, der Geſundheit und des Lebens, entgegen zu bringen. Säfte aller Art, Harze, Gummi, Schleime, Balſame u. d. m. dringen aus der Rinde hervor, und geben uns Gelegenheit, das bereits durch die lebendige Kraft der Pflanze ausgeſchiedene, auf eine leichte Art zu ſammeln, und ſo die Kräfte großer Maſſen von einer Pflanze in einer ſehr kleinen Menge beyſammen zu finden. Das, was wir oft mit großer Geſchicklichkeit und vielen Koſten aus irgend einer wirkſamen Pflanze ausziehen müſſen, bietet uns die Natur reiner, als es die Kunſt je darſtellen wird, im Ueberfluſſe, aus einer andern Pflanze abſondernd, dar.

Wer ſich mit der Heilkräuterkunde praktiſch beſchäftiget, findet das ganze Jahr hindurch nützliche Beſchäftigung; denn nicht nur das ſchöne Frühjahr iſt geſegnet mit erfreulicher Blüthenfülle für Ge-

ſundheit und Leben; jede Jahreszeit ſpendet uns mehr oder weniger; und mehr oder minder kräftig hat ſich der Pflanzentheil in der ihm von der Natur vorgeſchriebenen Zeit entwickelt.

Wurzeln und Rinden ſammelt man im Frühjahre, ehe die Pflanze Blätter und Stengel getrieben hat; Blumen und Blumentheile gleich nach ihrer Entfaltung, wenn ſie den honigreichen Kelch, nach kräftiger Einwirkung der Sonnenſtrahlen, geöffnet haben; Kräuter und Blätter der Pflanzen, ehe die Blüthen entwickelt, und die Kräfte noch unvertheilt und verwendet in der üppigen Pflanze befindlich ſind. Saamen werden geſammelt, wenn ſie ihre vollkommene Reife erlangt haben, ſo auch die Früchte, welche man jedoch auch wohl zu gewiſſen Zwecken unreif einſammelt. Mooſe, wenn ein feuchter, herbſtlicher Regenwind die Fluren beſtreicht — dann blühen ſie am üppigſten, und vermehren ſich wie die minder beſcheidenen Pflanzen, deren Hochzeitbette vom Strahl der belebenden Sonne beleuchtet werden muß, um ihre Pracht auf Enkel fortzupflanzen.

Es iſt aber bey weitem noch nicht genug, daß die

diejenigen, welche ſich mit der Einſammlung und Aufbewahrung der Gegenſtände des Pflanzenreiches zum arzneylichen Gebrauche beſchäftigen, dieſe nur genau kennen und zur rechten Zeit einzubringen verſtehen; es gehört auch dazu die Kenntniß, wie eine jede Pflanze behandelt, und ſie mit Beybehaltung ihrer Kräfte, getrocknet, zugerichtet und aufbewahrt werden müſſe.

Viele Pflanzen haben flüchtige Theile, welche, wenn man ſie zu ſehr erwärmen oder zu lange an der Luft laſſen würde, nothwendig ihre wirkſamſten Theile verlieren würden; beſonders wenn dieſe Pflanzen ſtarkriechend ſind, und der Stoff, welcher dieſen Geruch hervorbringt, ein flüchtiges oder weſentliches Oel iſt. Es giebt aber auch Pflanzen und Pflanzentheile, welche einen angenehmen, oft ſehr ſtarken Geruch beſitzen, aber kein ſolches Oel enthalten; hier ſcheint die Urſache des Geruches in einer noch feinern ätheriſchen Materie zu liegen, die unſere Kunſt noch nicht in ihrer Reinheit darzuſtellen vermochte.

Unſere verehrten Leſer werden aus dieſem einſehen, daß wir irgend eine Eintheilung treffen

könn=

können, nach welcher wir die hieher gehörigen Pflanzenkörper eintheilen und anordnen könnten; allein, wir wollen uns an keine eigentliche Regel in der Darſtellung binden, nicht einmal eine alphabetiſche Ordnung wählen, weil wir ſonſt mehrere Pflanzen wiederholen, oder uns in eine Art Syſtem einzwingen müßten, von welchem der größte Theil der Leſer, ſo wie der Verfaſſer ſelbſt, ein Feind iſt. Ungezwungen, wie die heilig-ſchöne freye Natur wollen wir uns auch in dieſem Theile der Pflanzenkunde bewegen, und ſammeln und aufſuchen, was unſerer Geſundheit zuträglich iſt, und unſerm Körper das wieder erſetzen kann, was ihn durch unvorausgeſehene Umſtände krankhaft machte und entkräftete. Aber wir werden wohl nicht allein in Europa verweilen dürfen, auch entfernte Welttheile werden wir betreten müſſen, um Heilmittel zu finden, welche unſer luxuriöſes Zeitalter hervorbrachte und nährte; die Steppen Siberiens, wie die Gebirgskoloſſen der hohen Anden, die Ebenen Aſiens, wie die Gefilde des fruchtbaren Südamerika, werden uns ihre Zugänge öffnen, und mit Vergnügen werden wir nun auf die vielen Bände unſerer Unterhaltungen zurückblicken können, und ſie oft um Rath fragen müſſen,

da bereits ſchon viele Pflanzen abgehandelt wurden, die der Menſch zu ſehr verſchiedenen Zwecken benutzt, und deren medizinische Anwendung oft nur Nebenſache iſt. Wir beſitzen im Pflanzenreiche Körper, welche im Stande ſind, dem Menſchen Alles in Allem zu geben, was er bedarf. Wir beſitzen Pflanzen, welche dem genügſamen Menſchen Speiſe und Getränke, Kleider und Schuhe, Häuſer und Futter für ſein Vieh, Brennmaterial und Heilmittel darreichen. — Welcher unſerer Leſer würde ſich nicht hier an die Kokuspalme, die Dattel, den Piſang und mehrere Pananen-Gewächſe erinnern; welchem unſerer Leſer werden nicht die Kartoffeln, die Pataten, die Kaſtanien, mehrere Grasarten, von welchen wir bereits in den erſten Bänden der Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte des Pflanzenreichs handelten, in das Gedächtniß zurückrufen, und gerne den einen oder andern Theil dann aufſchlagen, und ſich von neuem zu unterhalten, wenn er mit leichter Mühe auf den erwünſchten Gegenſtand hingewieſen wird.

Die Anzahl der Arzneymittel iſt ſo groß, und

ihre Anordnung ſo verſchieden, daß es uns hier wohl unmöglich ſeyn wird, alles das, was ehedeſſen und jetzt in der Arzneykunde angewendet wurde, mitzutheilen, ohne unſern Plan zu überſchreiten, oder in eine ſolche Maſſe von Stoff zu verſinken, aus welchem wir, um uns herauszuarbeiten, wenigſtens ein ganzes Menſchenleben zubringen müßten. Dank ſey daher den Bemühungen derjenigen, welche die Materialien der Arzneykunde ſichteten, untereinander verglichen, und die Mittel dadurch vereinfachten; daß ſie gleichartigen Stoff in verſchiedenen Pflanzenkörpern aufſuchten, und ſo die wirkſamen von den minder kräftigen trennten.

So leicht es, nach den großen Bemühungen gelehrter ſyſtematiſcher Aerzte iſt, einen rein wiſſenſchaftlichen Plan zu entwerfen, nach welchem dieſe Gegenſtände geordnet erſchienen, ſo ſchwer iſt es, einen Haltpunkt zu finden, nach welchem die Arzney-Gegenſtände in unſern Unterhaltungen aufzuzählen und anzuordnen ſind. Eine mediziniſch-ſyſtematiſche Anordnung würde unſern Leſern um ſo beſchwerlicher fallen, da bereits ſchon viele Arzney-

Pflanzen, in den übrigen bereits herausgegebenen Theilen der Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte, abgebildet und abgehandelt worden ſind, auf die wir uns nur beziehen müſſen, um die nothwendig ſonſt eintretende Wiederholungen zu vermeiden. Der gegenwärtige Verfaſſer wird daher eine ähnliche Anordnung befolgen, welche Herr Pfarrer Wilhelm zum Grunde legte, nur die Arzney-Droguen mehr botaniſch-ſyſtematiſch beſchreiben und beurtheilen.

Arzney-Pflanzen
der
erſten, zweyten und dritten Klaſſe.

theilt, wovon die untere wieder in mehrere Lappen zertheilt iſt. Der zweytheilige Staubbeutel iſt an der obern Lippe angewachſen, wie wir dieſes deutlich bey *a* an unſerer Zeichnung ſehen. Linne zählt nur dieſen einzigen Koſtus auf, wovon wir unter Tab. I. Fig. 1 die Pflanze mit ihrer herrlichen Blume um drey Viertel verkleinert, und unter Fig. 2 die Wurzel, ſo wie ſie aus der Erde genommen worden iſt, darſtellen.

Selten, aber doch hin und wieder finden wir dieſe ſchöne Pflanze in unſern Gewächshäuſern. Der äußere Theil der Wurzel, oder die Rinde derſelben, kommt zum Arzneygebrauche als Handlungsdrogue vor. Fälſchlich nennt man ſie weißer Zimmt oder weißer Kanell; auch hat man ihr den Namen Wintersrinde beygelegt, welches ebenfalls ein Irrthum iſt. Wir erhalten dieſe Waare als grauweiße, ziemlich dicke, ſchwach zuſammengerollte Stücken, von violen-artigem, mit Zimmt gemiſchten Geruche, und ſüßem, aromatiſchem Geſchmacke.

Im Allgemeinen gehört die Koſtuswurzel, oder Rinde, zu den erregenden oder ſtärkenden Mitteln,

wie

T. I.

wie alle Gewürze. Ganz beſonders wurde ſie bey Lähmungen, ſowohl innerlich als äußerlich angewendet, und zu vielen ältern Zuſammenſetzungen in den Apotheken genommen. Gegen Schwäche des Magens und Darmkanals, hat man ſie ebenfalls zur Zeit ihrer Epoche ſehr empfohlen, und vielleicht gerade in dieſem Falle gute Wirkung von ihr geſehen. Auch durfte ſie bey der Zuſammenſetzung des weltberühmten Theriaks nicht fehlen.

Will man ſich einige Wirkung von dieſem Mittel verſprechen, ſo muß man darauf ſehen, daß es friſch iſt, und ſich ſowohl durch Geruch als Geſchmack auszeichnet. Die Gabe iſt ein halbes Quentchen mit Zucker abgerieben, früh und vor dem Eſſen.

Der Galgant, oder die Galgantwurzel. Die unter dieſem Namen vorkommende Drogue, hat eigentlich zwey Mutterpflanzen, die der Größe nach unterſchieden werden, und auch den Namen großer und kleiner Galgant (Maranta galanga und Maranta lutea) führen. Sie gehört in die erſte Ordnung der erſten Klaſſe (Monandria monogynia), iſt ausdauernd, und ganz vorzüglich in Oſtindien zu Hauſe. Wir haben den kleinen Galgant ab-

abbilden laſſen, und zwar aus Jaquins Pracht- werke, Hortus Vindebonenſis, welches wohl ſelten nur unter die Augen einzelner, und nicht in die Hände der Menge kommen möchte. Eine ſehr ſchöne Pflanze. Sie iſt in ihrem natürlichen Zuſtande, etwa dreymal ſo groß wie unſere Abbildung, die aber ſehr getreu iſt, wie wir uns überhaupt bemühen werden, die Gegenſtände dieſes ſo wichtigſten Theils des Pflanzenreichs, wenn auch hin und wieder etwas, oder nach Umſtänden verkleinert, doch gewiß mit Wahrheit und möglichſter Nachahmung der Natur darzulegen. M. ſ. Tab. II. Dadurch werden wir gewiß dieſen Abbildungen wichtige Vorzüge gegen Zorn's Abbildungen zu geben wiſſen, die wir auch ihrer öftern Verzeichnung wegen, ganz außer Augen ließen. Bey *a* ſehen wir eine Blume, welche gewöhnlich zwiſchen Scheiden verſteckt liegt, und *b* ſtellt uns den einzigen Staubfaden dar.

Die weſentlichen Kennzeichen der Gattung Maranta ſind: eine rachenförmige Blumenkrone, deren Kelch auf der Frucht ſitzt, und deren Mündung in fünf Abſchnitte geſpalten iſt; die Staubfäden ſind den Kronenblättchen gleich. Die Saamen-

kapſel

T. II.
3.
a
b
4.

kapſel iſt rundlich dreyeckig, der Saamen iſt eyrund und hart. Die Art Maranta galanga hat eyförmige, faſt ungeſtielte Blätter.

Wir wollen uns hier keineswegs auf den Streit einlaſſen, welcher von mehreren Gelehrten, über die wahre Mutterpflanze der Galgantwurzel, geführt worden iſt, ſondern das Nähere über die Wurzel ſelbſt bemerken.

Die Wurzel iſt knollig, zuweilen etwas äſtig, auch knotig und mit Ringen umzogen, hart und etwa von der Dicke eines Fingers, doch kommen auch dickere Stücke vor. Außerhalb iſt ſie braunroth, inwendig braungelb, oder eigentlich heller als auſſen, zuweilen mehr röthlich; der Geſchmack iſt brennend ſcharf, und nach einiger Zeit kühlend und angenehm gewürzhaft. Der Geruch iſt durchdringend, wie aus Pfeffer, Münze, Camus und Kampfer gemiſcht. Einige ziehen den kleinen Galgant dem größern vor. Die ächten Sorten erhalten wir aus China, und auch von den philippiniſchen Inſeln. Man hat ſich gegen Verfälſchungen des Galgants, beſonders wenn derſelbe hoch im Preiſe ſteht, in Acht zu nehmen, und beſonders die Wurzelſtücke

untereinander genau zu vergleichen; oft findet man ſie mit der langen Cyperwurzel vermiſcht, die man aber an den fehlenden Ringen und an der graugelben Farbe leicht erkennt.

Ehedeſſen gebrauchte man dieſe Wurzel mehr als gegenwärtig, ſie gehört aber gewiß zu den kräftigen, ſtärkenden und angenehm gewürzhaften Arzneymitteln, weswegen man ſie auch zu den herzſtärkenden Mitteln zählte. Ihre ganz vorzügliche und faſt ſpezifike Wirkung im Schwindel und Kopfſchmerz, hat ſich bewährt gefunden. Auch bey Blähungen und Kolikſchmerzen wird ſie ſehr gerühmt, wem die China unangenehm zu nehmen iſt, der ſetze etwas von der Galgantwurzel hinzu. Sie wird auch im Orient zur Würzung mehrerer Speiſen angewendet, und würde auch hin und wieder in unſerer Küche zu angenehmen und gewürzhaften Brühen manchem Gaumen behagen, und ein ſehr gutes Mittel abgeben, die Verdauung mancher harten Speiſen, gleich dem Senf, zu befördern.

Man bereitet, außer dem Pulver, in den Apotheken, auch eine Galgant-Tinktur (Tinctura galangæ), und ein Extrakt daraus, welches letztere

aber

aber mit Recht ziemlich außer Gebrauch gekommen iſt. Im gemeinen Leben bereitet man aus Galgantwurzel und einigen andern Gewürzen einen ſehr angenehmen Liqueur, den man vorzüglich nach Tiſche genießt, um die Digeſtion zu befördern.

Wenn man die Galgantwurzel einer Deſtillation mit Waſſer unterwirft, ſo erhält man zwar wenig, aber ein ſehr kräftiges gelbliches Oel, aus einem Pfund höchſtens $1\frac{1}{2}$ Quentchen. Dieſes Oel ſoll, auf Baumwolle getröpfelt und gegen die Augen gehalten, eines der ſtärkendſten Mittel dieſer nothwendigen Organe ſeyn.

Zu den Arzneypflanzen der erſten Klaſſe, als Gegenſtände der ſyſtematiſchen Botanik, gehören auch noch: Der Ingber, die Kardamomen, die Paradieskörner, die Kurkuma und der Zittwer, welche bereits, da ſie den Gewürzen mehr als dem Arzneyſchatze angehören, an ihrem Orte hinlänglich gewürdiget worden ſind. Auch hat der verewigte Verfaſſer nicht unterlaſſen, das, was von jenen Pflanzen in mediziniſcher Hinſicht davon zu ſagen war, zu bemerken.

Auch

Auch die pharmazeutiſchen Pflanzen der zweyten Klaſſe nehmen keinen ſo großen Platz in dieſem Theile der Naturgeſchichte ein, jedoch finden wir mehrere als in der erſten Klaſſe, die hieher gehören, und unter dieſen einige ſehr wichtige deutſche, welche wohl viel ausländiſche, und mit ſchweren Koſten herbeygeſchaffte vollkommen erſetzen können.

Ein kleines, aber ſehr wirkſames Pflänzchen ſehen wir auf Tab. III. Fig. 5, es iſt das Gnadenkraut, auch wohl Gottesgnade genannt; dieſer Name iſt ein Beweis, wie groß das Zutrauen geweſen ſeyn mag, welches man in ältern Zeiten dieſer Pflanze ſchenkte.

Sie hat nur zwey Staubfäden und einen Staubweg, wie wir an dem aufgeſchnittenen Blümchen a ſehen, gehört demnach in die erſte Ordnung der zweyten Klaſſe (Dyandria monogynia). Linne gab ihr den Namen Gratiola officinalis. Wir finden ſie, jedoch nicht gar zu häufig, wild in Deutſchland, auf Wieſen, welche zuweilen von Flüſſen überſchwemmt werden; allein, ſie wurde und wird gegenwärtig noch in einigen Provinzen Deutſchlands in Gärten, beſonders an feuchten Plätzen in denſelben,

T. III.

ſelben, aus dem Saamen gezogen, und bedarf keiner beſondern Pflege.

Betrachten wir dieſe Pflanze genauer, um ſie von andern ähnlichen zu unterſcheiden, ſo werden wir uns nicht leicht irre leiten laſſen dürfen, denn auf den erſten Blick nehmen wir vier Staubfäden wahr, aber bey genauerer Unterſuchung finden ſich zwey derſelben unfruchtbar *b*, welches zugleich ein Kennzeichen des Geſchlechts iſt; die Blumenkrone iſt unregelmäßig, der Kelch *a* fünftheilig, und die Saamenkapſel *d* zweyfächrig, wie wir dieſes auf unſerer Tafel deutlich abgebildet haben. Die Art unterſcheidet ſich durch lanzetförmig zugeſpitzte Blätter, die ſägeartig gezähnt, glatt, ungeſtielt, und lebhaft grün ſind, auf der untern Fläche bemerkt man, daß ſie drey Rippen haben, übrigens ſitzen ſie kreuzweiſe an einem viereckigen, glatten, gegliederten Stiele. Die Blumen kommen an den obern Theilen des Stengels einzeln hervor, und nähern ſich der Geſtalt, welche wir rachenförmig nennen. Die Farbe derſelben iſt grünlich gelb, auch weiß, etwas in das Röthliche ſpielend. In der Blume bemerken wir einen wolligen Schlund, 5 Haare deſſelben *c*. Wir beſchreiben dieſe

Pflan-

Pflanze deswegen hier genau, weil ſie gern mit ähnlichen verwechſelt wird, und zu den ſehr wirkſamen bittern, zugleich ſtarkes Purgiren erregenden gehört.

Man bedient ſich derſelben ganz vorzüglich in der Waſſerſucht und bey Würmern, wobey man ſehr auf die Beſchaffenheit des Patienten zu ſehen hat, indem dieſes Mittel von mehreren Perſonen durchaus nicht ertragen wird. Mán muß es daher nur in kleinen Gaben anwenden. Auch bereitet man ein Extrakt daraus, welches jedoch von geringerer Wirkſamkeit, als das gutbereitete Pulver iſt. Als äußerlich zertheilendes Mittel wurde es beſonders bey kalten Geſchwülſten zuweilen mit gutem Erfolge angewendet.

Ebenfalls zu den ältern Mitteln, welche noch häufig in unſern Tagen angewendet werden, gehört der Rosmarin (Rosmarinus officinalis L.); die einzige Art dieſes Geſchlechts. Die Kennzeichen ſind beym Rosmarin ſehr auffallend, und wenn man ihn in ſeine Ordnung und ſeine Klaſſe gebracht hat, ſo finden ſich ſeine Unterſcheidungs-Merkmale in folgendem: Die Blumenkrone iſt an der Mündung ungleich, gewöhnlich blau, ſelten weiß, und

hat

hat zwey Lippen. Die Staubfäden ſind lang, krumm, einfach und mit einem Zahn verſehen. Saamen findet man gewöhnlich vier im Kelche ſitzend. Die Blätter ſind faſt linienförmig, von außen nach innen etwas umgebogen, oben runzlich und dunkelgrün, unten weißgrün.

Allgemein bekannt iſt der Roſmarin in Deutſchland, und wird häufig in Gärten gezogen. Einen nicht unbedeutenden Handlungsartikel macht dieſer Roſmarinſtrauch für Nürnberg aus; er wird dort oft zu mehreren Tauſenden gezogen. Vorzüglich geht er nach Baiern und in die obere Pfalz, und ſelbſt auf dem kleinſten Dörfchen trifft man dieſen Strauch an. Des mediziniſchen Gebrauchs nicht zu gedenken, iſt der Roſmarinſtengel, gleichſam bey traurigen als bey freudigen Ereigniſſen, eine Art von Bedürfniß; man nimmt zur Begleitung einer Leiche, wie bey Hochzeiten, einen Roſmarinſtengel in die Hand. Dieſer Gebrauch rührt vielleicht eines Theils von dem angenehmen Geruche deſſelben her, andern Theils um etwas Grünes, ein Zeichen des Lebens, der Auferſtehung nach dem Tode, zu beſitzen. Zu letzterer Abſicht wählte man wohl den Roſmarin aus

dem einfachen Grunde, weil er zu den immergrünenden Geſträuchen gehört.

Sein Vaterland iſt der ſüdliche Theil von Europa, Spanien, Italien, Frankreich, wo er ganz vorzüglich auf dürren ſandigen Hügeln angetroffen wird. Dieſes giebt uns auch bey ſeiner Kultur einen Wink über die Wahl des Bodens, und daß man ihn nicht gar zu naß halten darf. Bey guter Behandlung erreicht der Rosmarin auch in unſerm Klima ein ſehr hohes Alter, und oft erbt ſich ein Rosmarinſtock auf Kindes Kinder fort. Man hat einen ſchmal- und einen breitblättrigen Rosmarin, erſtern zieht man vor, weil er ſtärker riecht; auch finden ſich Rosmarin-Arten mit weiß- oder gelbgeſtreiften Blättern, welche ein gar liebliches Anſehen haben.

In den Apotheken ſammelt man am häufigſten das Kraut, oder die Blätter (Herba rosmarini), trocknet ſie an einem ſchattigen, nicht zu warmen Orte, und bewahrt ſie in Käſten oder großen Glasgefäßen auf. Auch bereitet man aus dieſer Pflanze ein weſentliches Oel, das Rosmarinöl (Oleum rosmarini, Oleum anthos). Man bezieht es aus

Lan-

T. IV.
6.
a
b
c

Languedok, Marſellie und mehreren ſüdlichen Provinzen. Zwar erhält man auch bey uns, beſonders zur Blüthezeit, eine ziemliche Menge Oel, wenn man das Kraut mit Waſſer deſtillirt; allein, man kauft es immer wohlfeiler, als man es ſelbſt zu bereiten im Stande iſt. So wird unſern Leſern wohl eine weiße helle Flüſſigkeit nicht unbekannt ſeyn, welche unter dem Namen ungariſches Waſſer (Eau de la Reine d'Hongrie, Spiritus rosmarini, Spiritus anthos) vorkömmt; dieſes iſt nichts anderes, als ſtarker Branntwein, in einer Deſtillirblaſe über Rosmarin abgezogen, oder guter Weingeiſt, mit einem Achtel Rosmarinöl vermiſcht.

In der Arzneykunde benutzt man gegenwärtig die Rosmarinblätter, ſo wie das daraus gewonnene weſentliche Oel, größtentheils nur äußerlich, erſteres als ein angenehmes, ſtärkendes Mittel zu Bädern, Bähungen und Kräuterſäckchen, bey Rheumatismen und gichtiſchen Beſchwerden. Innerlich hat man einen weinigen Aufguß, zwey Loth trockenes Rosmarinkraut in ein Quart Wein einige Tage eingeweicht, und dann öfters einige Löffel voll davon genommen, gegen das kalte Fieber ſehr empfohlen;

auch eine Tinktur mit Weingeiſt daraus bereitet (Tinctura rosmarini), gegen den weißen Fluß und langwierige Durchfälle ſehr empfohlen; doch ſcheint der Rosmarin ziemlich aus der Mode gekommen zu ſeyn.

Das Oel benutzt man noch in den eben angegebenen Krankheiten, und es thut als angenehmes, ſtärkendes Mittel gewiß eben ſo viel, als theurere; auch wird es zu mehreren Zuſammenſetzungen gebraucht, die man häufig und mit Nutzen in ſalbenartiger Form anwendet, wie z. B. zur Zuſammenſetzung des Opodeldok (Balsamus opodeldoc. Linimentum saponato camphoratum), der Nervenſalbe (Unguentum nervinum seu rosmarini), und mehrerer anderer.

Gar ein heilſames und beſonders vor Zeiten berühmtes Kräutlein möchte wohl der bekannte Ehrenpreiß ſeyn; ſchon vor Linne führte es den achtbaren Namen Veronica, und zwar das ganze Geſchlecht, wovon faſt hundert Arten bekannt ſind. Wir betrachten zwey Arten des Ehrenpreißes, und zwar zuerſt den Wald- oder gemeinen Ehrenpreiß (Veronica officinalis). Er gehört in die

erſte

8
T. V.
a
b
7.
d
c

erſte Ordnung der zweyten Klaſſe. Auf unſerer Tab. V. Fig. 7 ſehen wir dieſes liebliche Pflänzchen, in natürlicher Größe, nach der Natur abgebildet, und leicht werden wir die zwey dunkeln Staubfäden, und den in der Mitte befindlichen Staubweg bemerken; auch wird uns nicht entgehen, daß an dem Blumenkrönchen *a c* ein Blüthen-Abſchnitt, und zwar der nach unten gerichtete, ſchmäler als die übrigen drey iſt. Dieſes Merkmal haben alle Ehrenpreiß-Arten, und eben deswegen beſtimmt es auch ſein Geſchlecht. Auf unſerer fünften Tafel finden ſich auch unter *b* der Kelch, und *d* die vergrößerte Saamenkapſel. Der Stengel iſt geſtreckt, einen Fuß lang, holzig und rund. Die Blüthen bilden Aehren, welche auf der Seite hervorkommen, und deren zwey gerade einander gegenüber ſtehen. Die Blätter ſind rauh, mattgrün, eyrund und gekerbt.

Dieſe Pflanze findet ſich ganz vorzüglich in lichten Wäldern, wohnt in Familien beyſammen, und überzieht oft ganze Strecken, weswegen man auch in kurzer Zeit, für den Gebrauch in den Apotheken, eine große Menge einſammeln kann. Schon im Juni entfaltet es ſeine angenehmen, beſcheidenen, blau-

blauen Blümchen, und dieſes iſt auch die rechte Zeit der Einſammlung. Es iſt ſehr nothwendig, dann trockenes Wetter zu wählen, weil ein etwas naß eingebrachtes Kraut, aller Mühe unerachtet, eine ſchwärzliche Farbe annimmt. Weder Blüthen noch Wurzel werden beſonders geſammelt, einzig und allein nur das Kraut (Herba veronicæ).

Die Heilkräfte dieſes Krauts müſſen etwas tiefer liegen, als daß unſere Kenntniſſe hinreichten, das eigentliche wirkſame Prinzip zu entdecken. Weder ein ausgezeichneter Geruch, welcher auf ein weſentliches Oel hindeutete, noch ein beſonderer auffallender Geſchmack überraſcht uns, wenn wir es zu kauen verſuchen, ſo viel bemerken wir, daß es etwas Herbes und Zuſammenziehendes hat, auch daß es, wenn es feucht mit Eiſen in Berührung gebracht wird, ſchwarz wird, alſo ein Stoff, welchen wir den zuſammenziehenden nennen, darin vorwaltend ſeyn konnte.

Der ganz vorzügliche und häufigſte Gebrauch des Ehrenpreißes war ehedeſſen in ſogenannten Bruſtkrankheiten, welche von Schwäche herrührten, bey ſtarkem ſchleimigem Auswurf, den erſten Stadien

T. V

der Lungenſucht, als Thee, in großer Menge warmem Getränk, genoſſen. Auch verordnete man es wohl als feines Pulver, mit Zucker vermiſcht, täglich etwa zwey bis drey Quent genoſſen.

Als Wundmittel war das Ehrenpreiß-Kraut auch ganz vorzüglich berühmt, ſo lange man es friſch einſammeln konnte. Man preßte dann einige Tropfen Saft aus dem ziemlich ſaftarmen Kraute, und legte dieſen über friſche Wunden, welcher dann eine wunderſam ſchnelle Heilung befördern ſollte. Der Wunderkuren, welche mit dieſem Kräutchen angeſtellt worden ſind, können wir hier nicht gedenken, da oft der Zufall eine Wirkung hervorbringt, die wir einem ſehr unſchuldigen Mittel zuſchreiben.

In der Technologie hat man dieſes Kraut zum Gerben feiner Lederarten vorgeſchlagen, und in Anwendung gebracht.

Eine zweyte Art des Ehrenpreiß-Krauts, welches wir in der Arzneykunde mehr oder weniger benutzen, führt den Namen **Bachbungen**, **Bachbungen-Ehrenpreiß**, **Bachbohnen** (Veronica beccabunga L.). Wir haben unſern Leſern von dieſer Pflanze auf Tab. VI. Fig. 8 eine vollkommen naturgetreue

getreue Abbildung vorzüglich deswegen mitgetheilt, weil dieſe Art der Veronica leicht beym Einſammeln mit einer andern Art, Veronica anagallis, verwechſelt werden kann. Sie hat Blüthentrauben, an den Seiten des Stengels, eyrunde flache Blätter, und einen kriechenden Stengel. Ihr Aufenthalt ſind: Waſſergräben, ſtehende Waſſer, die Ufer der Weiher, und ſehr feuchte Plätze überhaupt.

Sie überzieht, wie die vorige, oft ganze Strecken, und vermehrt ſich durch ihre Wurzelſproſſen häufig. Trocken wird dieſe Pflanze gar nicht gebraucht, aber im friſchen Zuſtande benutzt man ſie im Frühjahre, beſonders zu einem erfriſchenden, kühlenden und blutreinigenden Safte. Sie gehört zu den ſogenannten Frühlings-Kurkräutern, und ſoll ganz beſonders die hartnäckigſten Verſtopfungen im Unterleibe heilen, auch auf Leber-Verhärtungen, Gallenſteine und ſelbſt auf den Blaſenſtein, einen wirkſamen Einfluß haben.

Wir betrachten nun ein großes, ausgebreitetes Pflanzengeſchlecht, nämlich das der Salbey; ſie gehört ebenfalls in die zweyte Klaſſe in die erſte Ordnung, und wir können vorausſetzen, daß die gemeine

Sal-

T. V
9.
a
b

Salbey (*Salvia officinalis*) keinem unſerer Leſer unbekannt iſt.

Die Salbeyarten bilden ein großes Geſchlecht, und Linne allein hat acht und dreyßig Arten aufgezählt, obgleich ihre Zahl hundert übertrifft. Faſt alle Länder der verſchiedenen Welttheile haben beſondere Salbeyarten aufzuweiſen; doch wir können hier nur wenige betrachten, wenn wir unſerm Plane getreu, denen etwas näher treten wollen, welche in der Arzneykunde angewendet werden. Auf der Tab. VII. finden wir einen blühenden Zweig, in ſeiner natürlichen Größe, mit ſeinen blauen, rachenförmigen Blumen, welche uns wohl auf den Gedanken bringen könnten, als gehörte dieſe Pflanze in die vierzehnte Klaſſe; allein, betrachten wir das Innere dieſer Blumenkrone, ſo finden wir nur zwey Staubfäden, mit zwey fruchtbaren Staubbeuteln. Der Kelch *a* iſt in fünf Theile getheilt, wovon drey nach oben und zwey nach unten gerichtet ſind, im Grunde deſſelben finden ſich, nach dem Abblühen, vier braunſchwärzliche Saamen, welche wir hier ſowohl im Kelche *a*, als für ſich allein in natürlicher Größe abgebildet haben. Die Blätter unſerer ge-

meinen oder Garten=Salbey ſind faſt eyrund=lanzetförmig, unzertheilt, runzlig und am Rande fein gekerbt, gegeneinander über ſtehend, von graugrüner Farbe auf der untern Fläche. Der Stengel iſt viereckig und äſtig.

Von der Geſchichte dieſer Pflanze wiſſen wir ſo viel, daß ſie zuerſt von den Römern aus Griechenland zu uns nach Europa gebracht, und dann als eine ſehr kräftige Arzneypflanze in Deutſchlands Gärten ſehr vermehrt wurde, ſo daß man gegenwärtig kaum einen gartenartigen Winkel finden wird, dem dieſe Pflanze fehlt. In warmen Ländern wird dieſe Salbey auch zu einem anſehnlichen Strauche, dauert eine ziemlich lange Reihe von Jahren aus, und wird als Brennmaterial benutzt. In Deutſchland finden ſich viele Abarten dieſer edeln Pflanze, ſo daß die Gärtner, die nur auf die ſtark ins Auge fallenden Merkmale bey ihren Benennungen Rückſicht nehmen, eine große und kleine Salbey (Salvia major et minor), eine breitblättrige und ſchmalblättrige Salbey (Salvia latifolia et angustifolia), eine krauſe Salbey (Salvia crispa) mit etwas krauſen Blättern, und eine

geöhrte Salbey (Salvia auriculata), das iſt, eine ſolche, die Anſätze an den Blättern hat, unterſcheiden; auch findet man Abänderungen mit gelben Rändern und Flecken (Salvia aurata), ſo wie mit weißen Flecken (Salvia argentea), alſo Gold- und Silber-Salbey.

Bey günſtiger Witterung fängt die Salbey ſchon im May an, ihre Blüthen zu entwickeln, und dann iſt es Zeit, bey trockenem Wetter die Blätter einzuſammeln, ſie von ihren Stielen zu reinigen und zu trocknen, welches am beſten, auf mit Papier belegten Sieben, an der Sonne geſchieht, weil ſie ſonſt leicht eine unangenehme Farbe erhalten, ja oft ganz ſchwarz werden, beſonders wenn ſie ſich übereinander erhitzen.

Da die Salbey eine Pflanze iſt, deren gut getrocknetes Kraut zu den Handlungsartikeln von einiger Wichtigkeit gehört: ſo wird unſern Leſern die Art und Weiſe ihrer Vermehrung nicht unangenehm ſeyn. Man kann die Salbey nicht nur durch Zertheilen der alten Stücke ſchnell und kräftig vermehren, wenn man ſie im Frühjahre von einander theilt, und in gedüngten, aber ſteinigen Boden ſetzt. Man

vermehrt ſie auch durch den Saamen. Gleich nach dem Abblühen ſammelt man den ſchwarzen Saamen, wenn er noch einigermaßen feſt im Kelche ſitzt, denn er fällt ſehr gern aus; hat man eine beliebige Menge Saamen geſammelt, ſo bewahrt man ihn bis zum kommenden Frühjahre auf, ſät ihn dann in Blumenſcherben, oder in ein Miſtbet, und verſetzt die Pflanzen in ein gutes Gartenland, wenn ſie etwa eine Höhe von vier Zoll erreicht haben; übrigens werden ſie ganz ſo, wie eine jede Sommerpflanze behandelt.

Die ältern Aerzte haben ſehr viel auf den Gebrauch der Salbey gehalten, und einer der berühmtern fragte einmal: wie es möglich ſey, daß Jemand ſterben könne, dem Salbey im Garten wachſe? So weit hat uns aber die Erfahrung von der Wirkung der Salbey nicht gehen laſſen, wir bemerken nur, daß ſie zu den kräftigern und wirkſamern ſtärkenden Kräutern gehört, und ſowohl äußerlich in Bädern und zu Waſchwaſſern angewendet, ſo wie innerlich gegeben, von großem Nutzen ſeyn kann.

Ihre wirkſamen Beſtandtheile liegen ſowohl in einem feinen balſamiſchen Harze, welches ſich durch

Wein=

Weingeiſt und Eſſig ausziehen läßt, als in einem weſentlichen Oele, welches man bey der Deſtillation mit Waſſer gewinnt, und weswegen man auch das kräftige Salbeywaſſer (Aqua salviæ) in den Apotheken, nebſt dem minder gebräuchlichen Salbeyöl (Oleum aethereum salviæ) aufbewahrt. Die Menge des weſentlichen Oels beträgt von 10 Pfunden der beſten und kräftigſten Salbey kaum zwey Quentchen.

Ganz vorzüglich berühmt hat ſich die Salbey in Krankheiten des Mundes gemacht, und der balſamiſche, etwas zuſammenziehende Stoff mag die Urſache ſeiner ausgezeichneten Wirkung auf das Zahnfleiſch enthalten. Ein recht gutes Zahnpulver ſetzt man ſich zuſammen, wenn man folgende Gegenſtände zu einem feinen Pulver macht, und die Zähne früh damit reiniget und reibt: 1 Loth Salbeyblätter, $\frac{1}{2}$ Loth Chinarinde, $\frac{1}{2}$ Loth Magneſia, ein Quent Salpeter und zwey Loth faſt ſchwarz gebrannte Brodrinde, nebſt einem halben Quent Nelken, oder einiger Tropfen Nelkenöl. Auch kömmt die Salbey als peſtwidriges Mittel zu dem ſogenannten Räubereſſig, dem Bezoareſſig, und mehreren Zuſammenſetzungen.

Eine

Eine ganz beſondere Wirkung zeigt die Salbey bey ſolchen Perſonen, die durch irgend eine Urſache ſehr zum Schwitzen oder zu vermehrter Ausdünſtung, ſelbſt als Folge von Krankheit, geneigt ſind. Wenn man nämlich Abends vor Schlafengehen einige Schaalen voll Salbeythee trinkt, ſo ſtellen ſich die Schweiße ein, ohne daß Nachtheil verſpürt werde. So brauchte man auch die Salbey als Mittel gegen Halsentzündung, Leberverhärtung und andere Zufälle des Unterleibes, mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg.

Auch in der Küche hat ſich die Salbey geltend gemacht, mehrere Speiſen werden damit gewürzt und in Salbey eingebunden, um ſie angenehmer und ſchmackhafter zu machen. Linne merkt an, daß das Fleiſch von Schafen, welche Salbey gefreſſen hätten, einen ſehr angenehmen Geſchmack erhielte; dieſes will ich dahingeſtellt ſeyn laſſen, aber mehr auf einen guten, mit Salbey geſpickten Hammelsſchlägel halten, für welchen die Erfahrung unwiderſprechlich zeugt.

Noch müſſen wir einer Salbey-Art erwähnen, welche auf trockenen Wieſen, beſonders auf Anhöhen

hen gefunden wird, und unter dem Namen wilde Salbey, Wieſenſalbey (Salvia pratenſis) vorkömmt. Sie könnte leicht mit einem, noch an mehreren Orten in den Apotheken aufzubewahrenden Kraute, dem Scharlachkraute, oder die Scharlachſalbey (Salvia horminum L.) verwechſelt, und für dieſe eingeſammelt werden. Dieſe letztere iſt eine Gartenpflanze, und kömmt ohne Kultur nicht bey uns fort, ſie hat ſtumpfe, ſtarkgekerbte Blätter, und die Blumen, die röthlich ſind, haben Deckblätter. Sie ſoll zu den betäubenden Mitteln gehören, und betrügeriſche Perſonen ſollen dem Biere damit eine berauſchende Eigenſchaft ertheilen. Den Saamen brauchte man ehedeſſen, ſeiner ſchleimigen Beſchaffenheit wegen, gegen Augenentzündungen. Die Wieſenſalbey, welche überall in Deutſchland auf Wieſen, am mehrſten mit blauer, ſelten mit rother, und noch ſeltner mit weißer Blüthe gefunden wird, giebt ein gutes Futterkraut ab, auch beſuchen ſie die Bienen häufig.

Mehrere Arten Salbey hier zu erwähnen, würde nicht räthlich ſeyn, da uns unſer Ziel vorgezeichnet iſt. Wir kommen nun auf eine Pflanze, welche

wir

wir bereits ſchon bey den ölgebenden Pflanzen nothwendig berühren mußten; da uns aber damals die Früchte mehr, als der eigentliche botaniſche Karakter intereſſiren konnten, ſo lieferten wir nur einen verkleinerten Zweig mit ſeinen Früchten.

Auf der VIII. Tafel ſehen wir aber hier nicht allein einen fruchtbaren blühenden Zweig 10, ſondern auch reiſe Oliven unter 11. Wer ſollte es wohl dieſem zarten Blümchen *a* anſehen, daß es ſo herrliche, Millionen Menſchen beglückende und ernährende Früchte hervorbringt? Wir ſehen ganz deutlich, daß dieſe Pflanze in die zweyte Klaſſe in die erſte Ordnung gehört; wir ſehen ferner an der auseinander geſchnitten dargeſtellten Frucht *b*, daß ſie zu denen Pflanzen gehört, welche Kernfrüchte, oder eine Art von Nüſſe hervorbringen; und es würde uns, wenn wir einen Oelbaum in der Blüthe, oder mit Früchten beladen ſehen, kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß es ein Oelbaum wäre, wenn wir ihn mit unſerer Abbildung verglichen.

Der Oelbaum war dem Menſchen zu jeder Zeit, ſo weit unſere Urkunden reichen, intereſſant, und ſelbſt diejenigen, welche vor der Sündfluth lebten,

kann-

T. VIII.

kannten den Oelbaum, und wußten ihn hochzuſchä⸗tzen. Erfreulich überraſchte die Taube den Vater Noah mit einem Oelzweige, den ſie der geängſtigten Menſchheit in der Arche, als erſtes Zeichen des Frie⸗dens mit dem allmächtigen Schöpfer, als Zeichen der Ausſöhnung entgegen trug. Ja es finden ſich in den heiligen Büchern der Bibel ſehr viele Stellen, welche den Gebrauch, die Güte und die Wichtigkeit des Oels bezeugen und darauf hindeuten. Vielleicht ſchafft es einigen unſerer Leſer, welche Freunde die⸗ſes heiligen Buchs ſind, einige Stunden Unterhal⸗tung, ſo manches Belehrende über die Güte des Oels, ſeine Anwendung und dergl. zu finden. Ja⸗kob kannte das Oel ſehr gut, 1. Buch Moſ. Kap. XXVIII. V. 18. Man benutzte es zur Erleuchtung, 2. Buch Moſ. XXV. 37. XXVII. 20. 3. Buch Moſ. XXIV. 2. Als Oel zum Salben, mit wohl⸗riechenden Dingen vermiſcht, 2. Buch Moſ. XXX. 23. Zum Opfern, 2. Buch Moſ. XXV. 6. XXIX. 23 — 40. und an vielen andern Stellen jener gehalt⸗vollen moſaiſchen Schriften. Hiob ſpricht ebenfalls vom Oele: Hiob XV. 13. XXIV. 11. XXIX. 6. Die Heiden (Griechen) achteten den Oelbaum für heilig, und widmeten ihn der Minerva. Wer zwei⸗

felt alſo, daß es unter den Aerzten jeder Zeit bekannt war; in den Schriften der älteſten Heilkünſtler finden wir ein Kapitel von dem Oele, und der berühmte Dioſcorides giebt Bereitungsarten wohlriechender Oele an, wozu er ſich des Olivenöls als Baſis bediente.

Es ſcheint, wie wenn der Menſch eine gewiſſe Menge einer öligen Fettigkeit zu ſeinem geſunden Beſtehen nothwendig hätte, denn die Natur hat den öligen und fetten Stoff in gar viele Pflanzen, beſonders aber in ihre Früchte und Saamen gelegt, ſo daß wir unter den Saamen ſelbſt eine Abtheilung ölige Saamen machen, worunter die Olive wohl obenan ſteht. Es ſcheint auch, daß die Natur, indem ſie die Anſtalten traf, in ihrer wundervollen bis jetzt noch nicht durchdrungenen geheimen Werkſtätte Oel zu bereiten, die ganz beſondere Abſicht hatte, ihre Saamen als der Zweck aller Pflanzenbildung, gegen ſo manche Unfälle, die ſie treffen können und müſſen, gleichſam zu ſchützen; doch wir können uns hier auf den feinern phyſiologiſchen Theil der Naturgeſchichte nicht einlaſſen, und gehen nun zu der Anwendung des Olivenöls als Arzneymittel über.

Gewiß iſt das Oel eines der älteſten Arzney-mittel, denn wem ſollte es nicht einfallen, das Oel als etwas Schmerzenlinderndes, einen fremdartigen Reiz hinwegnehmendes oder einwickelndes Mittel, auf den erſten Anblick zu betrachten. Aber das Oel der Oliven iſt ſehr verſchieden, und die Wahl und Kenntniß deſſelben mag ſehr viel beytragen, wenn es ſich mehr oder weniger wirkſam zeigt. Dieſe Verſchiedenheit des Baumöls rührt aber von man-nigfaltigen Umſtänden her. So ſind die Spielarten des Oelbaums ſehr verſchieden, ſowohl an Güte als an Größe der Früchte. Der Jahrgang, das Klima, die Beſchaffenheit der Atmosphäre, hat großen Ein-fluß auf die Güte des Oels; ſo verändern es auch viele Umſtände, welche bey der Behandlung oder dem Auspreſſen obwalten; Zeit des Einſammelns, län-geres oder kürzeres Stehenlaſſen der zerquetſchten Früchte, ehe ſie ausgepreßt werden. Die Gewin-nung dieſer Fette iſt übrigens ſehr einfach: wenn die Oliven reif ſind, werden ſie von den Bäumen geleſen, zermahlen und in große Kufen gebracht, aus dieſen kommen ſie in Säcke, welche aus einer ſehr haltbaren Binſenart geflochten worden ſind, worauf man ſie unter der einfachſten Preſſe aus-

 drückt.

drückt. Unter allem Oele, welches auf dieſem Wege gewonnen wird, iſt dasjenige das beſte, welches ohne Druck durch die Säcke ablauft, man nennt es Jungfern=Oel (Oleum olivarum virgineum). Es zeichnet ſich dieſes durch ſeine hellgelbe Farbe, glänzende Durchſichtigkeit und dadurch aus, daß es gar keinen beſondern Nebengeſchmack hat, welcher das Baumöl oft ſo unangenehm macht. Man erhält auch zu Zeiten eine ganz weiße Oelart auf dieſe Weiſe aus den Oliven, man nennt es in den Apotheken weißes Baumöl (Oleum olivarum album), und dieſes iſt wohl von einem gebleichten, und gemeiniglich mit Bleytheilen verunreinigten Baumöle zu unterſcheiden, für welchem man ſich ſehr zu hüten hat. Um das Baumöl zu bleichen, wird es in flachen bleyernen Käſten, den Wirkungen der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, man erkennt es ſogleich an einem etwas unangenehmen ſcharfen Geruche und ranzigem Geſchmacke.

Da der ganze Süden Oel hervorbringt, ſo ſind die Sorten deſſelben ſehr verſchieden, und die Bezugsplätze richten ſich nach dem Eigenſinne der Handlungsgöttin. In Deutſchland erhalten wir die

größte Menge Olivenöl aus Italien und der Repub⸗
lik der ſieben Inſeln, welche ſich gegenwärtig unter
engliſchem Schutze befindet. Auch Frankreich liefert
einen Theil dieſer Waare unter dem Namen Pro⸗
venzeröl, eine der feinſten Sorten zum Speiſen,
ſo das von Lukka, Korfu und mehreren Gebieten
jener geſegneten Gegenden. Die größte Verſchie⸗
denheit der Oele gründet ſich aber immer auf die
Behandlung der Oliven beym Preſſen. Das von
der erſten Preſſe, nachdem das Jungfernöl abge⸗
floſſen iſt, folgt dieſem und iſt noch eine recht gute
Oelſorte. Allein, nun wird der Rückſtand mit
Waſſer gekocht und abermals ausgepreßt, auch die
Preſſe zu Zeiten zum Uebermaaß erhitzt, dadurch
entſteht ein dickes ſchleimiges Oel, welches nicht
mehr zum Brennen angewendet werden kann, weil
es immer eine große Kohle am Dochte bildet, und
ſehr bedeutend dampft. Dieſe Art des Oels wird
zur Fabrikation der Oel⸗ oder ſogenannten venetia⸗
niſchen Seife verwendet, und iſt unter dem Na⸗
men Fabriköl bekannt. Ich kann ja hier wohl
meinen verehrten Leſern etwas von der Reinigung
des Baumöls, ſo wie der Oele, die zum Bren⸗
nen benutzt werden, im Allgemeinen bemerklich

ma⸗

machen, da unſer beſtändiges Streben iſt, das Angenehme und Unterhaltende mit dem Nützlichen zu verbinden. Um Oele jeder Art zu reinigen, die trübe und dick ſind, und deutliche Beweiſe geben, daß ſie mit einer ſchleimigen Materie beladen ſind, werden z. B. hundert Theile oder Pfunde in ein großes hölzernes Gefäß gebracht, welches wenigſtens noch zweymal ſo viel halten kann, eben ſo viel warmes Waſſer hinzugegoſſen, und einigemal umgerührt, dann gießt man auf hundert Pfund Oel, zwey Pfund ſtarke Schwefelſäure oder Vitriolöl, unter beſtändigem Umrühren, nach und nach hinzu, und rührt die Maſſe wenigſtens zwey Stunden lang wohl durcheinander; hierauf läßt man alles einige Tage ruhig ſtehen, und ſchöpft das gereinigte Oel von der Oberfläche ab, welches man noch durch gute wollene Tücher ſeiht. Einige Vorſchriften des Oelreinigens ſagen, man ſoll das Vitriolöl unmittelbar ohne Hinzugießung des Waſſers, unter ſtarkem Umrühren, mit dem Oele vermiſchen, und dann erſt das Waſſer hinzugießen; beyde Methoden ſind anwendbar, es ſcheint aber bey Anwendung der letztern, als ob der Oelverluſt etwas ſtärker wäre als bey der erſtern. Die Urſache,

warum

warum die ſtarke Schwefelſäure hier als reinigendes Mittel wirkt, iſt leicht einzuſehen, wenn wir wiſſen, daß dieſe ſtarke Säure mehr auf den Schleim als auf das Oel einwirkt, dieſen gleichſam verkohlt, aus der Maſſe trennt und zu Boden ſchlägt; daher findet man auch in dem Waſſer, welches zur Reinigung angewendet wurde, eine große Menge eines grauen oder ſchwarzen Schlammes, welcher nichts anderes als der niedergeſchlagene Schleim iſt.

Die Einwirkung des Olivenöls, ſo wie der ausgepreßten Oele überhaupt, auf andere Körper iſt ſehr groß. Fette, Harze, Seifen, ja ſelbſt Metalle in der Geſtalt der Kälke, beſonders die Bleykalke, wie Mennig, Silberglätte, Bleyweiß u. dgl. werden von dem Olivenöle in großer Menge aufgelöst, beſonders wenn man Wärme zugleich mit anwendet. Die Eigenſchaft des Olivenöls, nicht einzutrocknen, oder ſich wie das Leinöl mit einer Haut zu überziehen, zeichnet es vor vielen andern ausgepreßten Oelen aus, und wir ſchreiben ihm deswegen eine größere Fettigkeit zu. Werden Oele zum Speiſen benutzt, ſo ſcheint ausgemacht, daß eben dieſe Eigenſchaft auch macht, daß es leichter zu ver-

verdauen iſt als die mehreſten andern Oele. Die Einwirkung der Oele auf andere Körper hat ſchon frühzeitig Veranlaſſung gegeben, es mit manchen der genannten Gegenſtände zu verbinden, und beſonders äußere Heilmittel dadurch hervorzubringen. So bereitet man mit heilſamen Kräutern, welche man in dem Olivenöle kocht, arzneyliche Oele (Olea medica, Olea cocta), worunter ich nur das Johanniskrautöl, das Bilſenkrautöl, das Leinkrautöl und das Wollkrautöl nenne, wovon in der populären Medizin ein jedes ſeinen Liebhaber findet. Um dieſe Oele zu bereiten, werden die vorgeſchriebenen Kräuter ſo lange mit dem Oele gekocht, bis dieſelben ganz trocken ſind, worauf man ſie abſeiht, und das Oel in verſchloſſenen Gläſern aufbewahrt. Die Eigenſchaft der fetten Oele, ſich mit Bleykalken zu verbinden, und damit nach Verhältniß der gegenſeitigen Menge, einen ziemlich feſten wachsartigen Körper zuſammenzuſetzen, haben es geſchickt gemacht, eine Maſſe zu erzeugen und zuſammenzuſetzen, welche man gemeinhin Pflaſter (Emplastrum) nennt. Auch hier zeichnet ſich das Olivenöl beſonders aus, indem es gegen alle übrigen Fettarten das beſte und brauchbarſte Pflaſter liefert.

Kocht

Kocht man 3 Theile feingepülvertes Silberglätt mit zwey Theilen Olivenöl, unter Zugießen von kleinen Mengen Waſſer, in einem kupfernen Keſſel, bis es eine feſte Beſchaffenheit annimmt, ſo erhält man das gemeine Diachilon=Pflaſter (Emplastrum diachilon simplex), welches dann zu vielen andern Pflaſtern weiter verwendet wird. Werden 5 Theile feines oder reines Bleyweiß, mit drey Theilen gutem Baumöl eben ſo behandelt, ſo erhält man das ſogenannte Bleyweiß= oder Froſchleichpflaſter (Emplastrum album coctum). Eine Verbindung des Olivenöls, mit einer Auflöſung des Bleys in Eſſigſäure, bringt ebenfalls einen Körper hervor, welcher ſich unter den populären äußerlichen Mitteln das Bürgerrecht mit Grund erworben hat, es iſt die gemeine Brandſalbe, Bleyſalbe (Unguentum de lytargiro, Unguent. saturninum, Unguent. nutritum). An und für ſich hat ſich das Oel, wenn man den ganzen Körper täglich zweymal damit einreibt, ſehr wirkſam in der Peſt der Morgenländer erwieſen, und ganz neuerlich hat man ſehr vortreffliche Verſuche hierüber in den Garantaine=Spitälern, auf der Inſel Malta, angeſtellt. Innerlich in großen Gaben genommen, iſt

das Oel ein ganz vorzügliches Mittel gegen Gifte, ſollten es auch die ſtärkſten und ſchärfſten ſeyn. Mit ſchleimigen Körpern kann man das Oel leicht verbinden, vorzüglich mit dem Tragant- und Gummiſchleime, es entſtehen dann daraus die ſogenannten Oelmixturen (Mixturæ oleoſæ), welche als linderndes Mittel bey Reizungen im Darmkanale, ſehr anzuempfehlen ſind.

Mehr zum techniſchen, doch auch zum pharmazeutiſchen Gebrauche verwendet man auch ein vollkommen geruchloſes Oel, um die Wohlgerüche der Blumen, welche ſich durch Deſtillation nicht entwickeln und auffangen laſſen, mit demſelben zu verbinden, und auf dieſe Art, ſowohl wohlriechende Oele, als auch wohlriechende Pomaden zu verfertigen. Die Kunſt, den Oelen die Gerüche der Veilchen, Lindenblüthe, Jasmin, Jaquillen, und dergleichen mitzutheilen, wird immer noch als ein Geheimniß behandelt, und es bedarf auch einer beſondern Einrichtung, um zu dieſem Zwecke zu gelangen; vielleicht macht es aber unſern verehrten Leſern Freude, oder bringt einigen Nutzen, wenn ſie hier das Verfahren finden, die ſogenannten Oele der Alten oder Antiquen-Oele zu verfertigen. Man

läßt

läßt ſich einen Kaſten von weißem verzinntem Bleche verfertigen, der etwa den Umfang eines Quadratfußes hat, und von drey Seiten ſowohl, als auch oben und unten, feſt verſchloſſen oder verlöthet iſt, eine Seite iſt hingegen offen, und kann in der Folge mit einem Schieber verſehen werden; auf den Boden oder Grund dieſes blechernen Kaſtens legt man nun, um das geruchloſe Olivenöl mit dem riechbaren Stoffe der Blumen zu verbinden, eine Schicht Baumwolle, welche man mit Oel gut beträufelt hat, auf dieſe einen Zoll hohe Schicht die Blumen, dann wieder Baumwolle mit Oel getränkt und wieder Blumen, und ſo fährt man fort, bis der Kaſten voll iſt. Man ſtellt ihn hierauf einige Tage an die Sonne, oder an einen andern gelinde erwärmten Ort, wodurch ſich der Geruch in das Oel einzieht. Die Baumwolle wird dann von den Blumen getrennt, unter eine gelinde erwärmte Preſſe gebracht und ausgepreßt, wodurch das Oel abfließt, und vollkommen brauchbar iſt, ohne daß man weiter etwas damit vorzunehmen nothwendig hätte. Soll der Geruch des Oels ſtark und recht konzentrirt ſeyn, ſo muß man die Blumen mehreremal erneuern, ohne das Oel aus der Baumwolle zu preſſen.

Baumöl, und zwar gutes, unvermiſchtes Baumöl, iſt auch ein unentbehrlicher Stoff zur Rothfärberey, und zwar zu derjenigen, welche man türkiſches Roth nennt.

Merkwürdig iſt, daß, wenn im Winter bey geringerer oder bedeutender Kälte, ein ganzes Faß Olivenöl gerinnt, und faſt wie Butter oder Schmalz wird, immer eine ſehr kleine Menge (etwas mehr oder weniger) eines flüſſigen Oels übrig bleibt, welches ſich in der Mitte des Gefäßes anhäuft, das ſelbſt bey der ſtrengſten Kälte nicht gerinnt; dieſes Oel wird ganz vorzüglich dazu gebraucht, um Räderwerk größerer und kleinerer Uhren, ſo wie die Zapfen an Maſchinen, welche der Kälte ausgeſetzt ſind, zu ſchmieren. Da dieſes Oel weder gerinnt, noch austrocknet, ſo iſt es allerdings ein ſehr ſchätzbares Ingredienz, und ſollte nicht vernachläßiget werden.

Eines der wichtigſten deutſchen Arzneymittel iſt der Baldrian (Valeriana); wird auch wohl Augenwurzel und Ratzenwurzel, ich weiß nicht warum? (vielleicht wegen der graubraunen Farbe) genannt. Die verſchiedenen Baldrianarten gehö-

gehören in die erſte Ordnung der dritten Klaſſe (Triandria monogynia), und ſind größtentheils ausdaurend.

Das Kennzeichen der Baldrianarten iſt: der Kelch fehlt, die Blumenkrone iſt einblättrig, mit mehreren Einſchnitten verſehen, an dem Grunde der Blumenkrone befindet ſich eine Erhabenheit, der Saamen iſt einfach.

Wir haben hier zwey Arten des Baldrians abgebildet, welche zwar im Geruche einander ziemlich gleich ſind, wovon aber die eine nicht eingeſammelt werden darf, da ſie in der Wirkung weit ſchwächer iſt. Unſere Beſchreibung wird einen jeden leicht in den Stand ſetzen, beyde Pflanzen, ſo wie die Wurzeln derſelben, beſtimmt von einander unterſcheiden zu können.

Der kleine oder gebräuchliche Baldrian, Bergbaldrian, Waldbaldrian, Katzenbitzel (Valeriana officinalis L.), hat lauter Blüthen mit drey Staubfäden, und alle Blätter deſſelben ſind gefiedert, die Einſchnitte zahnartig. Die Wurzel dieſes Baldrians, der eigentlich gebräuchliche Theil, beſteht aus einem länglichen, unten etwas

ab-

abgeſtumpften递ptheile oder Kopfe, von allen Seiten deſſelben laufen braune, kurzhaarige Faſern aus, welche, wenn man ſie durchſchneidet, zwar weiß ſind, aber gegen die Mitte zu einen grünen Kreis zeigen, welcher das Mark einſchließt. Der Geſchmack iſt bitterlich durchdringend, eigenthümlich unangenehm, ſo der Geruch, dem Urin der Katzen vollkommen gleich. Tab. IX. Fig. 12 haben wir dieſe Pflanze in natürlicher Größe darſtellen laſſen. Der große oder unächte Baldrian, womit jener leicht verwechſelt werden kann, unterſcheidet ſich durch ſeine Größe; weſentlich auch in botaniſcher Hinſicht dadurch, daß zwar die Blätter des Stammes gefiedert ſind, die Wurzelblätter hingegen ſind ungetheilt, faſt ſpatelförmig. In Hinſicht des Standortes liebt dieſe Baldrianart mehr feuchte Plätze, oder kleine Flüſſe und ſtehende Waſſer. Ehedeſſen benutzte man auch den großen Baldrian (Valeriana Phu L.) in den Apotheken, unter dem Namen Theriakwurzel (Rad. valerianæ majoris); allein, in der gegenwärtigen Zeit, wo man die Arzneykörper immer mehr zu vermindern und zu vereinfachen ſtrebt, hat ihn der kleine Baldrian mit Recht gänzlich verdrängt, da ſeine Eigenſchaften

viel

12.
13.
a
b
c

T. X.
14.
15.
a
b
c

viel ſchwächer, und folglich auch ſeine Wirkung viel geringer iſt. Tab. X. Fig. 14 haben wir auch den großen Baldrian (Valeriana Phu) abgebildet, um dadurch, wenn Zweifel eintreten ſollte, leicht entſcheiden zu können. Die Wurzel F. 15 dieſes Baldrians ſelbſt unterſcheidet ſich auch ſehr von der des kleinen, ſie iſt größer, der Kopf iſt verlängert, hat ſtark ſichtbare Ringe, und die Wurzelfaſern kommen nach unten, gleichſam auf einer Seite, häufiger zum Vorſchein. Kaum können wir glauben, daß der Sumpfbaldrian (Valeriana dioica) mit dieſen beyden Arten verwechſelt werden dürfte. Die Wurzeln deſſelben ſind weit kleiner, dünnfaßriger und heller von Farbe, als die des wahren Baldrians.

Das Einſammeln dieſes ſehr wirkſamen Arzneymittels muß durchaus im Frühjahre geſchehen, ehe noch Stengel und Blüthen ſichtbar geworden ſind. Nach dem Einſammeln reiniget man die Wurzeln, durch Abwaſchen, von allen erdigen Theilen, ſchneidet den obern krautartigen Antheil ab, und trocknet ſie an einem gelind erwärmten Orte, recht vollkommen aus, weil ſie ſonſt leicht mit Schimmel überzogen werden. Am ſchicklichſten wer-

werden dieſe Wurzeln in gut verſtopften oder verbundenen Glasgefäßen, oder ſehr gut ſchließenden Käſten aufbewahrt, da man, ihrer flüchtigen Theile nicht zu gedenken, die Erfahrung alle Tage machen kann, daß ſie die Katzen mit Leidenſchaften aufſuchen, und jedesmal mit ihrem Urin beſpritzen, ich weiß nicht aus Haß oder aus Neigung dazu. Vorzüglich hat man alſo dieſe Wurzeln gegen die Katzen zu verwahren, wenn man ſie trocknet, wo ſie der Verunreinigung dieſer Art am leichteſten ausgeſetzt ſind. Beym Trocknen verliert dieſe Wurzel drey Viertheile ihres Gewichts. Ihre vorzügliche Wirkung muß einzig und allein in einem flüchtig öligen Prinzip geſucht werden. Das flüchtige Oel iſt auch durch Deſtillation mit Waſſer leicht darzuſtellen, es hat ganz den Geruch und Geſchmack des Baldrians im höchſten Grade, aber man erhält aus 24 Pfund Baldrian, den man vorher gelinde getrocknet hat, nur ſechs Loth, eines gelblichen flüchtigen Oels, (Oleum aethereum valerianæ minores), und bey dieſer Gelegenheit ein ſehr kräftiges, ſogenanntes abgezogenes Waſſer (Aqua valerianæ); preßt man den Rückſtand im Deſtillirgefäße aus, ſeiht die Flüſſigkeit helle ab, und dampft die dabey befindliche

liche Wäßrigkeit weg, ſo erhält man einen hellbraunen Auszug, welcher zwar noch einigen Baldriangeruch hat, aber bey weitem nicht ſo wirkſam wie die Wurzel ſelbſt iſt, man erhält gewöhnlich ein Viertel dieſes Extrakts (Extractum valerianæ) der angewandten Wurzel. Man bereitet auch Tinkturen aus dem Baldrian, ſowohl mit Weingeiſt (Tinctura valerianæ), als mit Aether haltigem Weingeiſt (Tinctura valerianæ aetherea), theils um die kräftigen Theile gleichſam in kleinen Mengen zu vereinigen, theils um das Mittel angenehm zu machen.

Als Arzneymittel, iſt der Baldrian eine der vortrefflichſten einheimiſchen Droguen, die ihre genauere Würdigung und beſtimmtere Anwendung ganz vorzüglich der Heilkunde der neuern Zeit verdankt. Zwar benutzte man die Valeriana ehedeſſen ſchon gegen einzelne Krankheitsformen, gegen Krämpfe, Gichtbeſchwerden, Fehler der Verdauung u. ſ. f. und blieb dabey gleichſam ſtehen, ohne das Urſächliche zu erforſchen. Die Bemühungen und Verſuche, welche man mit dieſer Wurzel anſtellte, brachten uns aber dahin, daß wir nun wiſſen, daß ſie zu

den kräftigſten ſtärkenden Mitteln gehört, ſie demnach eine der erſten Stellen unter den Arzneyen verdient, und gegen alle Krankheiten dient, die von Schwäche herrühren. Remittirende Fieber, deren Weſen Schwäche iſt, Wechſelfieber, und viele langwierige Krankheiten, weichen dem Gebrauche des Baldrians, ſo wie er gegen Würmer, beſonders Spulwürmer der Kinder, eines der vorzüglichſten Mittel genannt zu werden verdient. Selbſt die Epilepſie oder Fallſucht, wurde nicht ſelten durch den anhaltenden Gebrauch der Valeriana in mancherley Formen mit vielem Glücke angewendet, und mehrere Unglückliche der Art durch ſie vollkommen geheilt. Die Gabe des Baldrians iſt ſehr verſchieden, von einem Drittel Quentchen, bis auf ein halb Loth auf einmal, ſo ſeine Zubereitungen. Bey dem Gebrauche dieſes Mittels hat aber der Arzt ganz beſonders damit zu kämpfen, daß es nicht gern genommen wird, und daß es ſich durch kein ſogenanntes einwickelndes Mittel verbergen läßt. Bey dieſer Gelegenheit theile ich meinen verehrten Leſern ein bezügliches Gedicht, über die Unannehmlichkeiten der wirkſamen Arzneymittel mit, da unſer Zweck ja auch vorzüglich Unterhaltung erheiſcht.

Der Arzt.

Ein Abderit litt große Schmerzen
An einem böſen Polypus;
Er fraß ihm am beklemmten Herzen;
Kein Firnewein, kein Phrynenkuß
Vermochte ſeinen Ueberdruß
Und ſeinen Kummer zu zerſtreuen.
Zuletzt gab ihm ein Freund den Rath,
Sich durch die Kunſt des Hypokrat
Von ſeinem Uebel zu befreyen.
Er reißte ſtracks zum Doktor ab,
Und ſprach mit flehenden Geberden:
Du, dem der Vater Aeskulap
Sein göttliches Rezeptbuch gab,
Durch dich hoff ich geheilt zu werden.
Hier ſprach nach angehörter Beicht
Der Arzt, indem er aus dem Schranke
Dem Fremden eine Flaſche reicht,
Ein Glas des Tags von dieſem Tranke
Macht dich von aller Marter frey.
Es wird zwar etwas bitter ſchmecken;
Doch, Lieber, laß dich das nicht ſchrecken,
Und denke ſtets, es iſt Arzney.
Der Kranke dankt mit frohem Munde

Und geht. Allein nach einer Stunde
Kam er zurück. Den Gallenſaft,
Herr Doktor, kann ich nicht verſchlingen,
Sprach er, und hätt' er auch die Kraft,
Mein ganzes Weſen zu verjüngen.
Gieb mir was anders. Hippokrat
Holt einen Topf mit Opiat;
Es wird zwar etwas ſauer ſchmecken,
Doch, ſprach er, laß dich das nicht ſchrecken.
Der Patient gieng fröhlich heim.
Des andern Tags kam er geſchlichen;
Der saurſte Moſt iſt Honigſeim
Mit dieſem Eſſigſalz verglichen,
Er äzet mir den Gaumen wund.
Will eine Kur zum Fingerlecken,
Verſetzt der Arzt. Doch, warte nur,
Hier dieſe chemiſche Mixtur
Wird um ein gutes ſüßer ſchmecken;
Vielleicht zu ſüß, fiel jener ein.
Und wenn auch, laß dich das nicht ſchrecken;
Ein Bißchen Zwang wird nöthig ſeyn,
Dir die Geſundheit zu erkaufen.
Der Kranke gieng beſchämt nach Haus;
Allein der Tag war kaum verlaufen,

So

So kam er wieder. Bleich wie Graus,
Rief er, ich kann den Meth nicht ſaufen!
Herr Doktor, nein, ſo eckelhaft
Schmeckt kaum der Eſche gelber Saft,
Den uns die Kalabriner ſenden. (Manna)
Kein Kunſtſtück blieb dir unentdeckt;
Drum wünſch ich mir von deinen Händen
Ein Mittel, das nach gar nichts ſchmeckt.
Das hab' ich nicht, ſprach der Geweihte
Des guten Gott's von Epidaur,
Hier neben heilet ein Centaur,
Mein Feind, durch Sympathie die Leute.
Ha! rief der Geck, der iſt mein Mann!
Geſteh es, euern Krieg bey Seite,
Wenn die Arzney nur helfen kann,
So darf man ſich des Arzts nicht ſchämen.
Der Chiron giebt ihm Tropfen ein,
Nur Waſſer, nach Geſchmack und Schein,
Doch mochten ſie magnetiſch ſeyn,
Die ſeines Gaumens Fibern lähmen
Und ganz ihm das Gefühl benehmen.
Der Kranke merkts, und ſtaunt, und ſucht,
Bald durch den Geiſt von Chios Reben,
Bald durch des Citrus Balſamfrucht,

Der

Der Zunge neuen Reiz zu geben,
Umſonſt war alles, was er that.
Beſtürzt lief er zum Hippokrat
Und fiel dem edlen Mann zu Fuße;
Ach Herr! du ſieheſt meine Buße;
Vergieb mir, auch mein Kopf iſt krank;
Ich will von deinem herbſten Trank
Weit lieber ganze Flaſchen trinken,
Als gar nichts ſchmecken. Laß, mein Freund,
Sprach Hippokrat, den Muth nicht ſinken;
Das Zaubermittel, das mein Feind
Dir reichte, wirkt nur wenig Stunden.
So wars auch. Ohne Ziererey
Nahm nun der Kranke die Arzney,
Und keine Woche gieng vorbey,
So war ſein Eckel ſchon verſchwunden;
Mit Luſt nahm er das zwölfte Glas
Und kurz, der Patient genas.
Es geht der Seele, wie dem Leibe,
Man heilt ſie, Freund, nicht durch Magie,
Auch nicht zum bloßen Zeitvertreibe.
Die Kur erfordert Kunſt und Müh,
Nur wenn ſie angreift, wirket ſie,
Und ſoll ſie Zuverſicht erwecken,
So muß ſie, traun, nach etwas ſchmecken.

T. XI.

Eine ehedeſſen ſehr berühmte Drogue war der ſogenannte **Alpenbaldrian** (Valeriana celtica). Man findet ihn auf den hohen Alpen Italiens, der Schweiz, und ſelbſt ſchon auf den ſteyermärkiſchen Gebirgen. Man fand dieſe Art des Baldrians auch unter dem Namen **Nardus**, **Narden**, **celtiſcher Nardus** (Spica seu nardus celtica), in den Apotheken, und hielt ihn fälſchlich für die Blumen, oder die Spitzen, dieſer Pflanze; es ſind dieſer Nardus nichts anderes, als die Wurzeln dieſer Art der Valeriana, die aus lauter Faſern beſteht, welche mit Schuppen gleichſam durchſetzt und verbunden ſind. Sie ſcheinen zwar gänzlich vergeſſen zu ſeyn; allein, immer zu den wirkſamern Mitteln gezählt werden zu können, wenn man nach dem Geruche urtheilt; ſie riechen ebenfalls baldrianartig, aber angenehm dabey, und haben einen ſcharfen, bittern, gewürzhaften Geſchmack. Ganz vorzüglich wurden ſie gegen Kopfſchmerzen, Nervenſchwäche und gichtiſche Anfälle gebraucht.

Auf Tab. XI. ſehen wir den Zweig eines ſchönen indiſchen Baumes unter Fig. 16, deſſen Früchte ebenfalls ſehr früh in der Heilkunde eingeführt wur-

den,

den, und welche man auch Sauertatteln nennt. Sie gehören ebenfalls in die erſte Ordnung der dritten Klaſſe. Fig. 17 die Frucht.

Gegenwärtig wird der aus Oſtindien abſtammende Baum auch in Weſtindien angetroffen, wohin er zwar verpflanzt worden iſt, aber wegen der Beſchaffenheit des Klima und der beſondern Pflege, ſehr verſchiedene Früchte liefert. Doch wir wollen zuerſt der botaniſchen Beſchreibung dieſes Baumes einige Augenblicke gönnen, damit, wenn wir denſelben vielleicht in einem unſerer großen Treibhäuſer finden, leicht erkennen und von andern ähnlichen unterſcheiden können. An der Blume Fig 18 bemerken wir einen vierblättrigen Kelch, dieſer beſteht aber nur aus drey Blättern, innen finden ſich zwey kurze borſtenförmige Honigbehältniſſe unter den Staubfäden; die Frucht iſt eine mit Mark angefüllte Hülſe; da von dem Tamarinden=Baume nur eine Art bekannt iſt, ſo bedürfen wir keiner weitern Unterſcheidungsmerkmale. Uebrigens wird der Tamarinden=Baum von dem berühmten Reiſenden und großen Naturforſcher Rumpf auf folgende Art beſchrieben. Der Tamarinden=Baum iſt ein großer

Baum,

Baum, deſſen Aeſte ſich weit ausbreiten, mit einem dicken, hohen Stamme verſehen, der mit einer ſchwärzlichen, ſtark aufgeriſſenen Rinde verſehen iſt. Die Hauptäſte zertheilen ſich in ſehr viele kleine Zweige, welche ein dichtes Laub haben, und gleich unſerer europäiſchen Linde, einen höchſt angenehmen und erquickenden Schatten verbreiten. Die Blätter ſind gefiedert, die Blättchen klein, und ſitzen paarweiſe beyſammen. Dieſem nach gleicht der Tamarindenbaum unſerer Akazie ſehr. Die Blumen finden ſich an den Enden oder Spitzen der Zweige, und haben eine rothe und gelbe Farbe. Die Früchte beſtehen aus kurzen Hülſen, von der Länge und Breite eines Fingers, übrigens ſind ſie etwas krumm gebogen, und haben ein knotiges Anſehen, wie eine Bohnenhülſe. Innen findet man verſchiedene Abtheilungen, in welchen ſich die Saamen, als flach gedrückte Kerne, in einem mehr oder minder ſauren Mark befinden. Dieſes Mark iſt eigentlich die reine und noch unverfälſchte Waare, es wird aus den Hülſen herausgenommen, in viereckige Stücke geformt, und ſo zu Markte gebracht. Mehrere Arten des Tamarinden-Markes müſſen, wenn ſie verführt und nach Europa geſendet werden

ſollen, mit Zucker eingemacht werden, die ganz ſauren, dunkelbraunſchwarzen Tamarinden bedürfen aber dieſer Zubereitung nicht. Beſonders zeichnet ſich eine weſtindiſche Art der Tamarinden durch einen ſehr angenehmen Geſchmack aus, weswegen man ſie auch weſtindiſche Tamarinden nennt; ſie werden mehr als Leckerey, kühlendes und angenehmes Nahrungs- und Erfriſchungsmittel, als zur Medizin verwendet. Obgleich der Geſchmack der Früchte dieſes Baumes ſo ſehr verſchieden iſt, ſo bemerkt man doch nicht den geringſten Unterſchied an demſelben, der in botaniſcher Hinſicht wichtig wäre.

Die zum Arzneygebrauche eingeführten Tamarinden, ſind die oſtindiſchen ſchwarzen und ſehr ſauren, die weſtindiſchen ſind mit Zucker eingemacht, und könnten mehr als eine Leckerey als ein Heilmittel angeſehen werden. Im Allgemeinen gehören dieſe Früchte zu den kühlenden, fäulnißwidrigen Mitteln, wie alle Säuren des Pflanzenreichs, auch bringen ſie ſowohl für ſich, als in Verbindung mit andern Mitteln, ein leichtes Laxiren hervor, zu welchem Behuf ſie ſehr häufig, auch ohne ärztliche Verordnung, angewendet werden.

Die Beſtandtheile der Tamarinden ſind durch mehrere Chemiker auf das Genaueſte ausgemittelt worden; ſie beſtehen aus Weinſteinſäure, Zucker, Gummiſchleim, Aepfelſäure, Zitronenſäure, Satzmehl und Faſern. Hieraus könnten wir den Schluß ziehen, daß wir die Tamarinden in der Arzneykunde wohl entbehren, und andere dieſelben Beſtandtheile enthaltenden ſäuerlichen Früchte, mit Weinſteinſäure verbunden, anwenden könnten; allein, man iſt einmal an dieſe ausländiſchen Früchte gewöhnt, und wohl ſchwerlich werden ſie aus dem Arzneyſchatze verbannt werden.

Man hat ſich beym Einkaufe der Tamarinden gegen mancherley Verunreinigungen, und beſonders gegen verdorbene Früchte zu ſichern. Sie müſſen einen angenehmen, friſchen, ſäuerlichen Geruch haben, und weder dumpfig noch verſchimmelt ſeyn. Ein ganz beſonderes Merkmal ihrer Güte und Friſche iſt das, wenn die Kerne recht feſt ſind, und ſich ſelbſt mit bedeutender Kraftanwendung nicht zerbeißen laſſen.

Eine zufällige Verunreinigung der Tamarinden mit Kupfer, findet oft durch nachläßige Behand-

lung bey der Einſammlung und Aufbewahrung in ihrem Vaterlande ſtatt, und man hat ſich ganz vorzüglich gegen dieſe Verunreinigung zu ſichern, weil man ſonſt, für eine kühlende Arzney, dem Nothleidenden ein wahres Gift reichen würde. Sehr hat man ſich auch in Obacht zu nehmen, wenn man etwa Tamarinden kocht, ſich dazu kupferner Gefäße zu bedienen. Keine vegetabiliſche Säure greift das Kupfer ſo leicht an, als die Tamarinden. Will man dieſe Drogue unterſuchen, ob ſie kupferhaltig iſt, ſo kocht man einige Loth mit Waſſer, ſeiht die Flüſſigkeit durch Papier, und tröpfelt Salmiakgeiſt hinein, bis dieſer ziemlich ſtark herausriecht; die gelbliche Flüſſigkeit wird dann eine grüne Farbe annehmen, wenn auch nur die kleinſte Menge Kupfer in der Miſchung enthalten war.

Die Bereitungen von der Tamarinde beſchränken ſich gegenwärtig einzig und allein auf das Tamarindenmuß (Pulpa tamarindorum). Um dieſes zu bereiten, werden eine beliebige Menge Tamarindenfrüchte, in einem irdenen oder zinnernen Gefäße, mit zwey Theilen Waſſer, unter beſtändigem Umrühren, ſo lange gekocht, bis ihre

Theile erweicht, und von den Hülſen und Faſern getrennt ſind; dann reibt man die markigen Theile, nebſt der Flüſſigkeit, durch ein Sieb, bringt das Durchgeriebene abermals in ein Gefäß von Thon oder Zinn, ſetzt den vierten Theil ſo viel, als man Tamarinden angewendet hat, Zucker zu, und verdampft alles Flüſſige, bis das Produkt die Eigenſchaft eines ziemlich dicken Breys angenommen hat.

Man bedient ſich auch der Tamarindenfrüchte zur Erzeugung der Molken aus der Milch, indem ſie dieſelbe ſchon in ſehr kleinen Mengen leicht zum Gerinnen disponirt. Die auf dieſem Wege erzeugte Molken, nennt man Tamarinden=Molken (Serum lactis tamarindinatum), und ſchreibt ihr ganz vorzügliche kühlende und auflöſende Eigenſchaften zu; auch benutzt man ſie häufig bey Leberverhärtungen, Verſtopfungen des Unterleibes, und als ein allgemeines auflöſendes fäulnißwidriges Mittel.

Dieſe Früchte finden auch Anwendung in der Technologie und Chemie, beſonders benutzt man ſie, ohne ſchädliche Folgen, zum Beizen derjenigen Schnupftobackſorten, welche einen ſäuerlichen Geruch verlangen, beſonders derjenigen, welche unter

dem

dem Namen St. Omer vorkommen, und für manche Landſchaften ein groſzes Bedürfniß ſind.

Haben wir auch des Saffrans ſchon im fünften Bande als Gewürz erwähnt, und weitläuftig erörtert, eben ſo auf Tab. LII. jenes Bandes eine naturgetreue Abbildung gegeben, ſo müſſen wir dennoch, da wir für die Pharmazie und Arzneykunde ein beſonderes Werk liefern wollen, noch einmal auf dieſe höchſt wichtige Pflanze zurückkommen, und unſere Leſer bitten, das, was ſie hier zu vermiſſen glauben, in jenem Bande unſerer Unterhaltungen nachzuſuchen.

Zum Arzneygebrauche, ſchrieb man ehedeſſen einzig und allein den morgenländiſchen Saffran (Crocus orientalis) vor, auch mochte er wohl, wenn er ächt iſt, immer vor den übrigen Sorten den Vorzug behalten. Gegenwärtig wählt man gern eine ſehr gute und kräftige Sorte dieſes Mittels, den öſtreichiſchen Saffran (Crocus austriacus). Weit hinter den deutſchen Saffranarten ſtehen die andern, wie der franzöſiſche Saffran von Gattinois, ob er gleich bey weitem beſſer iſt als der italieniſche Saffran, Saffran von

Mag-

Magliano, geringer iſt noch, der mit Oel eingeſprengte ſpaniſche und türkiſche Saffran.

Man hat in dem Arzneyſchatze mehrere Präparate des Saffrans beybehalten, ſo wie er zu ſehr vielen zuſammengeſetzten Mitteln angewendet wird. Mehrere neuere Aerzte verwerfen ihn gänzlich, andere erheben ihn zu einem der wirkſamſten Stoffe.

Die vorzüglichſten Zubereitungen aus dem Saffran ſind, eine mit Weingeiſt ausgezogene Tinktur (Tinctura croci simplex), indem der Weingeiſt von mäßiger Stärke zwey Drittheile der Subſtanz aufzulöſen vermag. Mehr noch zieht reines Waſſer aus dem Saffran, ja man kann ſagen, daß er faſt gänzlich in demſelben auflöslich iſt, indem er durch mehrmaliges Auskochen ſieben Achtel ſeines Gewichts verliert, und nur ein wenig Faſer, von ſchmutzig gelber Farbe zurückbleibt. Wird der wäßrige Auszug des Saffrans ſanft abgedampft, bis er eine breyartige Stärke und Beſchaffenheit angenommen hat, ſo nennt man dieſe Zubereitung wäßriges Saffranextrakt (Extractum croci aquosum). Man muß, um dieſes Präparat nicht mit erdi-

erdigen Theilen zu verunreinigen, deſtillirtes Waſſer zu ſeiner Bereitung anwenden.

Der ſtarke Geruch des Saffrans ſcheint von einem höchſt durchdringenden weſentlichen Oele, welches man auch bey der Deſtillation mit Waſſer daraus gewinnen kann, herzurühren. Es iſt aber in der Arzneykunde nicht anwendbar, da ein Quent gegen 100 fl. zu ſtehen kommen würde; übrigens hat man ſich von dem Daſeyn deſſelben vollkommen überzeugt, und bemerkt, daß es zu denjenigen öligen Körpern gehört, welche im Waſſer zu Boden ſinken, folglich ſchwerer als dieſes ſind.

Gewiß gehört der Saffran zu den ſehr wirkſamen Arzneymitteln, und einige wollen ihn ſogar dem Opium gleichſtellen; auch wird er zu einem Mittel, deſſen Hauptbeſtandtheil Opium iſt, ſtark verwendet, nämlich zu dem ſogenannten Laudanum des Sydenhams (Laudanum liquidum Sydenhami). Man verordnet auch den Saffran in ſolchen Krankheiten, die von Verhaltung einer naturgemäßen und regelmäßigen Abſonderung des weiblichen Geſchlechts entſtanden ſind, mit gutem Erfolge; auch gegen gichtiſche Beſchwerden, Bruſtkrank-

krankheiten, Bleichſucht, Gelbſucht, und bey Krankheiten aus Schwäche, entweder für ſich, oder in Verbindung mit andern Mitteln. Die Gabe deſſelben ſteigt von einigen Granen, bis zu einem halben Quentchen.

Aeußerlich ſetzt man auch den Saffran mehreren Breyumſchlägen zu, von denen man auflöſende oder erweichende Folgen erwartet, beſonders, wenn die Entzündungen von einer mehr geſchwächten Beſchaffenheit des Körpers herrühren. Auch bedient man ſich dieſes Mittels zu pflaſterartigen Miſchungen, ſo z. B. zu dem ſogenannten Saffranpflaſter (Emplastrum oxycrocii) und einigen andern.

Wenn auch das Kraut, mit welchem wir uns hier beſchäftigen wollen, gegenwärtig von keinem eigentlichen, wiſſenſchaftlichen Arzte verordnet werden möchte, ſo wendet man es dennoch in manchen Gegenden Deutſchlands noch ziemlich häufig als ein ſogenanntes Hausmittel an, und eben deswegen haben wir es auch hier, in unſern naturhiſtoriſchen Unterhaltungen abgebildet, um wenigſtens zu vermeiden, daß kein anderes etwa ſchädliches oder gar giftiges Kräutlein dafür eingeſammelt werde.

Die XII. Tab. ſtellt uns das Eiſenkraut (Verbena officinalis), in ſeiner natürlichen Größe und treu gezeichnet dar. Es gehört ebenfalls in die erſte Ordnung der zweyten Klaſſe, ob es gleich einige auch in die vierzehnte ſtellen. Das Geſchlecht der Verbenen zeichnet ſich, botaniſch betrachtet, dadurch aus, daß der Kelch *c* fünf Zähne hat, von welchen einer abgeſtutzt iſt; die Blumenkrone iſt faſt gleich, trichterförmig, und ihre Röhre gekrümmt. Die Saamen finden ſich in einer hinfälligen Haut. Unſer gebräuchliches Eiſenkraut hat vier männliche Staubfäden *a* und fadenförmige Aeſte, woran die kleinen Blüthchen *b* gefunden werden, die Blätter ſind in viele Lappen getheilt. Man findet dieſe Pflanze faſt über ganz Europa verbreitet, an Wegen, Mauern, Häuſern, auf Schutthaufen und unbebauten Stellen. Man kann es eigentlich nur zu den Sommergewächſen rechnen, obgleich hin und wieder einige Pflanzen zwey Jahre dauern, wie ich oft beobachtet habe. Der Stengel iſt aufrecht, vierkantig, nach oben in mehrere ſehr dünne Aeſte getheilt, welche ſich armförmig vom Hauptſtamme ausſtrecken; die Blätter ſind ohne Stiel, und ſtehen einander gerade gegenüber.

Als

T. XII.

Als Heilmittel kann das Eiſenkraut zu den gelind reizenden gezählt werden; im friſchen Zuſtande bemerkt man zwar keinen ſonderlichen Geruch, wenn es aber getrocknet wird, bemerkt man eine ſehr angenehme, mit nichts zu vergleichende Ausdünſtung. Man brauchte es als ein ſehr kräftiges, Urin treibendes und Stein zermalmendes Mittel, indem man es nicht allein als Thee fleißig trinken ließ, ſondern auch damit räucherte. Später gieng es auch an die Vieharzneykunde über, und wurde hier in den nämlichen Krankheiten benutzt.

In manchen Gegenden bedient man ſich auch des Eiſenkrauts, um mit Eſſig eingemachten Gegenſtänden, wie Gurken, Bohnen und dergleichen, einen lieblichen Geſchmack dadurch mitzutheilen.

Linne zählte ſechszehn Eiſenkrautarten, die man in verſchiedenen Welttheilen zerſtreut antrifft, und die fleißigen Nachforſchungen der Botaniker haben, ſeit der Verewigung jenes großen Naturforſchers, noch mehrere entdeckt, unter denen auch manche ſchöne Pflanze iſt, welche hin und wieder als eine ganz vorzügliche Zierde der Gärten benutzt wird. So iſt z. B. das weſtindiſche Eiſenkraut,

(Verbena bonarienſis) eine ganz vorzüglich ſchöne Pflanze, welche in Buenos Ayres zu Hauſe iſt, und ganz herrliche blaue Blumenſträuße zum Vorſchein bringt. Wir werden in dem Theile, welcher von den Prachtpflanzen handelt, noch einmal auf die Verbenen zurückkommen, und einige der ausgezeichnetſten näher beſtimmen, vielleicht auch abbilden laſſen.

In die dritte Klaſſe gehören auch noch alle die lilienartigen Gewächſe, welche wir unter dem Namen Schwertlilien bereits kennen, deren der verewigte zweyte Verfaſſer dieſer Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte, bereits bey den Färbepflanzen mehrerer gedacht, und hinlänglich gewürdiget hat, ſo die blaue Garten-Schwertlilie und die gelbe Schwertlilie.

In ältern Zeiten machte aber eine Pflanze, welche ebenfalls zu der natürlichen Familie der Schwertlilien gehört, mit wenigem Rechte großes Aufſehen, es iſt die gemeine Schwertlilie (Gladiolus communis). Sie findet ſich ganz vorzüglich auf den ſüdlichen europäiſchen Gebirgen, kommt aber auch in unſern Gärten gut fort, wo

ſie

ſie häufig zur Zierde gepflanzt wird, und ſich ungemein leicht vermehrt. Sie hat ſchöne karminrothe Blüthen, welche eine beynahe glockenförmige Geſtalt, durch den Stand ihrer Blätter annehmen; die Blätter ſind ſchwertförmig, die Wurzel rund, etwas zuſammengedrückt, und die äußere Haut netzförmig, welches ihr den Namen Allermannharniſch-Wurzel (Radix victorialis rotunda) gegeben haben mag.

Auch beſitzen die Apotheken eine andere Wurzel, welche den Namen langer Allermannharniſch (Radix victorialis) führt, und von einer Pflanze herrührt, welche Linne Allium victorialis nannte. Von ihr glaubte man zu den Zeiten, wo noch Dunkelheit in der Naturgeſchichte über der Welt ruhte, wer eine ſolche Wurzel bey ſich trüge, könne von keinem andern, wenn er auch viel ſtärker wäre, übermannt und bezwungen werden; dieſer Talismann war denn, wie man ſich wohl denken kann, eine herrliche Sache für Raufbolde, und es läßt ſich auch wohl denken, daß einer oft, im Vertrauen auf ſeinen Schutzgeiſt, einen andern ſtärker ſcheinenden, oder ſeinen Vortheil nicht erſehen=

henden überwand und zu Boden ſtreckte, welches den Glauben an dieſe unſchuldige Wurzel noch mehr beſtätigte. Auch trug man beyde Wurzeln wohl deswegen bey ſich, um bey Hebung ſchwerer Laſten ſich keinen Schaden zu thun. Ich rathe aber immer, mehr zur Vorſicht und richtiger Anwendung ſeiner Kraft, als zu dieſer unſchuldigen Wurzel, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Aber ein altes, ſich noch bis auf gegenwärtige Zeit in vieler Achtung erhaltendes Arzneymittel, aus dem Geſchlechte der Schwertlilien, iſt die ſogenannte Violenwurzel, Veilchenwurzel, welche dieſen Namen einzig und allein dem vollkommen veilchenartigen Geruche verdankt; in der lateiniſchen Sprache der Pharmazeuten, führt ſie den Namen Irios, Radix irios florentina, und Linne nannte ſie Iris florentina, welchen Namen ſie wahrſcheinlich von ihrem Vaterlande erhalten hat, da ſie in den ſüdlichen Gegenden von Europa, beſonders um Florenz, häufig angetroffen wird; jedoch gehört ihr dieſes nicht ausſchließlich zu, man findet ſie auch im Herzogthume Krain. Denken wir uns die Blume unſerer Abbildung Tab. LVII.

Fig.

F. 98 B. VI. vollkommen weiß, ſo bietet ſich uns dieſe Iris ſo dar, wie ſie uns von der Natur gegeben wurde. Mehrere Blumen ſtehen auf einem gemeinſchaftlichen blättrigem Stiele, die drey untern Blumen=Blätter ſind an ihrer Baſis umgebogen, drey andere ſtehen gerade. Man trifft dieſe ſchöne Irisart auch zuweilen als Zierpflanze in unſern Gärten an; allein, der Geruch der Wurzel wird nach einigen Jahren ſo ſchwach, daß man ihn kaum von dem der gemeinen Schwertlilie unterſcheiden kann. Will man ſie in unſern Gärten ziehen, ſo muß man ſie im Winter wohl verwahren, wenigſtens in unſerer Gegend, weil ſonſt die Wurzeln erfrieren. Dieſes hat man aber nicht zu befürchten, wenn man ſie aus dem Saamen erzieht.

Die Wurzel, als der einzig gebräuchliche Theil der Pflanze, iſt, ſo wie ſie im Handel vorkommt, von ſchmutzig weißer Farbe, zwey bis vier Zoll lang, rundlich, plattgedrückt, knollig, hin und wieder knotig, ziemlich ſchwer. Der Geſchmack iſt etwas ſcharf, mehlig und ſchleimig. Als Handelsartikel gehört ſie zu den italieniſchen Produkten, und wird aus Trieſt bezogen; man unterſcheidet

eine

eine Florentiniſche, und eine Veroneſer-Veilchenwurzel, erſtere iſt, ob ſie gleich höher im Preiſe ſteht, letzterer ſehr vorzuziehen, da ſie weit ſtärker und angenehmer riecht.

Sie giebt, mit Weingeiſt ausgezogen, eine ſehr ſcharfe Tinktur, welche ein heftiges Brennen im Munde hervorbringt; dieſes ſcharfen Stoffes wegen, der ein Achtel der Wurzel beträgt, darf ſie nicht zu den gar unſchuldigen und gleichgültigen Mitteln gezählt werden, wiewohl einige Aerzte dieſes meynen.

Man verordnet die Violenwurzel als Pulver, und mir iſt kein eigentlich pharmazeutiſches Präparat aus derſelben bekannt. Sie wird zu den gelind reizenden, den ſchleimigen Auswurf befördernden Bruſtmitteln gezählt, und gewöhnlich mit andern Mitteln der Art empiriſch als Bruſtpulver gegeben. Auch wollen ſie einige Aerzte bey Harnverhaltungen ſehr wirkſam gefunden haben.

Als wohlriechendes Mittel wird die Veilchenwurzel ſehr häufig verwendet, zu Pomaden, Puder, Salben, und andern ſolchen der Kolopiſtria gewidmeten Dingen. Auch benützt man ſie zur Vermiſchung

ſchung mit verſchiedenen Tobackſorten, zum Schnupfen, welche man dann Violet nennt, und die gewöhnlich zu den geringern Sorten gerechnet werden. Die ſchnupfenden Damen lieben den Geruch ganz vorzüglich, und deswegen findet man auch in ihren Döschen oft den angenehmen Violrappe, wodurch ſie den Widerwillen, den man gewöhnlich gegen Tobackſchnupferinnen äußert, einigermaßen zu beſchönigen ſuchen.

Kindern hängt man oft eine mit einem Loche verſehene Violenwurzel an einem ſeidenen Schnürchen um den Hals, um ſie darauf beißen zu laſſen, und dadurch das Zahnen zu befördern. Da dieſe Wurzel aber, vermöge des in ihr enthaltenen ſcharfen Stoffs, oft Entzündung des Zahnfleiſches hervorbringen kann, ſo rathe ich nicht zu dieſer Unterſtützungsmethode des Zahnens. Kleine Kügelchen von dieſer Wurzel gedreht, und in die künſtlichen Fontanelle gelegt, um die Eiterung zu befördern, möchte beſſer und am rechten Orte ſeyn.

Wir machen häufig die Erfahrung, daß oft ſehr wirkſame Mittel, ſelbſt wenn ſie bereits eine ſehr lange Zeit in den Händen des gemeinen Man-

nes ſind, dem Arzte unbekannt bleiben; ein Bey-ſpiel dieſer Art findet ſich in einem ſehr wirkſamen Neulinge, welchen uns die heißen Zonen unſerer Erde, das ſüdliche Amerika darbringt. Zwar wurde dieſer Gegenſtand ſchon 1805 in Deutſchland bekannt, aber der Machtſpruch eines gelehrten Botanikers, der kein Arzt war, vermochte, daß dieſes Mittel, von welchem wir uns hier unterhalten wollen, gleich nach ſeinem Erſcheinen wieder verſchwand. Es iſt die Ratanhia, eine Wurzel von einer in der Botanik längſt bekannten Pflanze, die Linne unter dem Namen Kramerie (Krameria triandra) anführt. Sie gehört in die erſte Ordnung der dritten Klaſſe, eine ſehr ſchöne Pflanze, wie uns dieſes unſere Abbildung Tab. XIII. Fig. 20 zur Genüge zeigt. Sie gehört zu den ſogenannten Halbgeſträuchen, die Blumen-Blätter ſind länglich eyförmig, etwas zugeſpitzt, und die Blumen haben alle drey Staubfäden. Die Wurzel iſt verhältnißmäßig ſehr lang und groß, breitet ſich horizontal im Boden aus, und hat ſehr viele Veräſtlungen; auch die Wurzel dieſer Pflanze iſt hier unter Fig. 21 abgebildet. Die Farbe dieſer Wurzel iſt äußerlich dunkel braunroth, innerlich heller, und der Kern

T. XIII.

nanquinfarb, der Geſchmack bitterlich, ſehr zuſammenziehend. Der Stamm iſt ſehr äſtig, und die Zweige legen ſich an der Erde nieder. Die Aeſte ſpreißen ſich von einander, und verzweigen ſich bedeutend, der mittlere Aſt iſt aber gewöhnlich aufgerichtet. Die Blättchen der Zweige ſind zerſtreut, ungeſtielt, länglich, umgekehrt eyförmig, ganz und mit einer feinen ſeidenartigen Wolle überkleidet. Die ſchönen ſcharlachrothen Blumen *a* ſitzen an den Enden der Zweige, jedesmal zwiſchen zwey Blättchen. Das Honigbehältniß *b* iſt ausgezeichnet. Die Frucht iſt eine harte, rundliche, mit hackigen Haaren überzogene Nuß *c*.

Auffallend ſind die Wirkungen dieſer Pflanze, und wenn ſie ſich nur zum Theil beſtätigen, ſo werden wir in der Folge ſehr viele Krankheiten radikal damit heilen können, die wir bis jetzt leider! noch nicht bezwingen konnten; jedoch gemach, es iſt mit mehreren neuern Mitteln ſo gegangen, man wollte alles damit heilen, und endlich heilte man nichts damit, verwarf den Neuling, ehe man ihn gehörig durch die Erfahrung gewürdiget hatte, griff zu dem alten beliebten und beurkundeten Scherwenzel, und ſetzte

den medizinischen Hokuspokus fort, wo ihn der Urgroßpapa angefangen hatte.

Recht luſtig und unterhaltend iſt es, zu vernehmen, wenn junge Aerzte, eben dem akademiſchen Brütofen entſchlüpft, über die Unfehlbarkeit der Wirkung eines neuen oder alten wieder hervorgenommenen Mittels räſonniren, wie ſie mit der Balanzirſtange den theoretiſchen Wankelmuth, auf dem geſpannten Seile der Erfahrung einhertreten, und nur ſcheinbar das Gleichgewicht erkämpfen. Wenn ſie über epidemiſche Krankheiten reden, die ſie Gott Lob! nicht geſehen haben, und die Zufälle eines Mückenſtichs für Nervenfieber und Typhus erklären; ich meyne hier die wirklich ſtudirten, mit einer Menge Beweiszetteln von ihren Kathederhelden verſehen, denn darauf kömmt alles an, wenn nur der Schein beyliegt, ſo iſt die Licentia practicandi nicht fern. Von ſolchen, die die Pronation und Supination der Hand an der Lederfeile demonſtriren lernten, und die noch ſelbſt mit dem Doktorhute angethan, bis ins Grab nach Seife riechen, ſpreche ich hier nicht, weil ich meine verehrten Leſer nur mit dem nöthigſten der Medizin bekannt mache.

Doch

Doch dieſes ſcheint unſere Ratanhia nicht zu treffen, geprüft von Aerzten, mit hoher intellektueller Kraft verſehen, will ſie alle ihr gleich wirkſamen Brüder in den Schatten ſtellen.

Der adſtringirende oder zuſammenziehende Stoff iſt das eigentlich Wirkſame in dieſer Pflanze, und zwar ganz vorzüglich von der Natur der Wurzel zugetheilt; allein, dieſer zuſammenziehende Stoff hat eine ganz beſondere Modifikation, er iſt nicht eigentlich gerbend, ſondern ſanft und balſamiſch; weswegen auch das Mittel von vielen ertragen werden kann, die andere gleichzuwirken ſcheinende Mittel nicht ertragen können.

Wir verdanken die Bekanntſchaft mit der Wirkung dieſes wundervollen Mittels, dem Doktor Ruiz, einem ſpaniſchen Arzte, welcher ſich in Südamerika aufhält, er war aufmerkſam auf dieſe Wurzel, da man ſie in den großen Städten heißer Länder in ungemeiner Menge zu Markte brachte, wo er ſie öffentlich an jedermann verkaufen ſah. Allgemein benutzt man ſie zur Reinigung und Schönerhaltung der Zähne, weswegen ſie auch hin und wieder Zahnwurzel, in der Landesſprache der

Ame-

Amerikaner, genannt wird. Die Damen beſtreichen ſich nämlich Lippen und Zähne damit, weichen ſie über Nacht ins Waſſer, und ſpühlen mit dieſem Waſſer den Mund aus; ein langer Gebrauch der Wurzel färbt ſogar die Zähne ganz roth, daher man in Lima und Huanuko viele Damen mit recht ſchönen rothen Zähnen antrifft.

Unter allen Namen, die dieſe Wurzel in den verſchiedenen Provinzen von Amerika führt, wählte der erſte Mittheiler den Namen Ratanhia, welcher auch für die allgemeine Terminologie in Europa angenommen worden iſt.

Ganz vorzüglich häufig, und große Strecken Landes überziehend, wird dieſe kräftige Pflanze zu Cante, Abragillo, Huamantange u. ſ. w. angetroffen, wo ſie ohne Kultur wächst, wiewohl ſie auch in einigen Provinzen angebaut wird, wenn man das anbauen nennen will, wenn man an einen Ort, wo man Ratanhia zu ſehen wünſcht, einige Hände voll Saamen ausſtreut. — O du glückliches Land, wo alles was edel, nützlich und gut iſt, aus der Hand der gütigen Vorſehung in ſolcher Fülle geſpendet wird, in deſſen Erde noch die jugendliche

Kraft

Kraft nach der erſten Periode der Schöpfung zu ſeyn ſcheint; aber, o ihr unglücklichen Menſchen, die ihr euch auf einem ſolchen Boden, in einem ſolchen Lande, wie Tyger und Hyänen zerfleiſcht, ihr Menſchen, die ihr einer Religion zugethan ſeyd, die die reinſte Liebe heiſcht und hegt, die euch Sanftmuth, Tugend und Fleiß lehrt, euch die Wohlthat des Evangeliums mittheilte, und ihre Segnungen und Verheiſſungen bekannt werden ließ — wann werdet ihr beſſer werden? wann werdet ihr das große, noch nicht erkannte Glück eures Landes kennen und benutzen lernen? Meine ſchätzbaren Leſer verzeihen mir dieſen Herzensausbruch — gerade das Land, in welchem gegenwärtig die Spanier ſo blutige Kriege führen, iſt das Vaterland unſerer Wurzel, und wie oft wird ſie auf den Feldern mit Blut beſpritzt daſtehen, das Brüder gegen einander fließen machten.

Doch, ich eile zur Verfolgung der Kräfte der Ratanhia. Bald nachdem der Doktor Ruiz die adſtringirende oder zuſammenziehende Eigenſchaft der Wurzel wahrgenommen hatte, wendete er dieſelbe innerlich, bey Verblutungen an, und ſah nun Wirkun-

kungen, welche alle bis jetzt geſehenen durch andere Mittel, weit hinter ſich zurückließen. Dieſe Beobachtung brachte ihn auf den Gedanken, dieſes Mittel unter verſchiedenen Formen und mit verſchiedenen Zuſätzen auch in andern Krankheiten anzuwenden, welches mit vielem Glück geſchah.

Sehr bald wurden, nach der Bekanntmachung der verſchiedenen Beobachtungen, auch Verſuche auf dem europäiſchen Kontinent gemacht, und man fand die angegebenen Kräfte der Wurzel nicht allein vollkommen beſtätiget, ſondern fügte auch neue Verſuche bey, welche noch im gegenwärtigen Augenblicke fortgeſetzt, vervielfältiget und beſtätiget werden. Es war daher kein Wunder, daß bald große Maſſen der Wurzel ausgeführt werden mußten. Um nun den Transport des Mittels, oder vielmehr der darin befindlichen wirkſamen Theile, höchſtmöglichſt zu erleichtern, verſuchte man einen Auszug aus dieſer Wurzel, im Vaterlande ſelbſt, zu bereiten, und war ſo glücklich, die Kräfte des rohen Mittels in einem Viertel des Umfangs und Gewichts des ganzen zu vereinigen; man bereitete nämlich das Extrakt aus der friſchen Wurzel (Extractum

ratan-

ratanhiæ americanum), und brachte es in Handel. Dieſes Extrakt iſt vollkommen trocken, ziemlich ſchwer, zerbrechlich, hat eine glänzende Bruchfläche, dunkelrothbraune Farbe, einen eigenthümlichen, beſonders den Schlund zuſammenziehenden Geſchmack, und gar keinen Geruch, als etwa den des Körpers, neben welchen es verpackt war.

So wenig auch die Form eines Arzneymittels über ſeine Wirkung entſcheiden mag, ſo entſtanden doch, nach der vielfältigen Anwendung der Ratanhia, manche Originalzuſammenſetzungen, von welchen wir diejenigen hier ausheben, welche ohne Zuziehung eines Arztes ſicher und mit Nutzen angewendet werden können.

Ratanhia=Zahnpulver; man benutzt es ganz vorzüglich zur Rein= Feſt= und Schönerhaltung der Zähne, die Originalvorſchrift iſt folgende: Man nehme 12 Loth feines Ratanhiawurzelpulver, gebrannt Fiſchbein (Ossa sepiæ) 20 Loth, Cremor Tartari 1 Loth, Violenwurzel 1 Loth, worauf man, wenn alles gut gepulvert iſt, es genau untereinander mengt, und zum Gebrauch aufbewährt.

Der Gebrauch dieſes Pulvers iſt einem jeden andern gleich. Mundwaſſer von der Ratanhiawurzel: Man koche zwey Loth Ratanhiawurzel mit einem Maaß Waſſer ſo lange, bis nur noch ein halb Maaß der Flüſſigkeit übrig bleibt, dieſe Flüſſigkeit ſeihe man von der Wurzel ab, und ſetze hinzu: Vitriolſpiritus und Löffelkrautſpiritus, von jedem zwey Loth. Auch ſogar ein Pflaſter hat man aus der Ratanhia bereitet, welches ſehr wirkſam bey Brüchen, oder auf erſchlaffte Theile gelegt, ſeyn ſoll, und nach Mittheilung ſpaniſcher Aerzte wunderbare Wirkungen hervorbringt. Die Originalvorſchrift iſt folgende: Man nehme das Extrakt der Ratanhiawurzel und Weihrauch, von jedem 8 Loth, Galbaumharz 4 Loth, ſtärkendes Pflaſter 12 Loth, Terpentin 3 Loth und Oel 4 Loth, hieraus bereite man ein Pflaſter.

Nicht allein, daß ſich die Ratanhia in Blutungen allein wirkſam gezeigt hätte, auch in Fiebern, Waſſerſuchten, Schwäche der Verdauungswerkzeuge, Harnruhr, Durchfall, Ruhr, und ſogar gegen epileptiſche Zufälle, hat man dieſes vortreffliche Mittel wirkſam gefunden. Uebrigens können wir unſern ge-

geneigten Leſern nicht vorenthalten, daß ſchon viele neue hochgeprieſene Mittel bald wieder in ihr voriges Nichts zurückgeſunken ſind, und daß man, ſie vergeſſend, zu den ältern griff; wir wollen aber von unſerer Ratanhia beſſerer Meynung ſeyn, ohne jedoch die Worte des Apoſtels zu vergeſſen: „prüfet alles, und das Gute behaltet.“

Noch bietet uns die dritte Klaſſe einige grasartige Gewächſe dar, welche in der Heilkunde angewendet wurden, ihrem Weſen nach aber auch nur die Anführung des Namens verdienen; es ſind die ſogenannten Zipergräſer, wovon ein langes (Cyperus longus), und ein rundes (Cyperus rotundus) vorhanden ſind. Von dieſen wurden die Wurzeln in Handel gebracht, und zwar ebenfalls die lange, welche aus den ſüdlichen Theilen von Europa, und die runde, welche aus Afrika und Amerika zu uns kam.

Auch gehört in dieſe Klaſſe das Zuckerrohr, welches unſere verehrten Leſer im fünften Bande dieſer naturhiſtoriſchen Unterhaltungen abgebildet, und gehörig erörtert finden werden.

So ſind auch die hierher gehörigen Quecken (Triticum repens) bereits bey den Unkräutern angegeben, und gehörig gewürdiget worden; eben ſo der Weizen, die Gerſte, der Hafer und die Getreidearten, welche der dritte Band dieſer Unterhaltungen, nach unſerer Meynung, genügend behandelt.

Arzney=Pflanzen

der

vierten, fünften und ſechsten Klaſſe.

Des erſten Abſchnittes

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Galium, Flöhſaamen, Waſſernuß, Hundszunge, Weiderich, Hühnerdarm, Skamonium. Schirmpflanzen. Fieberrinde, Krähenaugen, Enzian, Ninſing, Aloe, Kalmus und viele andere.

Die vierte Klaſſe enthält mehrere wichtige Arzneypflanzen, welche bereits, wegen ihrer Hauptanwendung, ſchon andern Orts abgehandelt werden mußten. Nehmen wir z. B. den hierher gehörigen Krapp, ſo nützlich dieſer auch als Arzneymittel ſeyn mag, ſo wird doch niemand läugnen, daß ſeine Hauptanwendung der Zweck ſeiner Produktion, Veredlung, Fabrizirung u. d. gl. ſich bey weitem mehr auf ſeine Eigenſchaft, Stoffen verſchiedene Farben zu ertheilen, bezieht. Demnach wird man jene Pflanze im ſechsten Bande unſerer Unterhaltungen nicht vermiſſen, da dieſer diejenigen Gegenſtände enthält, welche unſern Luxus und unſere Bequemlichkeit umfaſſen.

Die Pflanzen der vierten Klaſſe zeichnen ſich ganz beſonders dadurch aus, daß die Korollen, oder eigentlichen Blumenkronen, ſo wie die übrigen Theile, immer zu viert beyſammen ſtehen. Das Geſchlecht der Galien drückt dieſes recht deutlich aus; wir betrachten es hier zuerſt, ob es gleich zu den faſt vergeſſenen Gegenſtänden gehört, vervielfältigen aber unſere Abbildungen dadurch keinesweges, da wir bereits im ſechsten Bande Tab. LIV. ein Galium, und zwar das Galium tinctorium, Färbergalium, zur Anſicht gebracht haben.

Das in der Arzneykunde angewendete Galium wird auch Waldſtroh, Unſerer lieben Frauen Bettſtroh, Labkraut und Megerkraut genannt, Linne nennt es Galium verum, wahres Labkraut, die Pharmazeuten geben ihm den Namen gelbes Labkraut (Herba galii lutei). Die Blumenkrone iſt radförmig, und beſteht aus einem Blättchen, welches viermal getheilt iſt. Man findet zwey Saamen, welche ein Häutchen kugelförmig umgiebt. Dieſe Art hat Blätter, die zu acht in einem Kreiſe um den Stengel ſtehen, ſie ſind linienförmig, und mit einem Rinnchen verſehen, die

Aeſte

Aeſte ſind kurz und tragen eine große Menge gelber Blümchen. Wieſen, Aecker, Ackerränder und Schutt, ſind der Aufenthalt dieſer angenehmen Pflanze, welche oft ganze Strecken überzieht, und eben keinen Beweis von dem Fleiße des Landmanns abgiebt. Man benutzte das Labkraut als erweichendes Mittel.

Eine Pflanze, welche wenigſtens dem allgemeinen Anſehen nach in das Geſchlecht der Galien gehört, iſt der Waldmeiſter, welche auch den Namen Meſerich, Meyerkraut und Sternleberkraut führt (Asperula odorata). Die Blumenkrone iſt weiß, ſparſamer wie bey den Galien, und etwas trichterförmig, die Blättchen ſtehen zwar auch zu acht um den Stengel, allein, ſie ſind lanzetförmig; die Blüthen ſtehen auf Stielen, und bilden Bündel. Dieſer Waldmeiſter liebt auch die Wälder ganz vorzüglich, und wir treffen ihn durch ganz Deutſchland an trockenen waldigen Anhöhen. Wenn das Kraut friſch iſt, verdient es den Namen wohlriechend oder riechend nicht, wenn man es aber trocknet, erhält es einen höchſt angenehmen, dem beßten Heu ähnlichen Geruch. Man

ſammelt die ganze Pflanze, wenn ſie blüht, im Juni und Juli, bey recht trockenem Wetter, und trocknet ſie ſo ſchnell, als es ohne Anwendung künſtlicher Wärme möglich iſt, weil ſie ſonſt leicht ihre ſchöne grüne Farbe verliert und ſchwarz wird.

Man brauchte dieſes Kraut als ein vorzügliches Heilmittel, in Lungen- und Leberkrankheiten, indem man es als einen Thee mit andern Mitteln vermengt verordnete, oder den ausgepreßten Saft Löffelweiſe nehmen ließ; wir wollen weder die Wirkſamkeit noch Unwirkſamkeit dieſem Kräutlein abſprechen, aber wohl bemerken, daß wir gegenwärtig ſicherere Heilmittel beſitzen, durch welche wir ſo wichtigen Krankheiten, wie die der Lunge und Leber ſind, begegnen können. Wegen des angenehmen Geruchs, welchen dieſes Kräutlein verbreitet, möchte es wohl zu Kräuterſäckchen, als zertheilend und Eiterung befördernd, zu empfehlen ſeyn.

Ein Kraut, welches ſowohl in den älteſten Zeiten viel Aufmerkſamkeit erregte, verworfen und wieder hervorgeſucht wurde, iſt die allgemein bekannte **Wegebreite**, **Wegetritt** (Plantago),

ebenfalls in die vierte Klaſſe, in die erſte Ordnung gehörig. Mehrere Spezies derſelben wurden wechſelsweiſe vorgezogen und angewendet, zwey davon behaupten aber noch ihren Rang in der Medizin, und nehmen immer noch ihr Plätzchen in den Apotheken ein. Die Kennzeichen des Geſchlechts ſind: ein viertheiliger Kelch und eine viermal getheilte Blumenkrone, welche etwas zurückgeſchlagen iſt, die Staubfäden ſind ſehr lang. Die Saamenkapſel iſt zweyfächrig und umſchnitten, der Fruchtboden iſt frey.

Unter allen wollen wir zuerſt den Spitzen=Wegrich (Plantago lancelolata) betrachten, er zeichnet ſich durch lanzetförmige Blätter aus, die um einen einzeln nacktem Schafte ſitzen; die Blumenähre hat eine faſt eyförmige Geſtalt, und der Schaft hat Winkel, welche man leicht durch das Gefühl unterſcheidet. Häufig finden wir dieſe Pflanze auf Wieſen und an trockenen Anhöhen, auf Triften und an Wegen. Man ſammelt nur das Kraut, und zwar dann, wenn ſich die Blüthen noch nicht völlig entwickelt haben.

Was nun die Heilkräfte dieſes Krautes ſelbſt betrifft, ſo ſoll es nicht allein ein ganz vorzüglich

kühlendes, gelinde zuſammenziehendes Mittel ſeyn, welches bey Entzündungskrankheiten der innern Theile aller Art, die vortrefflichſten Dienſte leiſtet, ſondern es ſoll auch als ein Specifikum gegen Lungenſuchten helfen. Dieſes Mittel, unter dem Namen Spitz-Wegrich, iſt in den Händen des großen Publikums, und ſehr viele Perſonen laſſen ſich die Meynung durchaus nicht rauben, durch den Genuß des Saftes, im Frühjahre mäßig gebraucht, geheilt worden zu ſeyn, und man erzählt ſelbſt in den neuern Zeiten Fälle von Heilung der Lungenſucht, im höchſten Stadium, durch den Genuß dieſes Krautes. So wenig wir alſo dieſer Pflanze die ausgezeichnete Wirkſamkeit abſprechen wollen, ſo können wir doch nicht unbemerkt laſſen, daß der Gebrauch dieſes Mittels keine Heilung einer wahren Lungenſucht bezwecken konnte, und daß man zu andern Mitteln ſeine Zuflucht nehmen mußte, um den Patienten, wenn auch nicht zu heilen, doch wenigſtens zu erhalten. Man bereitet in den Apotheken eine Konſerve (Conserva plantaginis min.) aus dieſem Kraute, indem man es ſehr fein wiegt oder ſchneidet, und mit gleichen Theilen feinem gepülvertem Zucker verſetzt.

Die

Die zweyte Art der Wegebreite, welche wohl hin und wieder noch eingeſammelt wird, iſt die groſse Wegebreite (Plantago major), mit groſsen, eyförmigen Blättern, und mit einem runden Blüthenſchafte; die Blumenähre iſt walzenförmig, und hat Blättchen, die wie Dachziegeln übereinander liegen. Man trifft dieſe Pflanze faſt allenthalben, an Wegen und auf trockenen Wieſen an. Das Frühjahr iſt ebenfalls die Sammlungszeit der Blätter oder des Krauts (Herbae plantaginis). Ein ehemals wichtiges, gegenwärtig nur noch von Wunderdoktoren und Aerzten, die nach alten Büchern kuriren, verordnetes Präparat, iſt das Wegebreiten-Waſſer (Aqua plantaginis), es findet ſich wohl der Aufſchrift nach noch in den Apotheken, mit Recht nimmt aber ein Jeder gemeines Waſſer, wenn der Arzt ja ſeine Weisheit im Wegebreiten-Waſſer ausdrücken will.

Auch als Wundmittel wurde, ſowohl der Saft der erſten als zweyten Art der Wegebreite gebraucht, und ſeine gelinde zuſammenziehende Kraft mag immerhin einiges bey leichten Verwundungen bezwecken.

Wich-

Wichtiger iſt uns eine Art Wegebreite, deren Saamen ganz vorzügliche Anwendung in der Technik, beſonders bey der Seidenfabrikation findet, und hier unentbehrlich iſt, man könnte ſie Flöhſaamen=Wegebreite nennen, da ihr Hauptprodukt, wegen ſeiner Form und Farbe, den Namen Flöhſaamen führt (Plantago psylium). Die Art der Wegebreite zeichnet ſich durch einen krautartigen äſtigen Stamm aus, deſſen Blätter etwas gezahnt und zurückgebogen ſind.

Zwar haben mehrere aufmerkſame Botaniſten dieſe Pflanze hin und wieder wild gefunden, und zwar über dem Getreide bey Regensburg, Frankfurt, Berlin, und in mehreren andern Gegenden; allein, dieſes würde nicht hinreichen, den Bedarf des Saamens als Handlungsgegenſtand zu decken, man baut deswegen dieſe Pflanze regelmäßig an, beſonders in einigen Gegenden der Schweiz, in Frankreich und in Italien, woher er auch durch den Handel gezogen wird.

Den Saamen erhalten wir als kleine, ſchwarzbraune, den Flöhen nicht unähnliche Körner. Ihr Gehalt an Schleim, und wie es ſcheint, an einer eigen=

T. XIV

eigenthümlichen ſchleimigen Subſtanz, hat ihn dazu geſchickt gemacht, der fabrizirten Seide eine gewiſſe Steiſigkeit, Glanz und Feſtigkeit, mit Beybehaltung ihrer Elaſtizität und ohne Veränderung der Farbe, mitzutheilen. Um Gebrauch von dem Flöhſaamen zu machen, werden einige Loth, mit einem Pfunde Waſſer übergoſſen, und unter öfterm Schütteln, eine Zeitlang aufbewahrt, wodurch ſich der Schleim von dem Saamen trennt, und dem Waſſer mittheilt.

Von dieſem Schleime kann man auch einen ſehr zweckmäßigen Gebrauch bey Augenentzündungen machen, ſo wie er in ſehr vielen Fällen anwendbar ſeyn möchte, wo wir Gummi und Quittenkernſchleim anzuwenden pflegen.

Auf der Tab. XIV. Fig. 22 haben wir unſern Leſern dieſe Art der Wegebreite mitgetheilt, weil ſie nicht allgemein bekannt iſt. Auch finden ſie die zu ihrer Kenntniß nothwendigen Theile dargeſtellt. *a* Eine vergrößerte Blumenkrone, *b* der Staubweg, *c d* der Saamen in ſeiner umſchnittenen Kapſel. Vielleicht würde es ſich in manchen Gegenden, wo Seiden-Manufakturen ſind, wohl der Mühe lohnen,

dieſe Pflanze, als Gegenſtand des Handels anzubauen, welches um ſo weniger Schwierigkeiten haben kann, da ſie unſerm Klima und Boden wirklich ſchon eigen iſt. Um ſie anzubauen, hat man nichts nothwendig, als einen von Unkraut rein gehaltenen Acker zu wählen, dieſen gut und locker zu bearbeiten, und guten, nicht veralteten Saamen im Herbſt darauf zu ſäen, unter zu rechnen, und ſo der Einwirkung der Natur zu überlaſſen. Das Reinigen oder Ausmachen des Saamens, iſt ebenfalls ſehr leicht, man legt ihn, nachdem er reif iſt, an einen trockenen Ort, klopft ihn auf einem Tuche, und ſiebt den ausgefallenen Saamen rein ab.

In dieſe Klaſſe gehört auch die ſchwarze Bibernelle, oder der Wieſenkopf (Sanguisorba officinalis L.), welche Pflanze aber ſo ziemlich und mit Recht vergeſſen zu ſeyn ſcheint; da wir jedoch den Eigenſinn der Medizin kennen, ſo darf ſie wenigſtens in unſern Unterhaltungen mit mehreren, die auch gegenwärtig nicht gebraucht werden, keineswegeſ fehlen. Der Kelch iſt zweyblättrig, und der Fruchtknoten findet ſich unter dem Kelche und der Blumenkrone. Dieſe Art hat kopfförmige

Blüth-

Blüthchen, von ſehr dunkler Purpurfarbe, einen ſchwachen Stengel, welcher aber eine Höhe von einigen Schuhen erreicht, und über alle andern Grasarten einer magern Wieſe herausragt, was ihm auch wohl den Namen Wieſenkopf erworben haben mag. Die Blätter ſind aus paarweiſe ſtehenden, einzeln, länglich runden, ſtark gezähnten Blättchen zuſammengeſetzt. Man ſammelt vorzüglich die Wurzel, und giebt ihr den Namen, italieniſche Pimpinelle, welſche Bibernell (Radix pimpinellæ italicæ), in den Apotheken. Man brauchte ſie ehedeſſen bey Verblutungen mancher Art, beſonders bey Bluthuſten, und ſie iſt als ein unſchuldiges, gelind zuſammenziehendes Mittel, wohl nicht geradezu zu verwerfen.

Der große Sanikel oder Sineu, auch wohl Unſerer lieben Frauen Mantel genannt, gehört ebenfalls in die erſte Ordnung der vierten Klaſſe. Das Geſchlecht (Alchemilla) zeichnet ſich durch einen achttheiligen Kelch aus, die Blumenkrone fehlt, und der Griffel iſt der Baſis des Fruchtknotens einverleibt. Es findet ſich in jeder Blume nur ein Saamen. Dieſe Art unterſcheidet

ſich durch lappige Blätter. Da ſich dieſe Blätter auf der Erde regelmäßig um den Blüthenſtengel ausbreiten, ſo hat dieſes wahrſcheinlich die Idee eines Mantels erweckt, woher wohl obiger Name herrühren mag. Man ſammelt die Wurzel und die Blätter von dieſer Pflanze, und benutzt ſie in der populären Arzneykunde als ein Bruſtmittel. Es gehört zu den unſchuldigen, leicht zuſammenziehenden Mitteln, und wer Luſt hat, kann ſich ohne Gefahr dieſem Mantel anvertrauen.

Eine Pflanze, welche durch ihre ſtachlichte Frucht beſonders auffallend iſt, und welche man mit dem Namen Stachelnuß, Waſſernuß (Trapa natans L.) bezeichnet, wurde ebenfalls ehedeſſen in den Apotheken vorgefunden, und wohl gegenwärtig noch fragt ein Wunderdoktor nach dieſem merkwürdigen Gewächs. Die Frucht hat vier ſpitzige Flügel, welche mit ſcharfen Stacheln beſetzt ſind, übrigens hat ſie die Größe einer kleinen Kaſtanie von dunkelgraubrauner Farbe. Sie werden auch wohl Tribuli aquatici, Nuces aquaticæ genannt, man benutzte ſie ehedeſſen gegen Seitenſtich, in Emulſionen, wo, aber wohl die Emulſion oder

Man=

Mandelmilch die Hauptwirkung hervorgebracht haben mag. Sie ſind gegenwärtig ſo ſehr in Vergeſſenheit gekommen, daß ſie mehrere Apotheker nicht einmal mehr kennen.

Eine unter dem Namen Bezoarwurzel aus Peru zu uns gekommene Pflanze, oder eigentlich die Wurzel derſelben, welche ebenfalls in dieſe Klaſſe gehört, und von der Dorstenia Drakena abſtammen ſoll, iſt, ſo viel Lärm man auch vor hundert und mehreren Jahren von ihr machte, ganz in Vergeſſenheit gekommen. Sie war auch unter dem Namen Giftwurzel (Radix Contrajervæ) bekannt. Sie iſt länglich, mit dünnen Faſern beſetzt, außen röthlich gelb, im Bruche weiß, hat einen ſchwachen und gewürzhaften Geruch, und zuſammenziehend bitterlichen Geſchmack. Wenn ſie mit Waſſer gekocht wird, giebt ſie ein gelbes, ſehr ſchleimiges Dekokt.

Man brauchte ſie ehedeſſen als Mittel gegen genoſſene Gifte, den Biß giftiger Thiere, ja ſogar des tollen Hundes. Mehrentheils erhalten wir ſie erſt dann aus jenen Gegenden, wenn ihre vielleicht im Vaterlande ſehr zu achtenden Kräfte bereits verloren

loren gegangen ſind, wie dieſes bey vielen peruaniſchen Mitteln der Fall iſt.

Hierher gehört auch das weiße Santelholz (Lignum santalinum album); den Baum, von welchem dieſes Holz kömmt, kennen wir nur einſeitig, und wiſſen, daß er in die erſte Ordnung der vierten Klaſſe, des Linneiſchen Syſtems gehört; allein, eine Abbildung deſſelben können wir, wenn wir der Natur treu bleiben wollen, nicht liefern, da wir noch keine beſitzen, auf deren Wahrheit ſich zu verlaſſen wäre.

Das Holz, welches ſowohl von weißer, als von hellgelber Farbe vorkommt (Lignum santalum album et citrinum), iſt jedoch von einem und demſelben Baume; das weiße ſcheint der Splint, das gelbe der Kern des Baums zu ſeyn, welchen man häufig auf den weſtlich amerikaniſchen Inſeln, vorzüglich auf der Inſel Timor findet. Der Geſchmack dieſes Holzes iſt unbedeutend, der Geruch angenehm, roſenartig, beſonders wenn es gerieben, geraſpelt oder erwärmt wird. Das aus dem Santel deſtillirte Oel (Oleum santali citrinui) hat einen angenehmen Amberartigen Geruch, und wird ebenfalls in den Apotheken angetroffen.

In

In der vierten Klaſſe finden wir eine einzige Pflanzengattung der zweyten Ordnung, welche man zu den mediziniſchen zählte, es iſt die Flachsſeite, Flachsſeide, Filzkraut, Thiemſeite (Cuscuta europæa und Cuscuta epithymum L.). Im dritten Bande unſerer Unterhaltungen finden wir bereits dieſes Gewächs, und zwar unter den ſogenannten Unkräutern, auch wurde es ſeinem damaligen Zwecke gemäß auf Tab. XXXI. Fig. 90 abgebildet, wie es ſich fadenförmig, gleichſam zuſammenſchnürend, um andere Pflanzen windet und ſchmiegt, anklammert und ausſaugt. Die um den Thimian gefundene Flachsſeide wurde ehedeſſen unter dem Namen, kretiſche Thiemſeide (Herba epithymi cretici), aus der Levante zu uns gebracht. Gegenwärtig dürfen beyde Arten aber nur dem Namen nach als Arzneypflanzen genannt werden.

Die fünfte Klaſſe (Pentandria) bietet uns eine große Menge ſehr wirkſamer Arzneypflanzen, aus allen Zonen der Erde dar. In den erſten zwey Bänden der Unterhaltungen aus dem Pflanzenreiche kann man das weitere über dieſe Klaſſe und ihre Ordnungen ſtudiren, wenn auf eine wiſſenſchaftliche

liche Anſicht der Pflanzen überhaupt abgeſehen werden ſoll. Auch hier nehmen wir dieſe mediziniſchen Pflanzen, gemäß ihrer Ordnungen, ſyſtematiſch durch, damit man ſie um ſo leichter finden könne. Mehrere dieſer Pflanzen finden wir bereits früher, z. B. als Unkräuter oder Nahrungsmittel, oder als Holzarten und Gewürze abgebildet, und auf dieſe Abbildungen werden wir unſere Leſer verweiſen müſſen. Hier die zur erſten Ordnung der fünften Klaſſe gehörigen Arzneypflanzen.

Der Steinhierſen, Meerhierſen, Perlkraut, Perlſaame (Lithoſpermum officinale). In manchen Gegenden Deutſchlands findet ſich dieſe Pflanze unter dem Getreide ſehr häufig, und gehört nebſt ihrem nahen Anverwandten, dem Ackerſteinſaamen, zu den ſogenannten Unkräutern, welcher im dritten Bande Tab. XXXVI. Fig. 91 abgebildet iſt.

Die Blumenkrone iſt gelblich weiß und trichterförmig, der Kelch fünfmal getheilt, und der Schlund durchlöchert. Der officinelle Steinhierſen hat ſehr glatte Saamen, welche ausſehen, wie wenn ſie von Porzellain gemacht wären, und die

Blu-

Blumenkrone iſt kaum höher wie der Kelch, die Blätter ſind lanzetförmig.

So wenig der Saamen dieſer Pflanze, auch von den verſchiedenſten Seiten betrachtet, mediziniſche Kräfte zu beſitzen ſcheint, ſo wurde er doch ehedeſſen für ein ſouvraines Mittel gegen Stein und Gries gehalten. Ja man benutzte den Steinhierſenſaamen (Semen millii solis) ſogar gegen tägige Fieber. Die Form, in welcher man ihn giebt, ſind Emulſionen (Mandelmilch). Ja man deſtillirte, im vollen Vertrauen auf die Wirkung dieſer Pflanze, ſogar ein Waſſer aus ihr (Aqua herbæ millii solis). So ſehr wir auch gegenwärtig die alten Mittel vernachläßigen und verwerfen, alles auf eine weit feinere Spitze ſtellen, als es ehedeſſen in der Arzneykunde geſchah, ſo kann man doch mit Gewißheit ſagen, die alten Aerzte heilten auch, dieſer oder jener Arzt war ein berühmter Mann — nicht weil er den Kirchhof höckrig machte, ſondern weil er viel heilte. Laßt dem guten alten aqua plantaginis z. B. immer ſein Plätzchen in der Apotheke, nehmt immer die vier kalten Saamen wieder zur Hand, und heilt das, was ihr mit dem Worte,

Ner

Nervenfieber, bezeichnet. Wir rufen ſo oft die alte Zeit herbey, warum nicht auch die alten Erfahrungen in der Medizin? Unſere heilenden Klaſſiker der Medizin giengen ſehr ſparſam mit dem Kampfer, dem Moſchus und der Valeriana um — und wir hingegen verbrauchen in Deutſchland allein mehr Moſchus, als die tibetaniſchen Wüſten hervorbringen, wenn auch die Jäger noch ſo fleißig ſind. Ich will damit nicht geſagt haben, daß man Aqua urticæ, plantaginis, und dergleichen Waſſer, in Nervenfiebern brauchen ſoll, aber aufmerkſam will ich auf den ſchrecklichen Nachtheil machen, welche dieſe Mittel in dem Körper hervorbringen, wenn ſie ſich in den Händen eines Arztes befinden, der ſie nur dem Namen nach kennt.

Ein eben ſo ſehr vergeſſenes Kraut iſt die berühmte Ochſenzunge (Anchuſa officinalis L. Bugloſſum vulgare) der Pharmazeuten.

Die Blumenkrone, welche eine ſchöne dunkelblaue Farbe hat, iſt einblättrig, trichterförmig, und nicht länger als der Kelch, welcher in fünf tiefe Einſchnitte getheilt iſt. Die Blätter ſind faſt linienförmig zugeſpitzt, unten weißgrün, und etwas

was rauh anzufühlen. Man findet dieſe Pflanze, eben nicht gar zu häufig, zwiſchen Aeckern und an Wegen. Sowohl die Blüthen (Flores buglosſæ), als das Kraut (Herba buglosſæ), werden geſammelt.

Die Wurzel verdiente aber vor allen andern Theilen dieſer Pflanze eingeſammelt zu werden; ſie hat einen angenehmen, ſchleimig zuſammenziehenden Geſchmack, und färbt den Speichel roth, wenn man ſie eine Zeitlang kaut; auch werden fette Körper, Butter, Oele, Wachs, damit roth gefärbt. Die Alten benutzten die Ochſenzunge in Blutſpeyen, Huſten und Seitenſtechen. Auch bedient ſich der gemeine Mann der damit gefärbten Butter, zum Einſalben gebrechlicher Kinder, doch ohne Nutzen. Man darf dieſe gemeine Ochſenzunge nicht mit der färbenden Anchuſa (Anchusa tinctoria Alcanna) verwechſeln, von welcher wir handeln werden.

Die Alkanna, welche ebenfalls hierher gehört, iſt eine von denen Pflanzen, welche lange in Zweifel geſtellt war, und noch erhalten wir unter dem Namen Alkanna-Wurzel (Radix alcannae), vielleicht Wurzeln von verſchiedenen Pflan-

zen, welche die Haupteigenſchaft haben, einen rothen Farbſtoff zu beſitzen, welcher Wachs und fette Körper herrlich roth färbt, und zwar mit einer ſolchen auffallenden Färbkraft, daß ein einziger Gran der Rinde dieſer Wurzel einige Pfunde Fett oder Wachs ſchön roſenroth, und dunkler als roſenroth zu machen im Stande iſt.

Einige Pharmazeuten und Botaniſten hielten die Alkanna für einen Liguſter, welchen man in Egypten finde, und daher auch mit dem Namen Ligustrum aegyptiacum bezeichneten. Andere ſtellten ſie wirklich in das Geſchlecht der Anchuſen, und noch andere zählten ſie zu den Krapparten. Allein, in der neuern Zeit hat ſich durch die Bemühungen der Botaniker und naturhiſtoriſchen Reiſenden gezeigt, daß die im Handel vorkommende Wurzel von einer Pflanze herrührt, welche Linne Lawsonia inermis, die unbewaffnete Lawſonie, nennt. Man benutzte die Alkanna ehedeſſen als Heilmittel, und ſetzte ſie zu verſchiedenen Zuſammenſetzungen, in den neuern Pharmakopäen iſt ſie aber, ſo unentbehrlich ſie auch dem eleganten Apotheker zum Färben der Fette iſt, nicht aufgenommen. Man wendet

det ſie als ein unſchädliches Mittel bey den ſogenannten Schwämmchen an, welche Kinder bald nach der Geburt im Munde bekommen, und nennt ſie wahrſcheinlich deswegen an einigen Orten Mundholz, auch wird ſie als ein den Durchfall ſtillendes Mittel gegeben.

Für die Färberey, ausgenommen für Wachsbildner, hat ſie keine beſondere Anwendung gefunden, da der darin enthaltene Färbeſtoff harziger Natur iſt, und ſich nur beſagten fetten Körpern mittheilt.

Die Hundszunge, von dieſer reden wir hier nicht, weil ſie den Namen einer Zunge führt, ſondern weil ſie in die nämliche Klaſſe und in die nämliche Ordnung, wie die Ochſenzunge, botaniſch betrachtet gehört. Auch Linne hat dieſen Namen beybehalten, und ihm die beliebte griechiſche Sprachform gegeben, indem er ſie Cynogloſsum officinale (gebräuchliche Hundszunge) nennt. Wahrſcheinlich führt ſie dieſen Namen von der Geſtalt der Blätter, ſonſt finde ich nichts, was nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit einer Hundszunge hätte. Ueberhaupt werden unſere Leſer, deren Geſchäft ge-

rade Botanik nicht iſt, oft durch ſonderbare Namen überraſcht werden, und manche ſind ſogar ſo keck gewählt, daß wenn man ſie überſetzen wollte, man des Anſtands wegen, manchmal in Verlegenheit gerathen würde.

Eine trichterförmige Blumenkrone, welche mit Schuppen im Schlunde geſchloſſen iſt; die Saamenbehältniſſe haben einen Ueberzug, und ſind an der einen Spitze angeheftet. Bey dieſer Species ſind die Staubfäden kürzer als die Blumenkrone, die Blätter ſind linien-lanzetförmig, wollig und ohne Stiel. Wir finden die Hundszunge auf altem Schutt, an Wegen und Ruinen. Die Blätter zeichnen ſich durch eine ſehr dunkle, ſchwarzgrüne Farbe aus. Die Wurzel, welche eigentlich der in den Apotheken gebräuchliche Theil der Pflanze iſt (Radix cynogloſsi), iſt verhältnißmäßig lang, ſtark, außen bräunlich ſchwarz, innen gelblich weiß, und hat im friſchen Zuſtande einen ſehr unangenehmen Geruch, welcher aber nach dem Trocknen verſchwindet, und mehr in einen zwar ſanften, aber dennoch angenehmen Geruch übergeht.

T. XV

So wenig man auch in unſerer Zeit Anwendung von der Cynogloſſe macht, ſo muß ſie dennoch jährlich, und zwar im Frühjahre, von dem fleißigen Apotheker eingeſammelt werden, da ſie in einer vielbeliebten Wundermedizin, der Hundszungen Pillenmaſſe (Maſsa pillularum de Cynogloſsa) einen nothwendigen Beſtandtheil ausmacht, obgleich das in dieſer Maſſe befindliche Opium die eigentliche Wirkſamkeit der Pillen enthalten mag. Auch benutzte man dieſe Hundszungenwurzel in hartnäckigen Katarrhen, Bluthuſten und zur Erweckung der Lebensgeiſter, wo wir aber wohl eine Flaſche guten alten Rheinwein noch mehr empfehlen möchten. Aeußerlich wird ſie denen gerathen, welche die Natur mit einem etwas dicken Halſe geziert hat, und die dieſe Zierde gern los ſeyn möchten; ob dieſes Mittel wirkſam in dieſem Falle ſey, können wir bis jetzt noch nicht mit Gewißheit behaupten, aber gewiß können wir verſichern, daß das Kopfungeziefer durch den Saft der Wurzel ſeinen gewohnten Aufenthalt verläßt. Wir haben dieſe berühmte Pflanze, da ſie oft mit der vorhergehenden verwechſelt wird, hier in einer naturgetreuen Abbildung unſern Leſern mitgetheilt. Tab. XV. Fig 23

ist

iſt *a* eine Blume in natürlicher Größe, *b c* die zerlegten Geſchlechtstheile.

Eine in die erſte Ordnung der fünften Klaſſe gehörige, recht hübſche Pflanze, das eigentliche Lungenkraut, erfreut uns ſchon im Frühjahre mit ſeinen angenehmen rothen und blauen Blümchen. Man nennt es auch Hirſchkohl, Fleckenkraut, kleine Schlüſſelblume, Bockkraut, kleine Wallwurz, Unſrer lieben Frauen Milchkraut und Waldochſenzunge. Die Wurzelblätter, welche beſonders zum mediziniſchen Gebrauche im Frühjahre eingeſammelt werden (Herba pulmonariæ maculatæ), ſind eylanzetförmig, haarig, und mit kleinen hellern Flecken geziert, wodurch es von andern ähnlichen Pflanzen leicht unterſchieden werden kann, wenn es auch noch nicht blüht. In mehreren Gegenden Deutſchlands wird dieſes Kraut auch in den Gärten gezogen.

Wenn wir gleich den Werth dieſes Krautes in den hartnäckigſten Lungenſuchten, Blutſpeyen, Bruſtbeſchwerden aller Art einigermaßen in Zweifel ziehen müſſen, und bey ſolchen Leiden ſich lieber dem wiſſenſchaftlichen Arzte anzuvertrauen rathen,

ſo

ſo müſſen wir doch bekennen, daß dieſes Kraut niemanden, der es in dergleichen Fällen anwendet, ſchadet. Dieſes fleckige Lungenkraut hat ſich einmal einen Namen im Publikum erworben, und wir werden es wohl ſchwerlich zu verbannen im Stande ſeyn. König Salomo war ja ſchon ein Quackſalber, denn für einen Arzt hat er ſich nie ausgegeben. Ob er gerade das Lungenkraut anrieth, wiſſen wir nicht, aber daß er Arzneymittel rieth, wiſſen wir aus den heiligen Büchern um deſto gewiſſer — da rotte man einmal aus, wenn man kann; deswegen erzählen wir hier unſern verehrten Leſern zur Unterhaltung auch etwas von den alten Medizinen, damit unſer Werk fein im Ton und Takt bleibe; auch iſt mein Troſt, daß viele Erfahrungen über die Wirkungen älterer Mittel, die uns jetzt unwirkſam ſcheinen, ſchon gemacht ſind, über die neuen Mittel aber die Erfahrungen erſt gemacht werden müſſen; wer wird ſeinen Leib aber dem Experiment darreichen, und noch dazu den kranken Leib.

Uebrigens iſt das junge Lungenkraut ein gar vortreffliches Futter, ſowohl für das Vieh, welches zur Oekonomie gehalten wird, als für das

Wild,

Wild; beſonders liebt der Hirſch dieſe Pflanze im Frühjahre, wenn ſie noch jung iſt. Tab. XVI. Fig. 24.

Unter dem Namen Beinwelle (Symphytum officinale L.) haben wir bereits eine Pflanze im ſechsten Bande bey den Farbkräutern, oder denen zu techniſchen Zwecken zu benutzenden kennen gelernt, wo ſie auch Tab. LII. Fig. 87. ſehr genau abgebildet iſt, wir verweiſen alſo, um keine langweiligen Wiederholungen machen zu dürfen, auf jenen Band.

Die Wurzel, Beinwellewurzel (Radix consolidae majoris) wird im Frühjahre geſammelt, gehört zu den beſſern ſchleimigen, gelinde zuſammenziehenden Heilmitteln, und kann in Lungenkrankheiten, Katarrhen, Diarrhöen, und Schwäche des Darmkanals überhaupt, ſehr gute Dienſte leiſten, wenn ſie der Magen des Patienten verträgt. Keiner unſerer Leſer wird aber wohl glauben, daß ſie ein vorzügliches Unterſtützungsmittel zur Heilung gebrochener Knochen ſey, wie man in den allerälteſten Zeiten vorgab. Auch glauben wir nicht, daß ſie in Gelbſuchten, Leberverhärtungen und Leberkrank-

T. XVI.

krankheiten überhaupt, in welchen ſie ſehr anempfohlen wurde, etwas Weſentliches leiſten wird. Zubereitungen ſind nicht davon bekannt. Man muß die Wurzel ſehr gegen das Schimmeln verwahren.

Schon im vierten Bande der Unterhaltungen a. d. Pflanzenr. beſchrieben wir den Boretſch oder Borragen (Borago officinalis), und bildeten denſelben auch auf Tab. XIII. S. 32 dieſes Bandes etwas verkleinert ab. Man findet dort alles, was über dieſe Pflanze auch in mediziniſcher Hinſicht geſagt werden kann, von dem erſten Verfaſſer d. N. erörtert.

Der Himmelſchlüſſel, Schlüſſelblume, St. Peters Schlüſſel, Lerchenblume, Faſtenblume, weiße Botonien (Primula veris offic.), war ſchon in den älteſten Zeiten, unter dem Namen Herba paralyseos (φλομίς) bekannt, und als ein wunderſames Kraut anempfohlen, beſonders in Lähmungen der Glieder, dem Schlage, Geſchwulſt, Gicht, und mehrere Krankheiten, gegen welche wir gegenwärtig gewöhnlich ſehr ſtarke, mehrentheils nicht ohne ärztliche Leitung giftige Mittel des Pflanzen- und Mineralreichs gebrauchen.

Das Geſchlecht der Primeln iſt ziemlich groß, und nur in Deutſchland finden ſich ſechs Arten deſſelben. Die Blumenkrone iſt zylindriſch, unten etwas erweitert, die Saamenkapſel einfächrig. Die gebräuchliche Schlüſſelblume, von welcher wir hier reden, hat runzlige Blätter, welche etwas gezahnt ſind. Die Blüthen kommen bey günſtiger Witterung ſchon im Frühjahre, ja oft im März hervor, und lieben ganz beſonders ſonnige, aber dennoch etwas feuchte Lagen, Raine und Wieſen. Man ſammelt die ſchönen hellgelben Blumenkronen, (Flores primulæ veris) und trocknet ſie ſchnell, ſonſt verlieren ſie ihre Farbe, und werden grün oder braun. Wenn ſie auch in den Apotheken, als kein beſonders nothwendiges Mittel, aufbewahrt werden müſſen, ſo ſind ſie doch angenehm und erfreulich in einem Bruſtthee, oder andern heilenden Species, denn der Arzt ſucht oft das Nützliche auch mit dem Angenehmen zu verbinden.

Ob es wahr ſey, daß wenn man die Wurzel der Himmelſchlüſſel in Eſſig weiche, der bloße Geruch dieſes Eſſigs ſtarkes Nießen hervorbringe, können wir aus Erfahrung nicht beſtätigen.

Eine

Eine ſehr ſchöne Pflanze, welche auch in manchen Gärten, als Zierpflanze, mit beſonderer Pflege und Aufmerkſamkeit erzogen wird, iſt die Erdſcheibe, auch Erdapfel und Saubrodt genannt (Cyclamen europæum L.). Sie gehört ebenfalls in die erſte Ordnung der fünften Klaſſe. Die Blumenkrone iſt radförmig, fünfſpaltig, die Einſchnitte ſind zurückgeſchlagen, die Röhre ſehr kurz, der Schlund hervorragend, die Staubfäden oben verbunden, einſchließend. Die Narbe iſt ſpitzig, die Saamenkapſel beerenartig, einfächrig und fünftheilig. In Deutſchland finden wir nur dieſe einzige Art, das europäiſche Saubrodt. Die Blätter ſind herzförmig abgerundet, und etwas eckig gezahnt. Die Wurzel gleicht einer ziemlich ſtark gedrückten Kugel, oder dicken Scheibe. Die Farbe der Blumen verändert ſich ſehr, violet, weiß, inkarnat und roth, in verſchiedenen Abſtuffungen; auch zeichnen ſich die Blumen, vorzüglich der wildwachſenden, durch einen höchſt angenehmen Geruch aus. Wenn die Frucht reif iſt, rollt ſich der Stengel oder Schaft, auf welchem die Blume ſitzt, wie eine Uhrfeder zuſammen. Die untere Fläche der Blätter iſt ſchön fleiſchroth.

Wenn auch dieſe Pflanze nicht von der Wichtigkeit für den Menſchen wäre, wie ſie es wirklich iſt, ſo würde ſie ſchon ihrer vorzüglichen Schönheit wegen eine Abbildung in unſern Unterhaltungen verdienen. Wir finden ſie auf Tab. XVII. Fig. 25 abgebildet, *a* ein Staubfaden, *b* die reife Saamenkapſel mit dem ſpiralförmig gewundenen Schafte.

Schattige, hochliegende Wälder, vorzüglich die Voralpen Deutſchlands, und beſonders des ſüdlichen, ſind der Aufenthaltsort derſelben, und die Salzburger-Gebirge bringen ſie beſonders häufig hervor, als eine halbe Alpenpflanze, mag auch wohl ihre Kultur viel Schwierigkeiten machen.

So ſchön und lieblich aber auch dieſe Pflanze iſt, ſo gehört ſie doch, beſonders im friſchen Zuſtande, zu denen ſcharfen Giftpflanzen, welche, da man ihre Wurzel, wegen der Größe und Geſtalt, leicht für eßbar halten könnte, um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdient. Es ſind mehrere Beyſpiele vorhanden, daß unkundige Leute, welche ſich im Walde beſchäftigten, die Wurzeln ausgruben, ſie in heißer Aſche brateten, und genoßen, wodurch ſie entweder in die ſchrecklichſten Zufälle geriethen, oder wohl

T. XVII.

gar aus Unwiſſenheit und Unvorſichtigkeit den Geiſt aufgeben mußten. Ueberhaupt hat man ſich vor dem Genuß einer jeden Pflanze, oder ihrer Theile, welche man nicht vollkommen kennt, ſehr zu hüten, indem die Folgen des Genuſſes derſelben oft fürchterlicher, als die des ſtärkſten mineraliſchen Giftes ſind, und ſelbſt der geübteſte Arzt nicht mehr zu helfen und zu retten im Stande iſt, wie die tägliche Erfahrung lehrt.

Der arzneyliche Gebrauch der Wurzel dieſer Pflanze iſt gegenwärtig ſehr beſchränkt, und möchte wohl nur noch in den Händen kühner und kecker Viehärzte oder Medikaſter gefunden werden, welche ſie auf Leben und Tod, als Laxiermittel in Waſſerſuchten, anzuwenden pflegen. Ehedeſſen machte man aus dieſer Wurzel eine Salbe, unter dem Namen Unguentum de artanita bekannt, welche man Kindern als Purgiermittel um die Nabelgegend einzureiben pflegte, auch wird die geriebene friſche Wurzel als rothmachendes Mittel auf den Puls gebunden, über Kröpfe gelegt u. d. g. m.

Ein ſehr wichtiges Mittel finden wir in einer deutſchen, ſehr bittern Pflanze, welche den Namen

Bit-

Bitterklee (Trifolium amarum), Bieberklee, Sumpfklee, Scharbocksklee, Lungenklee, Dreyblatt, Waſſerklee, Klappen und Ziegenklappen führt, Linne nennt dieſe Pflanze Menyanthes trifoliata. Die Kennzeichen des Geſchlechts ſind ein fünftheiliger Kelch, eine trichterförmige Blumenkrone, welche innen zottig iſt, am Saume fünfſpaltig, die Narbe mehrentheils zweyſpaltig, oft fünfſpaltig, die Kapſel einfächrig, vielſaamig und zweyklappig. Die grünen Blätter ſind herzförmig, dreyzählig, vollkommen ganzrandig. Die Wurzel kriecht wagerecht im Boden, Sümpfen oder ſtehendem Waſſer fort. Die Blumen ſind weiß, etwas ins röthliche ſpielend.

Eine wirklich recht ſchöne Blume, welche, wenn ſie ſich außer Sümpfen ziehen ließe, eine wahre Zierde unſerer Gärten abgeben würde, iſt Tab. XVIII. Fig. 26. *a b c d* die zerlegte Blume.

Die ganze Pflanze, hat eine ausgezeichnete Bitterkeit, die Blätter ſcheinen aber in dieſer Hinſicht alle andern Theile derſelben zu übertreffen, weswegen man ſie auch gegenwärtig einzig und allein zum arzneylichem Gebrauche einſammelt.

Der

T. XVIII.

Der Gebrauch dieſes Mittels ſchreibt ſich aus den älteſten Zeiten her, beſonders benutzte man den friſch aus den Blättern mit den Stielen gepreßten Saft. Man benutzte ihn gegen alle Arten des Scorbuts, der Krätze und andern Hautkrankheiten, und gab ihn in ſehr ſtarken Doſen, wenn ihn der Magen des Patienten zu ertragen im Stande war; in gichtiſchen Beſchwerden, Cochexien, Dürrſuchten und Wechſelfiebern, war er das beliebteſte Mittel in verſchiedenen Formen. Hypochondriſten können nichts beſſeres gebrauchen, als früh zwey Löffel voll des ausgepreßten Safts, oder einige Quentchen des aufgelösten Extrakts. Um eine zwar bittere, aber übrigens doch angenehmere Arzney, als den bloßen Saft, aus dieſem Kraute zu ziehen, weicht man eine Unze des trockenen Krauts in ein halbes Maas guten weißen Wein, und nimmt vor dem Eſſen einen Löffel voll davon; eine herrliche Medizin für den Magen, um die Kräfte der Verdauung zu heben.

Die ältern Aerzte bedienten ſich auch des Bitterkleeſaftes zur Reinigung der Wunden, und Heilung fiſtulöſer Geſchwüre, wovon aber die neuere Wundarzneykunde gänzlich abgekommen iſt.

In den Apotheken werden die Eſſenz (Eſsentia trifolii fibrini), das Extrakt (Extractum trifolii fibrini), und das Pulver des Krauts aufbewahrt, um zu jeder Zeit ein wirkſames bitteres Mittel vorräthig zu haben. Es iſt Schade, daß die mehrſten Aerzte, theils aus Mangel an Kenntniſſen, theils aus Mode, theils aus Nachläßigkeit, anfangen, dieſes herrliche, bittere, allgemein verbreitete, und ſeifenhafte Mittel zu vergeſſen, und ſich dagegen erbärmlicher, verdorbener, theurer ausländiſcher Mittel bedienen, ſo iſt es z. B. mit der Quaßia, welche gewiß vor dem Bitterklee nichts voraus hat, wenn ſie auch in ihrer vollen Kraft, noch mit der Rinde umgeben, aus Amerika zu uns gebracht wird. Die Alten hatten einen Reim, der ſich auf unſern Bitterklee bezieht, und der wegen ſeiner Wahrheit und Einfachheit hier ſtehen mag:

Wem der Magen ſehr thut weh,
Brauche fleißig Bitterklee;
Wer das Fieber will bekämpfen,
Muß mit Bitterklee es dämpfen.

Des gelben oder gemeinen Weidrichs (Lysimachia vulgaris), haben wir bereits bey den

den Färberpflanzen gedacht, und im ſechsten Bande d. U. beſchrieben und abgebildet. Allein, wir müſſen ihn hier wenigſtens dem Namen nach aufführen, da er von einigen Aerzten neuerer Zeit, ſo von Herz in hartnäckigen und anhaltenden Durchfällen, gar ſehr empfohlen worden iſt. Uebrigens iſt zu glauben, daß die Lyſimachie nicht anders, als ein jedes anderes ſchleimig zuſammenziehendes Mittel wirkt. Es giebt noch eine Art Weidrich, welche auch Pfennigkraut (Lysimachia numularia L.) genannt wird, man bedient ſich ihrer wie der vorigen.

Nun wollen wir aber auch einmal einen in dieſe Klaſſe und Ordnung gehörigen Ausländer, die Spigelie, betrachten, welche vor Zeiten großes Aufſehen erregte und viel kurirte, was ſie gegenwärtig nicht mehr kann. Es kommen zwey Arten der Spigelie in dem Arzneyſchatz vor, die eine iſt die wurmwidrige Spigelie (Spigelia anthelmia), und die andere die maryländiſche Spigelie (Spigelia marylandica), beyde wurden als wurmtreibendes Mittel angewendet, und — vergeſſen. Sie ſind Amerikaner, woſelbſt ſie wild

und in Menge wachſen. Es kann ſeyn, daß jene Wurzeln und Kräuter in ihrem Vaterlande herrliche Dienſte leiſten; allein, ehe ſie zu uns kommen, wenn ſie Jahre lang auf den Kräuterböden der Materialiſten gelegen, und gleichſam alle Martern der Zeit und der Elemente ausgeſtanden haben, verlieren ſie alles das, was ihnen Werth in ihrem Vaterlande gab. Ueberhaupt glaube ich, ich mache keinen unrichtigen Schluß, wenn ich bemerke, daß es nicht Wille des allgütigen Schöpfers iſt, die Anordnung getroffen zu haben, fremde Mittel aus weit entfernten Ländern herzuholen, um gewöhnliche Krankheiten beſtimmter Erdtheile zu heilen. Vielmehr glaube ich, daß wir alles das, was zu unſerer Erhaltung dient, um uns her finden.

Oft reicht eine einzige gute Beobachtung hin, ein lange oder ganz für unbedeutend gehaltenes Kräutchen an das Tageslicht zu bringen, und ſeinen Namen als Arzneypflanze zu verherrlichen, und ſo ſeiner anſpruchloſen, beſcheidenen Exiſtenz zu entziehen; ſolches Schickſal haben ebenfalls oft Menſchen, die nichtgeachtet auf einmal durch eine für die ganze Menſchheit wohlthätige oder einfluß-

volle

volle Erfindung, aus ihrem Dunkel hervorgehen, und als Wohlthäter ihres Geſchlechts anerkannt werden müſſen, wie uns die ältere und neuere Geſchichte lehrt.

Ein ſolches Pflänzchen iſt der Hühnerdarm, Gauchheil, oder die rothe Mire (Anagallis phoenica Hoffm. nach Linne Anagallis arvensis flore rubro). Man trifft ſie auch mit blauen Blümchen an; allein, dieſe ſoll nach genauern Unterſuchungen nicht geſammelt, ſondern jedesmal die mit ſchönen zinnoberrothen Blumen, zum arzneylichen Gebrauche vorgezogen werden; auch unterſcheidet ſich das blaublühende Gauchheil von dem rothblühenden durch einige beſtimmtere Merkmale, als durch die Farbe der Blume, die, wie wir bereits wiſſen, bey den mehreſten Pflanzen nichts zur Unterſcheidung der Art beyträgt.

Dieſe Pflanze finden wir in der erſten Ordnung, der fünften Klaſſe (Pentandria monogynia), mit einem Staubwege und fünf Staubfäden; die Blumenkrone iſt radförmig, die Kapſel kugelförmig, einfächrig und ſonderbar in der Mitte ſo durchſchnitten, daß ſie leicht in zwey vollkommene

Halbkugeln zu trennen iſt, wie wir dieſes Tab. XIX. Fig. *c* deutlich ſehen können, wo wir die Art mit der blauen Blüthe haben abbilden laſſen. Die Art unterſcheidet ſich durch lanzetförmige Blätter und Kelche, deren Abſchnitte ebenfalls lanzetartig ſind; wo hingegen der blaublühende Hühnerdarm eyförmige Abſchnitte der Kelchblättchen zeigt, welche ziemlich ſcharf zugeſpitzt ſind. Sie gehört zu den einjährigen Pflanzen, und man trifft ſie in ganz Deutſchland auf wohlgehaltenem Ackerlande, ſo wie in Gärten, häufig und als ſogenanntes Unkraut an. Sie iſt ferner niederliegend, aſtig, hat einen viereckigten Stengel, die Blätter ſind ungeſtielt, ſitzen einander gegenüber, und haben auf der untern Seite Punkte. *a* Die Blume, *b* die Staubfäden.

Dieſe genauere Beſchreibung halten wir deswegen für nöthig, damit der, der Botanik unkundige Pharmazeute nicht den Vogelhühnerdarm (Alsine media) für dieſe wichtige Pflanze einſammeln laſſe; dieſer hat einen feinbehaarten Stengel und geſtielte Blätter, welche auf der untern Seite nicht punktirt ſind, auch iſt die Blüthe dieſer Pflanze weiß, und viel kleiner wie bey jener.

Man

T. XIX.

Man machte Beobachtungen über dieſe Pflanze, welche ſie zu denjenigen Mitteln des Pflanzenreichs zählen läßt, die man gegen die Folgen des Biſſes eines wüthigen Hundes vorgeſchlagen hat. So wenig wir von der Wirkung dieſes Kräutleins in dieſer fürchterlichen Krankheit der Waſſerſcheue überzeugt ſind, und ſo wenig wir ſie kräftigern Mitteln vorzuziehen anrathen wollen, ſo können wir doch nicht unbemerkt laſſen, daß der große praktiſche Arzt Kämpf ſogar ſeine ganze Hoffnung, ſowohl zur Verhütung, als Heilung der Waſſerſcheue und Hundswuth, darauf ſetzte. Man verordnet entweder den Saft der friſchen ausgepreßten Pflanze, oder man verordnet ſie in Form eines Pulvers.

In den neueſten Zeiten machten ſich wieder mehrere Pflanzen gegen die Waſſerſcheue berühmt; allein, unter allen dieſen ſcheint die heftig wirkende Tollkirſche, Belladonna, Wolfskirſche, Waldnachtſchatten, Schlafbeere, (Atropa belladonna L.), allen den Rang ſtreitig zu machen, und es ſcheint, wenn wir gegen einen ſo heftigen Reiz, wie das in die Säfte des menſchlichen Körpers gebrachte Wuthgift eines tollen wüthigen

Thie=

Thieres iſt, bekämpfen wollen, einen ebenfalls hef-tigen, wenn nicht noch heftigern Reiz entgegen ſe-tzen müſſen, ohne ſelbſt alle Hülfe dagegen im Pflanzenreiche ſuchen zu wollen. Nie ſollen wir in einem ſo unglücklichen, von den ſchrecklichſten Fol-gen begleiteten Falle auf ein Mittel unſer Zutrauen allein ſetzen, nie das ſchleunigſte ſtarke Brennen und Zerſtören der Bißumgebungen mit einem rothglü-henden Eiſen, oder mit einem kohligen Brande, welcher immer leicht vorgefunden werden kann, ver-abſäumen. Doch wir ſchreiten zur nähern Beſchrei-bung dieſer, wenn Münchs Beobachtungen richtig ſind, übrigens ſo wohlthätigen Giftpflanze.

Sie gehört in die erſte Ordnung, der fünften Klaſſe. Die Blumenkrone iſt glockenförmig, die Staubfäden neigen ſich von einander weg, die Beere iſt zweyfächrig; dieſe Merkmale ſind es, welche das Geſchlecht Atropa von andern unter-ſcheiden.

Dieſe Art iſt krautartig, und die Blätter ſind lanzetförmig und ganz. Die Pflanze wird oft ziem-lich hoch, hat aber ſowohl in ihren Blüthen, als in ihrer ganzen Beſchaffenheit etwas trübes, wozu die

die dunkelgrünen Blätter derſelben viel beytragen mögen, ſo wie das dunkle Braunviolet der Blumenkrone, die ſchwarzen mattglänzenden Beeren, beſonders aber ein unangenehmer Geruch derſelben, vieles mitwirken mögen; auch iſt das Kraut ſcharf und zuſammenziehend, wenn man es zu verkoſten wagt, welches der wiſſenſchaftliche Naturforſcher oft, auch bey den giftigſten Dingen thun muß. Wir finden ſie vorzüglich häufig in Süddeutſchland, auf unangebauten Waldblößen und Feldern ausdauernd, auch in Italien, in der Schweiz und in England häufig, ſie wird auch wohl hin und wieder in ſogenannten mediziniſchen Gärten gezogen. Im Julius, oder auch bey kalten Frühjahren ſpäter, kommen die Blumen gewöhnlich mit kleinen Blättchen, aus den eigentlichen Blattwinkeln hervor. Der Kelch iſt fünftheilig, bleibend, etwas höckerig, die Lappen deſſelben ſind eyförmig zugeſpitzt. Die Beeren erſcheinen bald nach der Blüthe, und bleiben eine Zeitlang grün, gegen den Herbſt aber werden ſie ſchwarz, dann erhalten ſie einen ſchmutzig rothen Saft, welcher der Beere einen zwar ſüßen, aber zugleich höchſt widerlichen Geſchmack ertheilt. Sie iſt mit vielen kleinen nierenförmigen Saamen verſehen;

ſehen; dieſe Beeren können als der giftigſte Theil der Pflanze angeſehen werden.

Die Blätter, oder das Kraut (Herba belladonnae), werden vor Erſcheinung der Blüthe, für den Gebrauch in die Apotheken, alſo zu einer Zeit geſammelt, in welcher ſie gleichſam noch alle Kraft beyſammen haben, und auf einem luftigen Boden getrocknet; das daraus bereitete Pulver wird dann in verſchloſſenen Gläſern aufbewahrt, und wenn es von gleicher Wirkſamkeit ſeyn ſoll, alle Jahre friſch bereitet. Auch bereitet man wohl aus dem Safte, der zu rechter Zeit eingeſammelten Blätter, ein Extrakt, indem man den wäßerigen Antheil deſſelben, durch gelindes Verdampfen im Waſſerbade davon entfernt.

Der innere Gebrauch dieſes ſtarkwirkenden Arzneymittels, muß durchaus unter der Leitung und Aufſicht eines Arztes geſchehen, da manche Zufälle eintreten können, von welchen man nicht weiß, ob ſie dem Mittel, oder der zu bekämpfenden Krankheit zugeſchrieben werden müſſen; auch darf man ſich nicht gerade an die Vorſchrift des berühmten Dr. Mönch binden, ſondern man kann die Belladonna

donna in ſo verzweifelten Fällen, wie es die Hunds-wuth iſt, mit Opium und andern reizenden Mitteln verſetzen, und mit der Gabe ziemlich in die Höhe ſteigen.

Aber nicht allein in der Waſſerſcheue hat ſich dieſes Mittel wirkſam gezeigt, auch bey Geiſtes-verwirrungen und ſogenanntem Wahnſinne, in der Epilepſie und andern hieher gehörigen Krankheiten, hat ſich dieſes Mittel ſehr wirkſam gezeigt.

Krebsſchäden und bösartige Geſchwüre ſind ebenfalls mit dieſem Mittel, hin und wieder auch mit gutem Erfolg, behandelt worden. Man thut wohl daran, Kindern den Unterſchied der Tollkirſche und der Kirſche bald begreiflich zu machen, welches ſehr leicht iſt, indem man auf den in der wahren Kirſche befindlichen Kern hindeutet; daß es aber auch gut ſey, ein jedes Kind mit der ganzen Pflanze und ihrer Schädlichkeit vertraut zu machen, davon haben wir ein Beyſpiel hier vor Kurzem erlebt: zwey Knaben ſammelten nämlich das Kraut der in unſerer Gegend, um Augsburg, häufig wachſenden Pflanze, und hielten es für Spinat, kochten es, und aßen es in der traurigen theuern Zeit, vom Hunger getrie-

ben. Der herbeygerufene Arzt rettete dieſe Kinder aber noch durch kräftige Mittel, und entriß ſie ſo aus den Armen des Todes. Merkwürdig iſt die Beobachtung, daß kein Thier dieſe Pflanze berührt, und daß ſie ſogar ihren Anblick zu ſcheuen ſcheinen, und weit um dieſe Pflanze herumgraſen. O weiſer Schöpfer, wie groß war deine Vorſorge, ſelbſt dem unvernünftigen Thiere einen gewiſſen Trieb zu verleihen, durch welchen ſie das für ſie Schädliche zu ſichten im Stande ſind.

Unter dieſem Geſchlechte treffen wir noch eine Art an, welche in den vorigen Zeiten viel eingebildete Wirkungen hervorbringen ſollte, und über die wir uns mit unſern Leſern wohl einige Augenblicke unterhalten können; es iſt der berühmte Alraun oder Hundsapfel (Atropa mandragora L.). Sie hat ſehr große, eyförmig lanzetartige Blätter; die Blüthen ſitzen einzeln zwiſchen den Blättern, nach dem Innern der Pflanze hin, ſind verſchieden gefärbt, und hinterlaſſen röthlich grüne Beeren mit bleibenden Kelchen, etwa von der Größe einer mittlern Muskatnuß, mit nierenförmigen, plattgedrücktem Saamen gefüllt.

Ueber

Ueber die Wirkung aller Theile dieſer Pflanze, deren urſprüngliches Vaterland wahrſcheinlich Afrika und Aſien iſt, herrſcht eine große Ungewißheit, nur ſo viel kann durch Erfahrung dargethan werden, daß ſie zu den betäubenden Pflanzen gehört.

In denen Zeiten, wo man an den eigentlichen Wundern der Natur, an ihrer Größe, Vollkommenheit, und in jeder näherer Betrachtung ihren erhabenen Schöpfer preiſend, noch keinen Geſchmack fand, wurde die Wurzel der Mandragora zu verſchiedenen Täuſchungen und Betrug von Landſtreichern benützt. Man ſchnitzte nämlich Männchen von dieſer Wurzel, die ziemlich dick iſt, und ſich unten oft in zwey oder drey Theile theilt, und dann in viele graue Faſern ausläuft; man nahm auch wohl eine andere, ſo wie die ähnliche Zaunrübe; beſteckte den seyn ſollenden Kopf mit leicht keimenden Saamen, vergrub die Wurzel im Frühjahre in die Erde, und ließ die Saamen keimen, dann wurde ſie herausgenommen, gelinde getrocknet, die Saamenkeimchen gekämmt, um ſie den Haaren ähnlich zu machen, dann das ganze Männchen getrocknet, mit Kleidern verſehen, in

 ein

ein Käſtchen eingeſchloſſen. Dieſer Talismann hatte keine geringere Eigenſchaft, als alles, was zum menſchlichen Glücke gehört, Eintracht, Liebe, Zufriedenheit, zeitliche Güter u. ſ. w. in einem hohen Grade zu begünſtigen und zu vermehren; dafür mußte aber auch der kleine Freund freundlich gepflegt, zur rechten Zeit gekämmt, gewaſchen, und beſonders mit einem reinen zarten Hemdchen verſehen, auch wohl an ſeinem hohen Namenstage mit einigen Pfennigen beſchenkt werden; denn daß das beglückende Alraunchen einen Namen erhielt, verſteht ſich von ſelbſt, da der Irrglaube und die Betrügerey gar ſo weit gieng, daß man ihn, wie Weinmann in ſeiner Phytanthozaiconographia, aus andern Schriftſtellern entlehnt, erzählt, ſogar taufte, da er aus dem letzten Abgange eines unſchuldig Gehenkten entſtand, und alſo, um die Sache ja recht wichtig zu machen, nur zu einer gewiſſen Zeit, Nachts 12 Uhr, unter dem Galgen ausgegraben werden konnte und mußte. Wir glauben eben, daß unſere Leſer dieſes alles nur für einen Beweis halten werden, wie viel Nutzen wir von der wahren Naturgeſchichte haben, indem wir von ſolchen Thatſachen, an welche wir nur erinnern, gewiß

T. XX.

wiß eine andere Meynung haben, und das Alraunchen mit ſeinem beglückten Beſitzer nur auslachen würden.

In den neueſten Zeiten wurde eine ſonſt ganz unbeachtete Pflanze, welche häufig in unſern Waſſergräben zu finden iſt, in der fürchterlichſten Krankheit, die es geben kann, in der berüchtigten Hundswuth, von Rußland aus hochgeprieſen; es iſt der Froſchlöffel oder Waſſerwegrich (Alisma plantago), von welchem wir mehrere Arten zählen, die aber mit dieſem nicht verwechſelt werden dürfen; eine richtige Abbildung, zwar nach dem uns gegebenen Raume, etwas verkleinert Tab. XX. Fig. 27 nebſt einer vollkommenen botaniſchen Beſchreibung, wird uns in den Stand ſetzen, ſie leicht von andern ähnlichen Arten zu unterſcheiden. Fig. 27 iſt ein blühender Zweig, *a* ein Blatt, *b* die durchſchnittene Wurzel, *c* der Saamen, *d* ein vergrößerter Saamen. Wir finden ſie in der dritten Ordnung, der ſechsten Klaſſe unſeres Syſtems; man zählt nämlich in einer jeden Blume ſechs Staubfäden, auf welchen eben ſo viele grüne Staubbeutelchen ſitzen, in der Mitte befinden ſich viele

Staub-

Staubwege, ebenfalls von grüner Farbe. Der Kelch des kleinen Blümchens iſt dreyblättrig, ſo wie die ſehr hellroth gefärbte Blumenkrone. Die Saamenkapſeln ſind einſamig; dieſes ſind die Kennzeichen des Geſchlechts. Die Blätter dieſer Art kommen unmittelbar aus der Wurzel, ſtehen in einem Kreiſe, und ſind mit einem langen Stiele verſehen, ihre Geſtalt iſt eyförmig lanzetähnlich in eine Spitze ausgezogen, hellgrün und glänzend. Der Stengel iſt aufrecht, nackend, ſtumpfdreyeckig, und erreicht oft die Höhe von einer Elle; die Aeſte ſitzen in Quirlen, bey einem jeden ſolchen Quirl befinden ſich drey eyrund-lanzetförmige Afterblättchen; die Blumenſtiele ſtehen ebenfalls in Quirlen, und ein jeder der zarten Stiele trägt ein Blümchen. Die Wurzel iſt einer kleinen Sellerienwurzel nicht unähnlich, und mit einer Menge feiner, haarförmiger Faſern umgeben, welche Beſchaffenheit die Botaniker geſchopft (comosus) nennen.

Aeltere Aerzte nahmen Rückſicht auf dieſe Pflanze und brauchten ſie gegen verſchiedene Krankheiten, und der große gehaltreiche Plinius ſagt: daß ſie gegen den Biß und Genuß giftiger See-

thiere

thiere ein heilſames Mittel ſey; ſo zählen ſie mehrere Aerzte zu den reizenden Mitteln; und der große Haller verſichert, daß ſie ſelbſt, nur auf die Haut gelegt, Röthe und Reiz hervorbringe. Der berühmte Reiſende Pallas verſichert aber, daß die Wurzel von den Kalmucken gegeſſen würde, wahrſcheinlich gekocht oder gebraten, wodurch ſie den ſcharfen Stoff, gleich dem Manihot, verliert, denn ſonſt möchte ſie ſchwerlich ſelbſt auch einem Kalmucken wohl bekommen.

Der Gebrauch des Mittels iſt ganz einfach: nach den ruſſiſchen Berichten werden einige Wurzeln zerrieben, auf Butterbrod geſtrichen, und verzehrt, worauf nach dreymaligem Genuſſe die Hundswuth, auch dann, wenn ſie den höchſten Grad erreicht haben ſoll, geheilt wird; ja ihre Wirkſamkeit geht ſo weit, daß man in einigen Provinzen Rußlands die Hundswuth gar nicht mehr kennt, weil man das Kraut und die Wurzel dieſer Pflanze unter das gewöhnliche Futter der Hunde mengt, und ſie auf dieſe Art völlig gegen dieſe eigenthümliche Krankheit bewährt, ſo wie wir gegenwärtig die Kinder- oder Menſchenblattern durch die

Kuh-

Kuhblattern gänzlich ausrotten werden. Für unſere deutſche Medizin ſind die ruſſiſchen Verſuche aber noch etwas roh und unſicher, und fernere Beobachtungen werden uns vollkommen, entweder von der möglichen Wahrheit überzeugen, oder dieſes Mittel verwerfen lehren. Uebrigens geben wir auch in unſern belehrenden Unterhaltungen den Rath, ältere gegen dieſes Unglück angewendete Mittel nie außer Augen zu laſſen; das Brennen der Wunde, den Gebrauch der Belladonna, der Queckſilbermittel, des Phosphors und mehrerer, unter Zuziehung eines Arztes, nie zu vergeſſen, um wenigſtens alles gethan zu haben, den unglücklichen Mitmenſchen zu retten.

Was der Gebrauch dieſer Pflanze als Nahrungsmittel der Kalmucken betrifft, ſo bemerken wir, daß Profeſſor Juch, bey der chemiſchen Zerlegung derſelben, eine ſehr bedeutende Menge, nämlich o, 10 Stärke (Amylum) in der Wurzel fand, folglich, wenn wir den ſcharfen Stoff davon trennen, ſie wohl als Nahrungsmittel anerkannt werden dürfte. Auch wäre dieſe Wurzel da, wo man ſie in großer Menge und mit geringen Koſten erhalten

ten könnte, wohl zur Erzeugung der Stärke anwendbar, da ſie ſich noch beſonders durch eine auffallende Zartheit von Stärkarten aus andern Vegetabilien auszeichnet.

Die ebenfalls vergeſſene Schlangenwurzel, indianiſche Schlangenwurzel (Ophorrhiza mungos), gehört auch hierher; die Mutterpflanze iſt perennirend, auf Java, Zeilon und Sumatra zu Hauſe. Wenn man die geruch- und geſchmackloſe Wurzel genauer unterſucht, kann man ihr unmöglich die großen Wirkungen zutrauen, welche ſie gegen den Biß giftiger Thiere beſitzen ſoll.

Wichtig noch in unſern Tagen iſt eine Pflanze, welche uns eine unter mancherley Geſtalten vorkommende Drogue, das Skamonium liefert. Sie gehört in das Geſchlecht der Winden (Convolvulus), welches wir ſchon mehrmal zu berühren Gelegenheit hatten. Zwar wird wohl keiner unſerer verehrten Leſer auf dem Berge Libanon, und den Gebirgen von Antiochien, dem Vaterlande dieſer Pflanze (Convolvulus scamonia), botaniſiren, und ſehen, ob unſere Abbildung getreu nach der Natur genommen; aber ſo viel können wir verſi-

chern, daß wir ſie aus dem beſten Werke, welches alle Schriftſteller darüber angeführt, nämlich aus Zorn genommen haben.

Die Drogue ſelbſt iſt ein verdichteter, grauer Saft, leicht, zerbrechlich, zuweilen ſchwammig und löchrich, zuweilen dicht, auf dem Bruche gering glänzend, eckelhaft und ſcharf von Geſchmack, und widrig riechend. Reibt man ein Stückchen des ächten Skamonium mit einem naſſen Finger, ſo wird es weißlich, und zeigt deutlich, daß es ein eingedickter Saft einer Pflanze iſt. Man ſoll dieſen Saft gewinnen, indem man einen ſchiefen Einſchnitt in die Wurzel macht, und den Saft der Sonnenaustrocknung überläßt; allein, ſchwerlich iſt der, welchen wir erhalten, auf dieſe Art eingeſammelt worden, vielmehr ſcheint er ein mit allem nur möglichem Unrathe vermiſchter, ſehr tumultuariſch eingekochter Saft einer Pflanze, vielleicht auch mehrerer zugleich zu ſeyn, die dem Geſchlechte der Winden angehören; und es iſt, nach dem Berichten einiger ſehr glaubwürdiger Reiſenden, zu vermuthen, daß die Einwohner den reinen wahren Saft der Skamonienwinde für ſich behalten — nun das ſollen ſie auch thun. Tab. XXI. Fig. 28 iſt die Pflanze.

Eigent-

T. XXI.

Eigentlich erſcheinen mehrere Sorten dieſes Arzneymittels im Handel, unter denen das beſchriebene, unter dem Namen Skamonium von Aleppo (Scamonium halepense), das vorzüglichſte, dieſes hat die oben angegebenen Eigenſchaften, die andern Sorten ſind mehr oder weniger mit Sand, unnennbaren Unreinigkeiten, und wahrſcheinlich auch mit Stärkemehl vermengt. Deswegen iſt das Scamonium halepense auch mehrentheils dreymal theurer, als das von Smirna, woher ſchlechtere Sorten bezogen werden.

Das Skamonium war und iſt noch ein gar berühmtes Mittel, welches im Allgemeinen zu den ſehr ſtark abführenden gerechnet werden muß; allein, nicht dieſen Zweck allein ſucht man durch den Gebrauch deſſelben zu erreichen, man wendet es auch gegen mehrere beſondere Krankheiten an, ja Afterärzte und Medikaſter, wie noch mehrere, zur Schande vieler Regierungen, in Deutſchland herumſtreifen, brauchen dieſes ſcharfe Mittel mit einer unglaublichen Keckheit, ſetzen noch Queckſilberverbindungen hinzu, und kuriren alles damit. Der größte Verbrauch des Skamoniums geſchieht auch

noch zu deren in allen Ecken Deutſchlands und Frankreichs, England nicht ausgenommen, (denn da iſt ohnedies die mediziniſche Pfuſcherey zu Hauſe), ſo häufig verfertigten Univerſalpillen, deren Urheber zu nennen dieſen viel Verdruß, und unſern geneigten Leſern wenig Unterhaltung und Belehrung machen würde, und überdieß ſind ſolche Pillendrechsler da, wo ſie ſich aufhalten, zur Genüge bekannt.

Ganz vorzüglich ſchreibt man dem Skamonium zu, daß es auf die Galle wirke, und den Ueberfluß derſelben einerſeits abführe, und andrerſeits verbeſſere, auch gab man es in Waſſerſuchten, bey Wahnſinn, in der Epilepſie, und mehrern hartnäckigen Krankheiten.

Dieſes Mittel, das ſich oft ſo fürchterlich karakteriſirte, Blutungen aller Art hervorbrachte, die heftigſten Schmerzen des Unterleibes erzeugte, mußte, nach der Meynung der Pharmazeuten jener Zeit, doch wohl einer Korrektion fähig ſeyn; man glaubte dieſes Mittel im Schwefel zu finden, den man unter dem aufgeſtreuten Skamoniumpulver verbrannte, und nannte dann dieſes Mittel ge-

ſchwe-

ſchwefeltes Skamonium (Scamonium und Diagridium sulphuratum).

Ein gewiſſer Graf Warwik oder Cornachinus, verkaufte zu ſeiner Zeit ein Pulver, welches gar wunderbare Namen führte, z. B. dreyfacher Höllenhund, Drey-Teufelspulver (Pulvis trium diabulorum), aber auch Grafenpulver (Pulvis comitis). Es beſteht aus beſagtem Skamonium, Weinſtein und ſchweißtreibendem Spießglanzkalk, das waren alſo die drey Teufel, welche der Apotheker, nachdem der Graf ſein Pulver bekannt gemacht hatte, nämlich gegen eine Renumeration von 2000 Dukaten, in ſeine Pixen einſchloß. Wir wundern uns, aber es iſt jetzt nicht anderſt. Der Uſurpator des franzöſiſchen Throns kaufte einem Windbeutel ein Mittel gegen das Podagra für 60000 Franken ab, und machte es allen Höfen zum Präſent, ſpäter zeigte ſich, daß dieſer ein franzöſiſcher Quackſalber war, aber er hatte ſein Geld, und eine Menge goldener Doſen, briliantener Ringe, und dergleichen ſchätzbare Kleinodien, welche ihm von kleinern Höfen überſendet wurden, das Podagra aber wurde nicht geheilt.

heilt, und der Charletan gieng ſeine Straſſe fröh-lich. So berichtet die Zeitgeſchichte — noch keine 10 Jahre ſind hierüber verfloſſen. O tempora! o mores!

Ich darf unſern Leſern bey dieſer Gelegenheit wohl kaum vorenthalten, daß die Univerſalpillen des Doktors oder Medikaſters Lang aus unſerm Skamonium gröſtentheils beſtehen, welches noch mit einem Queckſilbermittel geſchärft iſt. Dieſes Mittel iſt es, dem er Wunder zuſchreibt, und die unſchuldigen Schlachtopfer, die ſich ihm anver-trauen, zum Tode befördert. Zwar ſchleicht er nur noch im Stillen umher, indem er wenigſtens von unſerer hohen aufgeklärten Regierung ſcharfe Ver-bote hat, ſich des Praktizirens zu enthalten; aber wer verfolgt ſolche Menſchen in ihre Schlupfwinkel?

Wer von unſern verehrten Leſern, ſollte wohl die ſeit langen Zeiten ſo ſehr bekannte Jalappe nicht kennen, wenn auch nicht die Pflanze, von welcher ſie gewonnen wird, doch wenigſtens das Mittel ſelbſt. Die Pflanze, von welcher die Ja-lappenwurzel gewonnen wird, ſteht noch einiger-maßen im Zweifel, doch kommen die beſten Schrift-

ſtel-

T. XXII.

ſteller darin miteinander überein, daß ſie ſie ebenfalls für eine Art Winde halten, und mit dem Namen Jalappenwinde (Convolvulus Jalappa L.) bezeichnen. Die beſte Abbildung von dieſer Pflanze finden wir bey Regnault, botaniſche Tafeln, le vrai Jalappa, ſo auch eine bey Blackwell. Wir liefern ſie hier unſern Leſern auf Tab. XXII. Fig. 29 nebſt der Zerlegung ihrer ſchönen Blumenkrone. Als Zierpflanze kömmt ein Gewächs unter dem Namen, Schweizerhoſe (Mirabilis jalappa), in unſern Gärten vor, welches viel Aehnlichkeit mit dieſer hat, und auch von einigen für die Mutterpflanze der Jalappe gehalten wird.

Nach dem, was man von der Jalappe weiß, welche auch ſchwarze Mechoakanna genannt wird, iſt ſie eine ausdaurende Pflanze, welche ganz vorzüglich in den wärmern Gegenden des ſpaniſchen Amerika, in den Provinzen Xalappa und Vera Crux, auch denen ſüdlichen Inſeln, häufig gefunden wird; ſie iſt eine ſehr anſehnliche Pflanze, und erreicht oft eine Höhe von zehn und mehreren Werkſchuhen.

Die Wurzel, oder das Mittel ſelbſt, kömmt in Stücken, von ſehr ungleicher Form zu uns, theils als halbrunde Stücke, oder als ganze Wurzeln, welche auch zuweilen ins Kreuz geſchnitten ſind, deren Stücken aber noch zuſammenhängen, ziemlich ſchwer, im Waſſer unterſinkend, außen ſchmutzig dunkelbraungrau, innen heller, mehr gelblichbraun, entweder matt, oder ſo harzig, daß ſie auf dem Bruche glänzt. Der Geruch iſt eckelhaft, der Geſchmack ebenfalls eckelerregend, im Halſe kratzend. Die Wurzel entzündet ſich, wegen ihrer harzigen Beſchaffenheit, am Lichte, und brennt gleich dem Kienholze fort. Das daraus erzeugte Pulver hat eine ſchmutzig braungelbe Farbe.

Den Namen hat dieſe berühmte Wurzel von der Stadt Xalappa, von wo aus ſie 1610 zuerſt zu uns gebracht wurde. Man hat vorzüglich darauf zu ſehen, daß man die Jalappe entweder aus dem Mutterlande ſelbſt, oder von ehrlichen Leuten bezieht, indem man die Erfahrung gemacht hat, daß gewinnſüchtige Großhändler in Cadix, der Jalappe zuvor ihre wirkſamen Beſtandtheile, nämlich das darin befindliche Harz, mit Weingeiſt entzogen,

gen, ehe ſie ſelbe in den Handel brachten, indem das Jalappenharz eines der wirkſamſten und viel geſuchten Arzneymittel iſt. Man erkennt ſolche ausgezogene Wurzeln theils an ihrem geringen Harzgehalt, theils an der Gleichförmigkeit der Farbe, und dem Mangel bandartiger Streifen, welche die gute Jalappe deutlich wahrnehmen läßt.

Man bereitet in den Apotheken von dieſer Wurzel ganz vorzüglich das Jalappenharz (Resina jalappæ), indem man daſſelbe kunſtmäßig mit Weingeiſt auszieht und trennt; auch bereitet man daraus eine Tinktur (Tinctura jalappæ), und ſetzt ſie mehrern Verbindungen zu, die den Zweck haben, regelmäßige Abſonderungen des Darmkanals in großer Menge hervorzubringen. Das mit Waſſer ausgezogene Extrakt (Extractum jalappe aquoſum) möchte wohl ganz entbehrlich ſeyn, da es von ſehr geringer Wirkſamkeit befunden wird. Wenn man die verſchiedenen Zwecke betrachtet, welche wahrhaft große Aerzte, vermöge der Jalappe, zu erreichen ſuchten, ſo muß man ſich wundern, was dieſe Wurzel alles wirken und leiſten ſollte. Roſenſtein giebt ſie Kindern in Wechſelfiebern,

alten Leuten in der Bauchwaſſerſucht, jung und alt gegen Würmer, mit trefflichem Erfolg; Sydenham empfiehlt ſie beym Saamenfluß; Morgrave in Waſſerſucht und Fehlern der Leber, Verſtopfungen, Hypochondrie, Bleichſucht und mehrern andern Krankheiten. Auch iſt ſie ein ganz gewöhnliches Laxirmittel des gemeinen Mannes geworden, wahrſcheinlich, weil es eines der ſicherſten iſt, und der Apotheker, ſo wie er noch iſt, giebt ohne Bedenken ein Quent Jalappe für wenige Kreuzer in die Hand desjenigen, der es verlangt — thut es der Apotheker nicht, ſo thut es ein anderer. Daß die Jalappe ein wichtiges Mittel war, und die Aufmerkſamkeit vieler unſerer größten Aerzte und Naturforſcher anregte, zeigen die großen Männer, welche ſich mit der genauern Unterſuchung und nähern Beſtimmung derſelben abgaben, ich nenne nur einen Ray, Herrmann, Sloane, Plukenet, Herrnandez, Honstonu, Miller und Linne.

Noch kommen mehrere Arten des Convolvulus in der Medizin vor, welcher wir aber der Vollſtändigkeit wegen nur dem Namen nach berühren; ſo die Turbithpflanze (Convolvulus turpethum),

thum), auf Zeilon zu Hauſe; ehedeſſen brauchte man die Wurzel Radix turpethi.

Meerkohl (Convolvulus ſoldanella), findet ſich an den Seeufern des ſüdlichen Europa, und wird als Kraut zu uns gebracht.

Mechoakanna (Convolvulus mechoacanna), beſonders häufig in Braſilien vorkommend; ſie wird auch weiße Jalappe genannt. Außen hat dieſe Wurzel eine ſchmutzig graue helle Farbe, innen iſt ſie weißgelb, ohne Geruch, und von ſüßlichem, eckelhaftem Geſchmacke. Oefters iſt ſie ſtark wurmſtichig; ſie gehört zu den ſtark abführenden Mitteln.

Vor ohngefähr 100 Jahren kam auch eine Art der Lonizeren, unter dem Namen Lonicera Diervilla im Handel vor, ſie verſchwand eben ſo ſchnell wieder aus der Medizin, als ſie aufgenommen worden war, welches von gar vielen Mitteln erfahren worden iſt. Dieſe Pflanze iſt in Nordamerika zu Hauſe, und wir erhalten von ihr die Stengel (Stipides Diervillæ) im Handel. Man brauchte ſie gegen Waſſerſucht, Rheumatismen u. d. m.

Die Chinarinde, oder peruvianiſche Rinde, hat von der Zeit an, als ſie den gebildeten Völkern bekannt wurde, wegen ihrer ausgezeichneten Wirkſamkeit, die Aufmerkſamkeit von vielen Millionen Menſchen auf ſich gezogen, und faſt jedermann, der überhaupt etwas weiß, kennt dieſe Rinde, wenigſtens dem Namen nach, und weiß, daß ſie ein vorzüglich ſtärkendes und kräftiges Mittel gegen das Fieber iſt.

Die ächte peruvianiſche Rinde wird ganz vorzüglich, aber nicht ausſchließend, in der Provinz Quito bey der Stadt Loxa oder Loxya, auf den dieſe Stadt umgebenden Bergen gefunden, ſo findet ſie ſich aber auch auf Cuenza und andern weſtindiſchen Inſeln, ſo wie auf der ganzen Gebirgskette der Provinz Quito. Neuerlich entdeckte man ſie auch in den Wäldern der Provinz Terra Firma.

Dieſe Chinarinde zeichnet ſich von allen übrigen durch auffallende Eigenſchaften aus, welche wir unſern Leſern um ſo angelegentlicher mittheilen, da noch viele, ſelbſt ſolche, welche geläuterte Kenntniſſe von dieſem ſo allgemein gebräuchlichen Artikel beſitzen ſollten, nur etwas Verworrenes davon wiſ-

ſen, und in Anwendung bringen. Schwer, ſehr ſchwer iſt es, über die China und ihre Aechtheit urtheilen zu können, Theorie und Beſchreibung dieſer oder jener vorgezogenen, wahren und ächten Sorte hilft nur wenig bey der Beurtheilung derſelben. Zu einem richtigen Urtheil über ihre Güte gehört Erfahrung — viel Erfahrung, dieſes bedenke ein jeder, der ein ſo wichtiges Heilmittel unter den Händen hat, und wohl gar ein Urtheil darüber ausſprechen ſoll.

Gute Chinarinde beſteht, nachdem ſie von dem Stamme oder den dünnern oder dickern Zweigen eingeſammelt worden iſt, aus mehr oder weniger zuſammen gerollten, trockenen, ziemlich harten und ſchweren, nicht leicht zerbrechlichen Stücken, die zuweilen nur die Dicke einer Federſpule erreicht haben, zuweilen aber auch fingersdick ſind, ja man trifft oft unter den gemeinſten, aber dennoch von der wahren Pflanze abſtammenden Chinarinde noch dickere Stücke an; ſo wie mit der Dicke, ſo verhält es ſich auch mit der Länge der Stücke. Im Allgemeinen iſt dieſe ächte Chinarinde von außen rauh, immer noch mit ihrem Oberhäutchen bekleidet, etwas

was uneben, und in die Quere geſprungen, oder ſchrundig, je nachdem ſie dicker oder dünner iſt, mehr oder weniger; auch finden ſich darauf braunſchwärzliche, graue und grauweiße Flecken, ſo wie das Oberhäutchen ſelbſt wie fein chagrinirt ausſieht, welches als ein ganz vorzügliches Zeichen der Güte der wahren, ächten Chinarinde angeſehen wird.

Die allerbeſte Sorte beſteht aus faſt völlig geſchloſſenen, nicht über einen kleinen Finger ſtarken Röhren, ohne kleine Bruchſtücke von derſelben Art, ſondern vielmehr wie ausgeleſene 5 - 6 Zoll lange Röhrchen. Sie bricht ziemlich ſchwer, verhältnißmäßig ihrer Dicke oder Stärke, zeigt dann im Bruche ſehr wenig oder beſſer keine Faſern. Betrachtet und unterſucht man die entſtandene Bruchfläche genauer, ſo zeigt ſich ein etwas dunklerer, als die Rinde ſelbſt gefärbter Streif, in welchem man, gegen die Sonne gehalten, kleine glänzende Punkte nicht verkennen kann, wiewohl einige dieſes Zeichen unſerer Rinde, für zu fein und zu geſucht halten wollen. Die Farbe der innern Fläche iſt zimmetbraun, ſo das daraus verfertigte Pulver, jedoch etwas matter als dieſes. Der Geſchmack iſt

bit-

bitterlich, ſanft gewürzhaft, etwas herb oder zuſammenziehend, und bleibt lange auf der Zunge. Der Geruch iſt eigen, moosartig, doch nicht dumpfig oder wie in einem feuchten Gewölbe, keineswegs gewürzhaft; auch ſelbſt beym Stoßen oder Pulvern der Rinde bemerkt man keinen ſolchen Geruch.

Es iſt ausgemacht, daß die Wirkſamkeit der Chinarinde den Eingebohrnen jener Gegenden, denen ſie die Natur zum Geſchenke gab, ſchon vor der Ankunft der Spanier bekannt, und ihre Kräfte in Krankheiten anwendeten, und daß auch die Spanier bald auf ihren Gebrauch und Nutzen aufmerkſam gemacht wurden; dennoch aber wurde die peruvianiſche Rinde erſt im Jahr 1638 bekannt, und zwar durch die Krankheit der Gemahlin des Vizekönigs von Peru, der Gräfin von Chinchon oder Cinchon, wovon ſich auch der Name des ganzen Geſchlechts dieſer Pflanze herſchreibt. Gegen die hartnäckige Krankheit jener vornehmen Dame, einem Wechſelfieber, womit ſie zu Lima befallen worden war, rieth nämlich der Stadtrichter von Lora, die Rinde zu gebrauchen, ſie wurde davon glücklich hergeſtellt, wie auch unſere Aerzte noch

Wechſelfieber vollkommen und glücklich durch die ächte Chinarinde heilen, wenn nicht, wie leider! zu oft geſchieht, theils aus Unwiſſenheit, theils aus Gewinnſucht der Apotheker und beſonders der Materialiſten, andere Rinden, die auch den Namen Chinarinde führen, ſchändlicherweiſe unterſchoben worden ſind.

Jene Dame zeigte ihre Dankbarkeit gegen dieſes Heilmittel ganz vorzüglich dadurch, daß ſie es in den gehörigen Gaben, und unter Begleitung einer Gebrauchsanleitung, an Fieberkranke austheilen ließ, dadurch erhielt das Chinapulver auch den Namen Gräfinpulver (Pulvis comitiſsæ). Später überließ die wohlthätige Vizeköniginn den Jeſuiten die Vertheilung dieſer Panazee, wodurch ihm der Namen Jeſuiterpulver (Pulvis jesuitarum, Pulvis patrum) eigen wurde.

Jene würdigen Väter hatten kaum die herrlichen Wirkungen der Rinde vollkommen eingeſehen, als ſie ſogleich dieſe wichtige Entdeckung dem damaligen Ordensgeneral, Kardinal Lugo in Rom, mittheilten, und ihm eine ziemliche Portion des Mittels überſchickten. Der Vorſteher der Geſellſchaft

machte

machte es ſich zur Pflicht, das neue Mittel durch die Väter dieſes Kollegiums an Arme unentgeldlich, und zwar in Pulvergeſtalt vertheilen zu laſſen, wenn es hingegen von andern, die es bezahlen konnten, gerade mit Gold aufgewogen werden mußte. Durch dieſe Verbreitung und Aufmerkſamkeit, welche man der China ſchenkte, kam ſie ſchon ziemlich in Schwung, und noch mehr trug zu ihrer Würdigung der Dauphin, nachmaliger König Ludwig der Vierzehnte, zu ihrer großen Verbreitung als Heilmittel bey, da er auf einer Reiſe in Italien am Fieber erkrankte, und durch ſie geheilt wurde; dieſes wäre hinlänglich geweſen, auch das unwirkſamſte Mittel in der damaligen Zeit, in großen Ruf zu bringen, ſo wie ſolche Neigungen noch gegenwärtig bemerkt werden. In Italien alſo, wo eben jener Prinz reiste, wurde die China unter dem Namen Kardinalspulver (Pulvis cardinalis) verbreitet. In Spanien wurden durch den berühmten Arzt des Vizekönigs von Peru, Lopez de Vega, als dieſer nach Sevilla zurückkehrte, auffallende Kuren damit verrichtet, und dort erhielt ſie den Namen Quinquina.

Pabſt Innocentius der X, ein ſehr gelehrter, und beſonders die höhern Wiſſenſchaften, wie Phyſik, Mathematik und Chemie unterſtützender Mann, ließ die Chinarinde chemiſch unterſuchen; allein, es kam nicht viel bey dieſer Unterſuchung heraus, wie man ſich wohl, nach dem damaligen Zuſtande dieſer Wiſſenſchaft, denken kann. Mehr wirkten für die Verbreitung der Rinde die Verſuche der Aerzte, und beſonders trug Badus, ein genueſiſcher Arzt, ſehr viel dazu bey, er beſchrieb die Tugenden dieſer Rinde im J. 1663, und nannte ſie die peruvianiſche Rinde (Cortex peruvia s. peruvianus).

Der große Verbrauch der Rinde in der damaligen Zeit, beſonders die häufige Anwendung derſelben im ſüdlichen Europa, führte bald einen Mangel der wahren, wenigſtens der von dem Berge Cajamuna, einige Meilen von Loxa herbey, welche man für die beſte hielt, und welche, wenn nur das, was damalige Schriftſteller darüber ſagen, halb wahr iſt, auch von größerer Wirkſamkeit, wie die jetzige beſte, geweſen ſeyn muß. Der Handlungsgeiſt und die Gierde nach Geld, ſuchte aber bald dem Mangel abzuhelfen, und Rinden ähnlicher

cher Art wurden, wiewohl nicht ſo häufig wie gegenwärtig, der wahren und ächten beygemengt, und auf den Hauptmarkt dieſer Drogue, Pamana, gebracht.

Einigermaßen iſt es hart, unter den Urſachen, welche die Rinde bedeutend wieder in Abnahme brachten, auch eine derſelben den Aerzten, beſonders den engliſchen, zuſchreiben zu müſſen. Man behauptete nämlich, dieſe Aerzte hätten die China, weil bey der ſchnellen Wirkung, die ſie bey den Fiebern wirklich hervorbrachte, und ſelbe ſicher und folgenlos heilte, ihren Eigennutz nicht hinlänglich befriedigt zu ſehen, ob ſie ſelbe gleich heimlich angewendet, dennoch ſehr verſchrieen. Wir wollen dieſes von den Aerzten nicht glauben, ſondern vielmehr die Urſache des Verfalls des Kredits der ächten Perurinde in der Verfälſchung, dem häufigen Misbrauche, den Nichtärzte davon machten, und dem hohen Preiße derſelben, mit mehrerem Rechte ſuchen.

Die Chinarinde wurde zu der damaligen Zeit ſo verrufen, und als unſichere, ſchädliche, gefährliche Arzney geſetzlich verboten, und aus den Apo-

theken gänzlich verbannt, wie gegenwärtig mehrere weiſe Regierungen alle Sorten, welche nicht wahre peruvianiſche Rinde von der Cinchona officinalis Lin. ſind, bereits verboten, und zum Wohle der Menſchheit und Rechtfertigung der höhern Geſundheitspflege verbannt hat.

Bey allem dem blieb aber das berühmte Jeſuitenpulver in den Händen der Väter dieſer Geſellſchaft, und wurde nach den Grundſätzen derſelben gehandhabt.

Mit unſerer China tritt Ludwig der XIV. wieder in der Geſchichte auf; er, der früher als Prinz damit behandelt worden war, kaufte ſie nämlich von einem Engländer, unter dem Namen Specificum angelicanum febrifugum Talborii, als Geheimmittel für 2000 Louisd'or, und 2000 Franken lebenslänglichem Jahrsgehalt von jenem Charletan; ja er ertheilte ihm noch obendrein die Würde eines Chevaliers. Ludwig ließ dieſes Mittel dann allgemein bekannt machen, und zwar im Jahr 1682.

Unter den China-Feinden traten ganz vorzüglich Bagliv und Ramazino hervor; allein, die

Erfahrungen eines van Swieten, Hoffmann, Werlhof, Pringle, Sydenham, Boerhaave und Morten, machten durch ihre gründlichen Verſuche und unwiderſprechlichen Erfahrungen, daß die Stimme der einzeln nothwendig verhallen mußte, und mit vollem Rechte nicht mehr gehört wurde. Solche Sachen und offenbare Widerſprüche haben aber in der unſichern Kunde des ausübenden Arztes ſehr gute Folgen, und ziehen gewöhnlich neue Erfahrungen nach ſich, die das Gute, Wahre und Richtige begründen, und das Falſche, Unſichere und Schlechte dem Strome der Vergeſſenheit übergeben helfen.

Mit der Chinarinde wurde, nach ihrer Bekanntwerdung, eine wahre Abgötterey getrieben, und ſehr gut war es, wie die Geſchichte derſelben ausweist, daß es ſo mit ihr kam, denn ſonſt würde ſie wohl, ſo gut wie manches anderes kräftiges Mittel, gänzlich vergeſſen worden ſeyn, beſonders da die gierige Hand der Verfälſchung einmal ſich mit ihr verbunden hatte, wie auch jetzt noch viel zu wenig auf ein Mittel, das eine ſo auffallende Verwandſchaft zu dem atmosphäriſchen Sauer-

ſtoff-

ſtoffgaſe hat, Rückſicht genommen wird. Man bewahrt oft große Maſſen China in feuchten Gewölben bey Körpern auf, die viele unangenehme Ausdünſtungen an die Atmosphäre abgeben, und damit auſchwängern, welche die China wieder an ſich zieht; ſo ſah ich offene Chinakiſten neben Stockfiſch, Lederwerk, Fiſchbein, Thran und andern Droguen, die die China mit ſchädlichen Stoffen durch ihre Ausdünſtung erfüllen, und ſie gänzlich untauglich zum mediziniſchen Gebrauche machen; höchſtens ſollte man ſie noch zum Gerben feiner Lederſorten benützen laſſen. Ueberhaupt ſind ſolche fein reagirenden Mittel, in den Händen des Profanen, Gift für das Publikum, und eine Fallgrube für die ſchönſten ärztlichen Kenntniſſe.

Wir wollen aber unſern Leſern hier eine botaniſche Beſchreibung dieſes nun zur Genüge bekannten Gewächſes, nebſt einer ſchönen Zeichnung vorlegen. Tab. XXIII. Fig. 30 iſt ein blühender Zweig, welcher bereits Früchte trägt, wie dieſes immer der Fall iſt, daß man nämlich Blüthen und Saamenhüllen zu einer und derſelben Zeit, an den Enden der kleinen Aeſte antrifft. *a* Stellt eine ganz zerleg-

T. XXIII.

legte Blumenkrone vor; *b* die Staubfäden auf dem Kelche; *c* den Griffel, und *d* eine aufgeſprungene Kapſel, ihren Saamen darreichend.

Die vollſtändigſte Nachricht von dem Chinabaume erhielten wir erſt im Jahre 1730 von einem Wundarzte, welcher ſich in Peru aufgehalten hatte, Namens Arrot; die beſte Beſchreibung hingegen lieferte uns der berühmte Condamine, welcher ebenfalls den Chinabaum in ſeinem Vaterlande unterſuchte und beſchrieb. Nach dieſem berühmten Reiſenden, deſſen Beſchreibung der Chinapflanze auch ſpäterhin beſtättiget wurde, iſt ſie ein Baum von beträchtlicher Höhe, oft erreicht dieſer einen Durchmeſſer von 15 — 18 Zoll, doch trifft man gegenwärtig nur höchſt ſelten ſolche ſtarke Bäume an, weil durch den großen Bedarf dieſes Mittels die ſtärkſten Bäume ſchon längſt durch das Schälen verloren gegangen ſind. Die Blätter ſind oval, etwas weniges zugeſpitzt, ſehr dunkelgrün; übrigens finden wir den Baum in der fünften Klaſſe der erſten Ordnung des Linneiſchen Syſtems.

Um die Rinde zu gewinnen, werden die Bäume, dick und dünn, in den Monaten September,

Oktober und November, zu welcher Zeit es in jenen Gegenden auf den Bergen ſelten regnet, völlig abgeſchält, und die erhaltene Rinde an freyer Luft ſorgfältig getrocknet. Die Benützung der Wurzeltriebe wird jetzt ſehr häufig angewendet; junge Chinabäume gehen nämlich durch das Schälen nicht völlig ein, ſondern ſchlagen an der Wurzel mit vielen Trieben wieder aus, was in der Folge eine reiche Ernte giebt. Wäre dieſe wohlthätige Einrichtung der Natur nicht, ſo würde der Chinabaum, unter dem nachläßigen Betriebe ſeiner Anpflanzung, bey ſeinem großen Bedarf, ſehr bald ausgerottet werden, oder die China auf einen nie erfahrenen hohen Preiß kommen, da hingegen bey dieſer weiſen Anordnung der Natur, nie ein eigentlicher Mangel der ächten Rinde zu befürchten iſt.

Der Natur des Chinabaumes nach ſollte man glauben, man würde ihn auch bey uns erziehen können, denn er findet ſich in ſeinem Vaterlande nur auf hohen kalten Bergen. Allein, bis jetzt ſind noch keine Verſuche darüber angeſtellt worden, und die, welche in unſern Gewächshäuſern angeſtellt werden, möchten wohl alle aus dem Grunde fehl-

fehlſchlagen, weil ihm gerade eine Temperatur und Regim, wie wir es in einem Gewächshauſe finden, zuwider ſeyn würde.

So lange wir noch fortfahren, innländiſche Krankheiten durchaus mit ausländiſchen Mitteln zu heilen, wird auch, im Falle die wahre Chinarinde ausgehen ſollte, der rege Handelsgeiſt einer- und andererſeits die Unkunde und Bequemlichkeitsliebe des ärztlichen Publikums immer noch hinlängliche Befriedigung und vollſtändige Aſſortiments von China-artigen Körpern, das heißt, von ausländiſchen Rinden finden, welche neben einer guten Portion Gerbeſtoff etwas weniges bitteres oder gewürzhaftes in ihrer Miſchung beſitzen. Schon gegenwärtig ſind wir mit einer Menge ſolcher Dinge beglückt oder begabt, welche, weil ſie den Namen China vom Handel aus tragen, auch von unwiſſenden Aerzten für China gehalten, und leider! auch gebraucht werden.

Da dieſe Unterhaltungen auch von vielen gewürdiget werden, welche das Fach der Waarenkunde für ihr Geſchäft betreiben, ſo wollen wir unſern Leſern, und beſonders jenen theilnehmenden

Freunden, auch etwas über einige der vorzüglichſten andern Chinaſorten bemerken, welche entweder frey und offen unter einem gewiſſen Namen im Handel vorkommen, oder mit welchem die wahre Chinarinde vermengt wird. Sie können alle entweder als Verfälſchungsmittel der China, oder als Surrogate derſelben angeſehen werden.

Eigentliche Verfälſchungsſorten der China, welche man unter der wahren Rinde in größerer oder geringerer Menge antrifft, ſind:

1) Eine der feinen China ſehr nahe kommende Rinde, die delikate Chinarinde, feinröhrige Chinarinde (China delicata), ſie beſteht aus ſehr feinen, kaum einer Federſpule ſtarken Stücken, von außen grau, innen ſchmutzig braun; ſie kömmt von einem Strauche, welcher ganz beſonders unter dem zehnten Grade ſüdlicher Breite einheimiſch iſt, in der Provinz Pannatahuas.

2) Die dunkelviolette, unächte Chinarinde, von einem Baum, Namens Cinchona purpurea.

Unſerer Anordnung nach, folgt hier der Kaffee, welchen wir bereits im ſechsten Bande unſerer

Na-

Naturgeſchichte, ſowohl abgebildet, als auf ſeine diätetiſchen und medizíniſchen Kräfte Rückſicht genommen haben.

Einer deutſchen Pflanze, der fünften Klaſſe, der erſten Ordnung, müſſen wir aber unſere Aufmerkſamkeit ſchenken; es iſt das Wollkraut (Verbascum thapsus L.), welches auch die deutſchen Namen: Kerzenkraut, Königskerze, Brennkraut, Fackelblume, Himmelbrand und Unholden, führt. Das Geſchlecht zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus: Die Blumenkrone iſt radförmig, gelb, fettglänzend; die Einſchnitte, deren fünf ſind, etwas ungleich; die Staubfäden ebenfalls ungleich, etwas einwärts gekrümmt, einige davon ſind zottig behaart; die Narbe iſt ſtumpf; die Saamenkapſel ein- bis zweyfächrig, zweyklappig, die Klappen eingebogen, vielſaamig. Die Art unterſcheidet ſich durch halbherablaufende Blätter, welche verkehrt eyförmig, länglich und kurz zugeſpitzt ſind; auf beyden Seiten ſind ſie mit einem wahren Filz überzogen; die Blumen ſitzen in langen Aehren, und der Stengel iſt einfach, ſelten äſtig. Man findet dieſe ſchöne Pflanze durch ganz Deutſchland ver-

breitet, beſonders auf Schutthaufen und auf vernachläßigtem Ackerlande, an Mauern und öden Plätzen.

Die Blumen, welche beſonders gegenwärtig mehr, wie ſonſt, in den Apotheken geſammelt werden, kommen im Juni zum Vorſchein, und dann blüht dieſe Pflanze bis im Auguſt fort, wo man von ihr täglich bey gutem Wetter eine gewiſſe Anzahl entfaltet antreffen wird. Man wünſcht, daß die Wollkrautblumen (Flores verbasci) immer eine ſehr ſchöne, friſche, gelbe Farbe, das ganze Jahr hindurch, nachdem ſie getrocknet ſind, behalten, und ſchließt ſie deswegen, gegen die Einwirkung der Luft geſchützt, in gut zugebundene Gläſer ein. Dieſe Art der Aufbewahrung iſt aber durchaus verwerflich, und man wird dadurch ſeinen Zweck nie vollkommen erreichen. Um ſie Jahre lang gelb zu erhalten, müſſen ſie bey Sonnenſchein gepflückt, nicht dick übereinander gelegt, ſchnell getrocknet, und dann in Beutel von Papier gethan werden, die man an einem recht trockenen Orte aufhängt, ſo zwar, daß ſie von allen Seiten von der Luft berührt werden können; alle übrigen Künſte

ſteleyen helfen nichts, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Dieſe Blumen werden ganz vorzüglich als ein linderndes Mittel, in Katarrhen, Bluthuſten, Affektionen der Lunge, der Luftröhre und des Schlundes, gegen Krimmen im Leibe, mit großem Nutzen gebraucht. Man läßt eine kleine Handvoll mit Waſſer als Thee anbrühen, und genießt dieſen Aufguß warm und kalt. Ehedeſſen gebrauchte man auch die Wurzel gegen die goldene Ader, und das Kraut ſogar gegen bösartige Fieber und anſteckende Krankheiten. Die Mäuſe ſollen, einer alten Sage nach, das Kraut ſehr meiden, und da, wo es ſich befindet, den Ort verlaſſen; an dieſer Beobachtung müſſen wir jedoch zweifeln, denn ich fand in einer Apotheke einen Kaſten mit Wollkraut, in welchem die Mäuſe, um ſich ein Neſt zu bereiten, ein großes Loch eingenagt hatten.

Aeußerlich dient das Wollkraut als ein linderndes, erweichendes Mittel, zu Ueberſchlägen, mit Waſſer oder Milch zu einem Brey gekocht.

Die Blumen werden in warmes Oel eingeweicht, und einige Zeit der Sonne ausgeſetzt, wodurch

durch es groſse, heilende Kräfte erlangen ſoll; in alten Wunden ſchreibt man ſolchem Oel (Oleum florum verbasci) Wunder zu, deren Werth oder Unwerth wir auch nicht erörtern wollen, da dieſe Art Mittel zu den unſchuldigſten gehören, wenn keine andern beſſern dabey verſäumt werden.

Außer dieſer Art des Wollkrauts wird auch, unnöthiger Weiſe, das ſchwarze Wollkraut (Verbascum nigrum) eingeſammelt, es hat kleinere, nicht ſo lebhaft gefärbte Blumen, und das Kraut iſt nicht mit Filz überkleidet, auch ſammelt man von dieſer Pflanze die Wurzel (Radix verbasci nigri) abſichtlich.

Des Tobacks haben wir bereits im ſechsten Bande zur Genüge, in Hinſicht ſeiner nähern botaniſchen Beſtimmung, wie auch ſeiner Geſchichte, gedacht; iſt uns noch etwas zu bemerken übrig geblieben, ſo könnte es wohl nichts, als das Arzneyliche dieſer Pflanze ſeyn.

Man benutzt den Toback ſowohl äußerlich, als ein vorzügliches hautreinigendes Mittel, ſo innerlich zu reizenden Klyſtiren, und ſelbſt als Mittel gegen Krämpfe, Gallenkrankheiten und Waſſerſucht.

Der

Der Stechapfel, oder das Stramonium (Datura stramonium), welches ebenfalls in die erſte Ordnung der fünften Klaſſe gehört, ſtammt wahrſcheinlich aus Amerika ab, iſt aber durch ſein Erziehen in den Gärten hin und wieder bey uns völlig einheimiſch geworden, und findet ſich auf Schutthaufen, an alten Mauern und in Gartenwinkeln. Die Blumenkrone iſt groß, weiß und trichterförmig, gefaltet, der Kelch röhrig und eckig, und fällt bis auf ſeine runde Baſis ab; die Saamenkapſel iſt zweyfächrig, vierklappig und ſtachlich. Dieſe Art, der gemeine Stechapfel (Datura stramonium L.), hat eine aufrechtſtehende, dornige Saamenkapſel, und eyförmige, unbehaarte, buchtig gezähnte Blätter.

Im Allgemeinen zählt man den Stechapfel, beſonders den reifen und faſt reifen Saamen deſſelben, zu den betäubenden, folglich ſchmerzſtillenden und ſchlafmachenden Mitteln. Man zählt ihn mit Recht zu den Giftpflanzen, wo er auch größtentheils eingereiht worden iſt.

Mehrere große Aerzte haben vortrefflich gelungene Verſuche, ſowohl mit dem Saamen, als mit dem Extrakte des Stechapfelkrautes (Extractum stra-

stramonii) gemacht, beſonders in allen Krankheiten, welche wir von Krämpfen herleiten, und deren Formen oft fürchterlich ſind. Ja, Krankheiten, welche keinem andern Mittel, keiner andern Behandlung gewichen waren, heilte das Stramonium; gegenwärtig ſcheint es aber ziemlich vergeſſen zu ſeyn, oder die Aerzte kennen die Beobachtungen der großen Störk, Odhelius und anderer nicht, oder ſchlendrianiſiren ſelbſt bey Wahnſinnigen, Wuth, Schwermuth, Melancholie, und andern Krankheiten, die das Stramonium heilte, im gewöhnlichen Takte fort.

Natürlich darf man ſolche Mittel, von denen es heißt, ſie werden zu den Pflanzengiften gezählt, nie ohne Zuziehung eines Arztes oder Mannes gebrauchen, welcher mit der Wirkung, und mit den verſchiedenen Erſcheinungen, die durch heftige Arzneymittel hervorgebracht werden, bekannt iſt. Man darf mit der Gabe ſehr vorſichtig ſeyn, indem oft die kleinſte Menge, ein Gran, eines Gerſtenkorns ſchwer, wunderbare Zufälle hervorbringt.

Man hat noch mehrere Arten der Datura, von welchem noch die blaßblaue und das Tatul=Datura

in

T. XXIV.
a
31.
b
c

in Deutſchland vorkommen. Sie haben alle ſehr viel Aehnlichkeit untereinander, doch kennt man dieſe letztere leicht an dem gefleckten bläulichen Stengel.

Wir haben unſern verehrten Leſern auf Tab. XXIV. Fig. 31 eine Datura, und zwar die Datura Stramonium, um die Hälfte verkleinert, darſtellen laſſen. *a* iſt eine Blüthe in natürlicher Größe; *b* eine zerlegte Blume mit ihren Staubgefäßen; *c* eine Saamenkapſel, welche bald ihre vollkommene Reife erhalten hat, mit dem Saamen.

Zu den ſtärkern deutſchen Giftpflanzen zählt man auch das Bilſenkraut, welches auch Tollkraut, Schlagkraut, Saubohne, Bilſenbohne, Rindswurz, Raaſewurz, tolle Dille, und Teufelsauge genannt wird. Linne nennt dieſe Pflanze, von welcher wir hier reden werden, Hyoscyamus niger. Sie gehört in die nämliche Klaſſe und Ordnung, welche wir jetzt abhandeln. Das Geſchlecht des Bilſenkrauts zeichnet ſich durch folgende botaniſche Merkmale aus: Die Blumenkrone iſt trichterförmig, ſich dem glockenförmigen etwas nähernd, unregelmäßig fünfſpaltig, einer der Einſchnitte größer als die übrigen, alle aber ſtumpf;

die Staubfäden ſind gegen einander geneigt; die Narbe iſt kopfförmig, bildet eine Kapſel, und ſpringt mit einem Deckelchen auf, welcher abfällt; der Saamen finden ſich viele, ſie haben eine Nierenform. Die Art ſchwarzes Bilſenkraut, hat den Stengel umfaſſende und an demſelben faſt herablaufende Blätter, welche bauchig, klebrig und zottig ſind, die Blumen ſitzen auf einer Seite, und bilden blättrige Aehren.

Oft findet man dieſe Pflanze, zum Verwundern, häufig an Wegen, auf Schutthaufen, ſteinigen Feldern und an Zäunen; oft kann man eine ganze Gegend ausſuchen, man findet Jahre lang keine einzige, und ſie ſcheint wie verſchwunden zu ſeyn, naſſe kalte Jahre ſcheinen dem Bilſenkraute nicht wohl zu bekommen, wo ſie das Gegentheil in ihrem Wachsthume und Vermehrung ſehr unterſtützt.

Sie gehört zu den Pflanzen, welche mehrere Jahre dauern, und verändert ſich mit dem zweyten Jahre ſehr, beſonders weicht die Form der Blätter, zwiſchen jährigen und mehrjährigen Pflanzen von einander ab.

Man

Man ſammelt das Kraut, die Wurzel und den Saamen. Das Kraut ſoll im Frühjahre vor der Blüthe eingeſammelt werden, wenn es noch ſaftig und ſeine volle Kraft hat. Die Wurzel wird im Spätherbſt, und auch bald im Frühjahre gegraben. Den Saamen ſammelt man noch vor der völligen Reife, weil dann die Kapſeln aufſpringen, und man dann wenig davon erhalten würde.

In den Apotheken bereitet man aus dem Kraute einen Dickſaft oder Extrakt (Extractum vel ſuccus inspiſsatus hyoſciami). Aus dem Saamen preßt man ein Oel, und die Würzel wird in Form eines Pulvers gebraucht.

In den ältern Zeiten wurde das Bilſenkraut gegen gar viele Krankheiten und Gebrechen des menſchlichen Körpers angewendet, gegenwärtig aber ſein Gebrauch mehr beſtimmt, und in ſicherere Form gebracht.

Man brauchte das Bilſenkraut ganz empiriſch, gegen Gliederſchmerzen, Krämpfe, Bruſtaffektionen, Geſchwulſt, gegen das Podagra, Zahnweh, machte Oele, Salben und Pflaſter daraus, und benutzte dieſes da, wo man es paſſend zu finden glaubte.

Gegenwärtig benutzt man das Extrakt, in ſehr kleinen Gaben gereicht, als ein ganz vorzüglich beruhigendes und krampfſtillendes Mittel. Man bereitet ein Oel (Oleum coctum hyosciami) aus dem friſchen Bilſenkraute, indem man es damit kocht, und äußerlich als ein linderndes Mittel einreibt. Die Wirkung ſcheint in dem nämlichen Prinzip, wie beym Opium, zu liegen. Aus den Saamen gewinnt man durch Preſſen eine ziemliche Menge, eines dicken, ſchleimigen, grünlich gelben Oels (Oleum hyosciami ſeminis expreſsum), welches man ganz vorzüglich als linderndes Mittel bey Gicht und Rheumatismen, Verhärtungen u. d. gl. einreibt.

Das Bilſenkraut mit ſeinen Saamenkapſeln in ziemlich großer Menge dahin gelegt, wo ſich viele Mäuſe befinden, vertreibt dieſelben, ob es auch gegen die Ratten gute Dienſte leiſtet, haben wir nicht erfahren.

Wir haben hier nun die Judenkirſche Tab. XXV. Fig. 32 abgebildet, und die Zerlegung der Blume beygefügt: *a* iſt eine aufgeſchnittne Blumenkrone; *b* die Saamenkapſel, mit der Beere; *c* ein vergrößerter Saamen.

Eine

T. XXV.

Eine gar ſchöne Pflanze iſt die Judenkirſche oder Boberelle (Physalis alkekengi L.). Die Blumenkrone iſt radförmig, die Staubfäden ſind von einander entfernt und einwärts gebogen, die Saamenbeere iſt zweyfächrig, und ſitzt auf einem ſternförmig ausgebreiteten Kelche, welcher ſie mit dem Reiferwerden einſchließt, und ſcharlachroth gefärbt wird. Wir haben in Deutſchland nur eine Art mit eyförmigen Blättern, welche gepaart ſtehen und ganzrandig ſind, mit einem krautartigen, von unten äſtigem Stengel. Man findet ſie ganz vorzüglich in Weinbergen, ſonnigen Waldplätzen, Auen, und auch an ſtark von der Sonne beſchienenen Gartenmauern.

Ehedeſſen wurde von den Beeren friſch und getrocknet ſtarker Gebrauch gemacht, beſonders wendete man ſie gegen Gelbſucht, Waſſer- und Bleichſucht an, um geronnenes Blut an irgend einem Orte vermuthend zu zertheilen, bey Krankheiten der Harnröhre, in der Gicht; man bereitete aus den getrockneten Beeren mit Weingeiſt eine Tinktur, und mit Zucker machte man Küchelchen daraus (Trochisci alkekengi). Merkwürdig iſt, daß

daß die Beere, wenn man ſie vorſichtig aus dem Kelche nimmt, ohne beſondere Bitterkeit bemerklich zu machen, einen ſäuerlich ſüßen Geſchmack wahrnehmen läßt, welcher ſich aber mit einer ſehr bedeutenden Bitterkeit verbindet, ſobald die Früchte den Kelch berühren und damit in eine Art von Reibung kommen. Der Kelch allein zeigt eine ſehr ſtarke Bitterkeit auf der Zunge.

Aus der neuern Medizin ſind die Judenkirſchen mit Recht gänzlich verbannt, wenn nicht noch von Zeit zu Zeit ein Afterarzt, oder experimentirender junger Hippokrates den Apotheker deswegen in Athem ſetzt.

Nun kommen wir auf eine Reihe von alten Medizinpflanzen, welche wir nur ganz kurz anführen wollen, weil ſie gar wenig oder wohl gar nicht mehr gebraucht werden; wollten wir unſere Leſer mit allem dem alten und neuern Gewäſche unterhalten, welches über ſo viele Medizinpflanzen gemacht worden iſt, und noch gemacht wird, ſo würde unſer Unternehmen kein Ende finden.

Schlangenbaumholz. Von einem Baume in Malabar, welcher wahrſcheinlich in das Geſchlecht

ſchlecht Strichnos gehört. Man hat in den Apotheken das Holz von dieſem Baume unter dem Namen Lignum colubrinum. Es kommt in einigen Zoll bis einen Fuß ſtarken Stücken zu uns; es iſt gelblich weiß, ſchwer, und mit einer graubraunen Rinde überzogen, der Geſchmack iſt bitterlich zuſammenziehend, auf Kohlen geſtreut wohlriechend.

Sebeſtenbaum (Cordia myxa). Ein in Aſien und Syrien einheimiſcher Baum, von welchem ehedeſſen die getrockneten Beeren, unter dem Namen Bruſtbeeren, benutzt wurden. Unſere Zwetſchgen leiſten das nämliche als ſäuerlich kühlendes Mittel.

Eine andere Art der Bruſtbeeren, welche auch rothe Bruſtbeeren genannt werden, (Rhamnus Zizyphus), gehören in die nämliche Kategorie; ſo der Steckelſtrauch (Ceanothus americanus), von welchem man die unwirkſamen Stengel (Stipites Ceanothi) benutzte. Der Epheu (Hedera helix), den wir bereits im ſiebenten Bande beſchrieben und abgebildet haben; die verſchiedenen Arten der Johannisbeeren (Ribes), die ebenfalls bey dem Beerenobſte beſchrieben und abgebildet

ſind;

ſind; das Sinngrün, Immergrün, Wintergrün (Vinca minor), was ſich wohl beſſer in den Gärten als Zierpflanze, als Arzneymittel ausnehmen mag. Auch iſt der ruhrſtillende Oleander (Nerium antidysentericum), welcher in Malabar und Zeylon gefunden wird, und von welchem wir die Rinde (Cortex profluvii) benutzten, gänzlich in Vergeſſenheit gerathen.

In dieſer Klaſſe und Ordnung zählen wir aber auch noch mehrere wichtige Arzneypflanzen, welche an ihrem Orte bereits vollſtändig abgehandelt worden ſind. Wir führen ſie demnach nur mit ihrem Namen, und der Nachweiſung des Bandes und der Tafel an, in und auf welchen ſie beſchrieben und abgebildet ſind.

Der Weinſtock (Vitis vinifera); Band 6.

Der Faulbaum (Rhamnus frangula und Cathasticus); Band 7.

Der Bitterſüßſtrauch (Solanum Ducamara); dieſer hat zwar noch mehrere Brüder, welche ſowohl in der Oekonomie als Medizin gebraucht werden, wovon wir aber nur des Nachtſchattens Erwähnung thun wollen.

Der

Der Nachtſchatten, Saukraut und Nachtbeere (Solanum nigrum L.), zeichnet ſich der Art nach durch einen krautartigen Stengel, eyförmig, gezähnte und eckige Blätter aus; die Blüthen bilden überhängende Dolden, und hin und wieder iſt die ganze Pflanze behaart.

Vorzüglich findet man ihn in gutem Garten-Lande, an Zäunen und Mauern. Wenn die ſelten weißen Beeren recht reif ſind, ſo enthalten ſie einen blaufärbenden Saft, welcher erſt neuerlich die Aufmerkſamkeit der Coloriſten erregte, die dann auch die Beeren unter dem Namen Solanumbeeren (Baccae solani nigri) anwendete.

Alle Eigenſchaften dieſer Pflanze verrathen, daß ſie zu den wirkſamen, und ziemlich giftigen gezählt werden müſſe; ehedeſſen wendete man ſie auch größtentheils nur äußerlich an, und in der neuern Zeit ſcheinen ſie ſicherere Mittel verdrängt zu haben. Man legte die Blätter auf, gegen Kopfſchmerzen, Rothlauf und Hautentzündungen, auch brauchte man den Saft bey Krebsſchäden. Merkwürdig iſt, daß das Waſſer eine empfindliche Haut röthet, weswegen man es als Schminkmittel auf die Wangen ſtreicht.

Der ſpaniſche Pfeffer (Capsicum annuum L.) iſt bey den Gewürzen abgehandelt worden; und es bleibt uns nur noch ein einziges Geſchlecht in dieſer Klaſſe und Ordnung zu betrachten übrig.

Der Krähenaugenbaum (Strychnos nux vomica). Die Frucht, oder der Kern einer Frucht von dieſem Baume, kömmt unter dem Namen Krähenaugen, wahrſcheinlich weil ſie die Krähen nach dem Genuſſe lähmt oder tödtet, im Handel vor. Es ſind rundliche, plattgedrückte, auf beyden Seiten flache Kerne, oft trifft man ſie auch ſo an, daß ſie einer gekrümmten Scheibe ähnlich ſehen, von ſehr verſchiedener Größe. An den äußern Theilen bemerkt man einen hervorſtehenden Rand, und in der Mitte eine Vertiefung, die man einen Nabel nennt, innen hat dieſer Kern die Farbe einer Mandel, iſt aber ganz hornartig, die Oberfläche iſt mit äußerſt feinen, bräunlich grauen Härchen beſetzt, welche in der Mitte konzentriſch zuſammenlaufen. Der Geſchmack der Krähenaugen iſt höchſt bitter, Geruch kann man nicht bemerken, ob ihn gleich einige für balſamiſch halten.

Ehe=

Ehedeſſen benutzte man ſie nur, um kleine ſchädliche Hausthiere zu tödten; allein, die medizinischen Experimentatoren führten ſie auch in der Heilkunde ein, weil dieſe, da ſie nicht heilen können, indem es ihnen an Urtheil über die Krankheit fehlte, des Mislingen ihrer Kuren in den Mitteln ſuchen; ſolchen Leuten gehts wie den Knaben, die immer, wenn ſie einen ſchlechten Buchſtaben malen, es der Feder Schuld geben. Ganz vorzüglich wendet man ſie gegen Ruhren und kroniſche Diarrhöen an, und ſelbſt Hufeland war lange Zeit nicht frey, dieſes Mittel anzuwenden, und es zu empfehlen; wie viel Schaden damit geſtiftet worden iſt, wollen wir nicht unterſuchen. Selbſt gegen Würmer haben ſie berühmte Aerzte vorgeſchlagen — ja, dawider könnte man auch nichts haben, wenn dieſe Würmer wo anders, als im Leibe des Menſchen, etwa in einer Stubenecke oder Miſtbeete wären. Ich habe die Krähenaugen ſehr oft von ſehr berühmten Männern anwenden ſehen, und zwar mit gehöriger Vorſicht — aber ohne Erfolg — alſo ferner weg aus dem Arzneyſchatze, aber gegen die Ratten brauche man ſie.

Als es nun die Krähenaugen nicht recht thun wollten, da wurde eine andere etwas giftigere Art der Krähenaugen, (Ignatia amara L.), die Bohnen des Heiligen Ignatius, oder auch Fieberbohnen, hervorgeſucht. Es ſind dieſe Bohnen höchſt bittere, meiſtens einen halben Zoll lange, etwas platte, auf den Seiten erhabene, auch wohl vieleckige, rauhe Kerne, von brauner Farbe, mit einem ziemlich feſtſitzenden weißem Staube bedeckt, innerlich haben ſie eine grünlich braune Farbe, und hornartige Beſchaffenheit. Dieſe Fruchtkerne ſind 1699 durch die Jeſuiten bekannt, und wie es dieſer thätigen Geſellſchaft nie fehlte, ſehr verbreitet worden. Sie ſind in vielen Pharmakopöen aufgenommen worden; in der preußiſchen, es ſey zu ihrer beſondern Ehre geſagt, nicht. Camelli hat ſie in den Phil. Transac. T. V. XXI. Tab. I. abgebildet. Ich habe ſogar Spitalformeln geſehen, wo die Ignazbohne einen ſtehenden Artikel ausmachte, da gehören ſie doch gewiß nicht hin. Ich ſage dieſes deswegen, damit man ſich für ſolchen Mitteln ſchütze, wenn etwa dergleichen auf Rezepten zu vernehmen wären; denn ehedeſſen trieb man auch große Schurkerey mit dieſem Kern;

ſie

T. XXVI.

ſie haben eine ganz beſondere Eigenſchaft als trei-
bendes Mittel, und ihr Verkauf iſt auch den Apo-
thekern von unſerer preißwürdigſten hohen Regie-
rung ſtrenge verboten. Es iſt Gift, und da, wo
man mit andern Mitteln heilen kann, ſoll man ein
ſolches heilloſes Weſen vermeiden. Tab. XXVI.
Fig. 33 finden unſere Leſer von dem Krähenauge einen
Zweig in der Blüthe; *a* eine durchſchnittene Frucht,
b einen Saamen.

Die Pflanzen der zweyten Ordnung der fünf-
ten Klaſſe ziehen nun unſere Aufmerkſamkeit auf
ſich; ein großer Theil derſelben zeichnet ſich da-
durch weſentlich aus, daß er ſeine Blüthen in einer
Verbindung trägt, die dem Geſtelle eines Regen-
ſchirms nicht unähnlich ſieht, und deswegen auch
Schirmpflanzen genannt werden. Außer dieſen
finden ſich aber dennoch auch andere, welche ebenfalls
mit zwey Staubwegen verſehen ſind, folglich auch
noch in dieſe Ordnung gehören, dieſe wollen wir
dann nach den Dolden, wie man die Schirmpflanzen
noch außerdem zu nennen pflegt, abhandeln.

Der erſte dieſer Gegenſtände, dem wir hier
unſere Aufmerkſamkeit ſchenken, iſt der gemeine
Schier-

Schierling, Wüthrich, Waſſerſchierling, Giftwüthrich *). Er iſt faſt in ganz Deutſchland einheimiſch, und wird zu den Waſſergewächſen ge=

*) Bey dieſer Gelegenheit bitten wir unſere Leſer, beſonders diejenigen, welche ſich einige botaniſche Kenntniſſe aus unſern Unterhaltungen zu erwerben gedenken, ſich die Mühe nicht verdrießen zu laſſen, das Regiſter des erſten und zweyten Bandes der Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte des Pflanzenreichs zur Hand zu legen, und die etwa nur botaniſchen Ausdrücke aufzuſchlagen, um ſich theils durch eine genaue Beſchreibung, theils durch eine Abbildung in den Stand einer richtigen Vergleichung des Worts, mit der Sache zu ſetzen. Denn eben die erſten zwey Bände unſerer Unterhaltungen aus dem Pflanzenreich, haben den eigentlichen Zweck, die wahre und wiſſenſchaftliche Botanik zu fördern. Die Schirmpflanzen haben unter ſich ſehr viele Aehnlichkeit, und nur gewiſſe kleine, aber ſehr karakteriſtiſche Merkmale ſind es, welche ſie von einander unterſcheiden; ſo die allgemeinen und beſondern Hüllen, das Verhältniß der Schirmſtrahlen, die Blüthen und Afterblüthen u. dgl. m., was eben in jenen Bänden in der Terminologie deutlich und klar vorgetragen worden iſt.

gezählt, weil er feuchte Plätze mehr wie trockene liebt, und deswegen auch mit Erfolg an ſolchen aufgeſucht werden muß. Die Gattung Wüthrich (Cicuta) hat ſowohl allgemeine als beſondere Blumendolden, welche rundlich ſind, und beſteht aus ſehr vielen gleichen Strahlen; die gemeinſchaftliche Doldenhülle fehlt, und die beſondere beſteht aus vielen kleinen borſtenförmigen Blättern. Die Blumen ſind alle fruchtbar und die Blumenblätter ſind ſich an Größe ziemlich gleich. Die Saamen ſind rundlich und gefurcht, und die Griffel bleiben an ihnen auch nach dem Trocknen. Dieſe Art, welche Linne Cicuta viroſa nennt, hat dunkelgrüne, glatte, etwas glänzende Blätter, welche aus drey oder vier länglichen ſchmalen, lanzetförmigen, zugeſpitzten, am Rande ſcharf gezahnten Blättchen zuſammengeſetzt ſind; der Geruch iſt eigenthümlich ſcharf, der Peterſilie nicht unähnlich, aber mit dem Trocknen verſchwindend.

Mangel an botaniſchen Kenntniſſen, läßt dieſen Schierling mit dem Fleckenſchierling, den wir an ſeinem Orte ebenfalls genau beſchreiben werden, oft verwechſeln. Dieſer Giftſchierling (Cicuta viroſa)

gehört zu den giftigſten Pflanzen Deutſchlands, beſonders iſt die Wurzel, welche einer Sellerie-wurzel ihrer knolligen Form wegen gleicht, als der giftigſte Theil der Pflanze anzuſehen. Schneidet man eine ſolche Wurzel von einander, ſo dringt ein Milchſaft aus, welcher zuerſt an der Luft gelb wird, und nach einiger Zeit eine braune Farbe und einen ſehr unangenehmen Geruch annimmt. Der Gebrauch dieſes Schierlings iſt faſt einzig und allein äußerlich, als Pflaſter oder Ueberſchlag, da ſeine Wirkung innerlich genommen, eben ſo giftig als unſicher iſt. Sollte man aus Zufall oder Unvorſichtigkeit eine ſolche Gabe dieſes böſen Krauts in den Magen bekommen haben, daß man Spuren ſtärkerer oder ſchwächerer Vergiftung bemerkte, ſo hat man die Erfahrung gemacht, daß ein Brechmittel, dann ſchwarzer Kaffee, ſo auch Pflanzenſäuren, die eigentlichen Gegengifte des Giftwüthrichs ſind, folglich dem Leidenden ohne Zeitverluſt gereicht werden müſſen.

Der Erdſchierling, Fleckenſchierling, (Conium maculatum), iſt mehr, wie jener Wüthrich, als Arzneymittel angewendet worden, und eine

eine genaue Kenntniß deſſelben, wegen ähnlichen Pflanzen, iſt eine große Nothwendigkeit. Wir ſtellen dieſe Pflanzen hier gleich hintereinander, und verweiſen auf Heynes ſchöne Kupferplatten, die das Weſentliche der unterſcheidenden Merkmale deutlich darſtellen. Bey dieſem Geſchlecht beſteht ſowohl die allgemeine, als die beſondere Blumendolde, aus vielen ausgebreiteten Strahlen; die gemeinſchaftliche Hülle beſteht aus vielen, ſehr kurzen und ungleichen Blättchen; die beſondere Hülle findet ſich aber nur an einer Hälfte und beſteht aus drey Blättchen. Die Blumen haben Blätter von ungleicher Größe, und ſind entweder männlich, folglich keinen Saamen hinterlaſſend, oder Zwitter; der Saame iſt faſt kugelrund, und beſteht aus zwey Hälften, welche mit fünf Streifen bezeichnet ſind.

Dieſe Pflanze hat einen eigenen, betäubenden, widrigen Geruch, den ſpaniſchen Fliegen nicht unähnlich, beſonders wenn ſie halb trocken iſt; läßt man aber dieſes Kraut von gewinnſüchtigen Kräuterweibern einſammeln, ſo darf man ſich durch dieſen Geruch nicht täuſchen laſſen, indem oft nur

eine kleine Menge des wahren Fleckenſchierlings unter andere ähnlichen Kräutern gemengt iſt. Die Blätter dieſes Schierlings ſind aus lanzetförmigen, eingeſchnittenen, glatten Blättchen zuſammengeſetzt, und der Stengel, ſo wie auch die ſtärkern Aeſte, ſind beſonders auf der, dem Lichte oder der Morgenſeite zugewendeten Fläche, purpurroth gefleckt, woher er auch den Namen Fleckenſchierling hat.

Betrachtet man die Wurzel, ſo findet man die größte Aehnlichkeit mit der Peterſilienwurzel, ſie geht ziemlich tief in die Erde, und iſt oben ziemlich dick und mit Faſern beſetzt, unten theilt ſie ſich gewöhnlich in zwey oder mehrere Abtheilungen. Der Geſchmack iſt anfänglich ſüßlich gewürzhaft, dann aber ſcharf und unangenehm. Beſonders iſt zu bemerken, daß der Stengel vollkommen glatt, und ohne eine Spur von Haaren iſt, man bemerkt auch flache Furchen, übrigens iſt er hohl; die Blätter, beſonders die untere, ſind rinnenförmig, das erſte oder obere Paar der Blättchen ſitzt an ganz kurzen Stielen. Die Blumen kommen nicht nur oben an der Spitze der Pflanze, ſondern auch aus den Blattwinkeln hervor. Wir füh-

führen noch diejenigen Pflanzen an, welche oft damit verwechſelt, und aus Unkunde des Pharmazeuten als ganz unwirkſame Pflanzen eingeſammelt und aufbewahrt werden.

Der Knollenkälberkropf (Chærophyllum bulbosum). Die Wurzel iſt dick, kurz und birnförmig; der Stengel ebenfalls roth gefleckt, aufrecht, rund, gegliedert, an den Knoten zwiſchen den Gliedern aufgeſchwollen, an den drey untern Gliedern rauh, beynahe borſtig. Die Blumenſtiele entſpringen aus langen, geſtreiften, mit einem weißen Häutchen verſehenen Scheiden, und ſind ebenfalls rauh. Die Schirme haben keine allgemeine Hülle, und die beſondere Hüllen beſtehen aus vielen lanzetförmigen, hohlen, etwas abſtehenden Blättchen; der Saamen iſt lang halbrund, bräunlich, und mit ſechs gelben Streifen gezeichnet, und die Griffel findet man rückwärts gebogen.

Eine zweyte Pflanze, welche gewöhnlich mit dem Fleckenſchierling vermengt, in die Apotheken gebracht wird, iſt der wilde Körbel (Kärbel) (Chærophillum sylveſtre L.); die Wurzel iſt

dick, weiß, und hat einen nicht unangenehmen gewürzhaften Geruch. Der Stengel iſt gefurcht, und an ſeiner untern Hälfte gewöhnlich haarig, oben hinauf aber glatt; die Blattſcheiden ſind ebenfalls geſtreift, und die daraus entſtehenden Blattſtiele ebenfalls behaart. Die Saamen ſind viel länger als bey dem Schierling, und lanzetförmig.

Die Hundspeterſilie (Aethusa cynapium L.), welche ebenfalls zu den giftigen Pflanzen gezählt wird, wird auch von Unkundigen oft für Schierling eingeſammelt, ſie iſt aber leicht von dieſem zu unterſcheiden, wenn man auf folgende Merkmale ſeine Aufmerkſamkeit richtet. Die Blattſtiele kommen aus geſtreiften, am Ende mit zwey Zähnchen verſehenen Scheiden; die beſondern Hüllen finden ſich nur auf einer Seite, und beſtehen aus drey ziemlich langen, ſchmalen, herabhängenden Blättchen. Wir verweiſen abermals auf Heynes Abbildungen, welcher auch die ausgezeichneten Karakter hat abbilden laſſen. Sonderbar iſt es, daß ſich dieſe Pflanze ſo häufig in unſern Gärten, gerade unter der Peterſilie findet, mit welcher ſie ſo

leicht

leicht verwechſelt, und mit ihr genoſſen, ſehr unangenehme, wo nicht tödtliche Wirkungen auf den menſchlichen Körper hervorbringen kann. Ehe man richtige Kenntniſſe von dem phyſiologiſchen Theile der Botanik hatte, glaubte man ſogar, die Peterſilie könnte zu dieſer Pflanze ausarten, und ſuchte die Urſache oft in eben ſo entfernten, als lächerlichen Einwirkungen und Umſtänden, unter welchen man den Peterſilienſaamen der Erde anvertraute.

Dieſes wären die gewöhnlichen Pflanzen, mit welchen unſer, zwar unter gewiſſen Umſtänden giftiges, aber in der Hand des kenntnißreichen Arztes wohlthätige Conium leicht verwechſelt werden kann und wird.

Man braucht das Kraut des Fleckenſchierlings ſowohl innerlich als äußerlich. Soll es in Geſtalt eines groben oder feinen Pulvers aufbewahrt werden, ſo muß man es, wenn es ſeine Wirkſamkeit beybehalten ſoll, in wohlverſtopften Gläſern aufbewahren. Auch bereitet man von dem friſch gepreßten Safte ein Extrakt oder Dickſaft (Extractum conii ex ſucco), welcher aber jährlich von ge-

gewiſſenhaften Apothekern erneuert werden ſoll. Vorzüglich wirkſam zeigte ſich dieſes Arzneymittel, ſowohl innerlich als äußerlich, bey Scropheln und Drüſenverhärtungen, ſogar bey böſen krebsartigen, offenen und verborgenen Geſchwüren, zeigte es ſich höchſt wirkſam.

Wegen ſeines unangenehmen, mehreren Menſchen unleidlichen Geruches, hat eine gummiharzige Subſtanz den Namen Stinkaſand, ja ſogar Teufelsdreck (Asa foetida) erhalten. Viele Perſonen könnten ſich aber, eben wegen dieſes auffallenden und ſonderbaren Namens, eine ganz andere Vorſtellung von dem Urſprunge dieſes Arzneymittels machen. Nach den Berichten der vorzüglichſten Reiſenden und Naturforſcher aber, iſt die Pflanze, von welcher wir den Teufelsdreck erhalten, in Perſien zu Hauſe, woſelbſt man ſie häufig auf den Gebirgen der Provinzen Korahan und Laar findet. Sie gehört zu den doldenartigen Gewächſen, in die fünfte Klaſſe der zweyten Ordnung des Geſchlechtsſyſtems.

Die Subſtanz ſelbſt, oder der Teufelsdreck hat eine braungelbe, mit roſenroth untermengte Farbe,

hin und wieder mit weißen Körnern eingeſtreut, zuweilen finden ſich auch durchſichtige Stellen in den Maſſen, wie wenn große zerbrochene Mandeln in denſelben eingeknetet worden wären, ein ſolches wird für das beſte gehalten. Der Geſchmack iſt ſcharf und einigermaßen bitterlich, reizend; der Geruch großer Portionen eigenthümlich, den mehreſten Menſchen zuwider; ſehr ausgebreitet und vertheilt, hat er viel ähnliches mit dem Knoblauch.

Um dieſen Saft zu gewinnen, pflegt man den Stamm über der Wurzel abzuſchneiden, worauf ein milchartiger Saft aus der Wunde dringt, welcher dann erhärtet, und von den Bewohnern jener Gegend geſammelt wird. Haben ſie einen Klumpen dieſes Gummiharzes beyſammen, ſo wickeln ſie es gewöhnlich in den Saamen mehrerer Pflanzen ein, oder ſie beſtreuen es mit Sand, laſſen es dann an der Luft austrocknen, und bringen es ſo in Handel.

Sollten unſere Leſer wohl glauben können, daß der Teufelsdreck eine der beliebteſten Würzen der Bewohner von Perſien iſt, und daß man

faſt

faſt keine Speiſe, welche für kräftig gehalten werden ſoll, ohne dieſen die Tafel ſchmücken läßt.

Wir konnten dieſe Pflanze, wegen beſchränktem Raum, hier nicht abbilden laſſen. Sie gehört zu den größten Doldengewächſen, indem ſie eine Höhe von mehreren Klaftern erreicht. Die Blätter, welche unmittelbar mit dem Stiele aus der Wurzel kommen, ſind gefiedert; die Blättchen ſtehen wechſelsweiſe und haben Aushöhlungen. Die Wurzel iſt äußerlich ſchwarz, innerlich weiß, und geht gerade in die Erde.

Der Stinkaſand gehört zu den ältern, ſonſt wie jetzt viel und mit gutem Erfolg gebrauchten Arzneymitteln; die wiſſenſchaftliche Arzneykunde ſetzt ihn mit Recht in die reichhaltige zweyte Abtheilung der eigentlichen Reizmittel, welches ſeine Wirkſamkeit nicht nur über den ganzen Körper verbreitet, ſondern auch auf die Organe der Bruſt und des Unterleibes ſehr auffallende Wirkungen äußert. Zu Klyſtiren, mit Eygelb abgerieben, iſt der Stinkaſand ein herrliches Mittel, welches bey Krämpfen des Unterleibes, hyſteriſchen Anfällen und dergleichen Uebeln, als Hausmittel, alſo auch

ohne

ohne Zuziehung eines Arztes angewendet werden mag. In den übrigen Fällen, wo es in unſern Tagen angewendet wird, und als Stinkaſand wirkt, iſt es immer gut und nothwendig, dem Arzte die Verordnung zu überlaſſen.

Dieſe Fälle ſind: allgemein chroniſche Schwäche, Waſſerſuchten aller Art, Gelbſucht, Verdauungsbeſchwerden, Windſucht, Wurmfieber, Bruſtbeſchwerden, Schleim- und Keichhuſten, auch krampfhafte Zufälle. Das Unangenehme des Mittels für unſere Geruchswerkzeuge macht es nothwendig, daſſelbe mit gewürzhaften Waſſern zu verſetzen, und auch die beliebteſte Form des Patienten zu wählen, in welcher derſelbe etwa ein widriges Mittel nehmen kann.

Auch äußerlich benützt man dieſes Mittel als Pflaſter, zur Zertheilung kalter Geſchwüre, und findet es ſehr wirkſam, bey feuchtem Beinfraße unmittelbar auf den kranken Theil in Pulver geſtreut. Die Doſis iſt von Granen bis zu einem Quentchen.

Mit Vortheil würde man ſich gewiß des Teufelsdrecks bey uns, wie in Perſien, zur Vertrei-

bung der Inſekten bedienen, z. B. der Schnecken, Erdflöhe u. dgl., welche zuweilen mit unerſetzlichem Schaden unſere Gärten und beſonders zarte Pflanzen heimſuchen.

Man hat in einigen Stücken dieſes Arzneymittels, eine Verfälſchung mit eingedicktem Knoblauchſafte vermuthen wollen, und dieſes daraus geſchloſſen, weil man in den Stücken eine helle, durchſichtige Subſtanz antrifft; allein, wahrſcheinlich iſt dieſe Verfälſchung nicht, weil trockner Knoblauchſaft ziemlich hoch zu ſtehen kommen würde, da doch der Teufelsdreck nicht ſo theuer und immer zu bekommen iſt.

Aehnlich dem berühmten Teufelsdrecke in der Form, und dem äußern Anſehen überhaupt, finden wir, den auffallenden verhaßten Geruch abgerechnet, das Ammoniakgummi (Gummi ammoniacum). Es iſt auch, allen Nachrichten zufolge, das Produkt einer doldenartigen Pflanze, welche in Abyſſinien, Lybien und dem mittägigen Aegypten gefunden, und beſonders in der Wüſte Barka zu Hauſe zu ſeyn ſcheint, von woher es auch zu uns gebracht wird.

Wir erhalten dieſes Gummiharz in eckigen, mehr oder weniger zuſammengebackenen Körnern, von verſchiedener Größe; ſchlägt man eine ſolche Maſſe von einander, ſo bemerkt man, daß die Körner weiß, etwas glänzend wie Mandeln ausſehen; je größer die Menge dieſer weißen Körner iſt, für deſto vorzüglicher iſt dieſe Subſtanz zu halten. Der Geruch iſt eigenthümlich nicht gar angenehm, der Geſchmack ſcharf, bitterlich und reizend. Schon durch die Wärme der Hand wird es erweicht, und zu einer pflaſterartigen Maſſe. Im Handel unterſcheidet man dieſes Ammoniak in Körnern (Ammoniacum in granis), welches faſt aus lauter weißen, außen wie mit einem gelben Firniß überzogenen Körnern beſteht, und ein anderes Ammoniak in Broden, (Ammoniacum in panis), und wir werden aus dem Vorherbemerkten leicht einſehen, daß erſteres das Beſte, aber auch ſeltener und theurer iſt, wie letzteres.

Wegen einer wahren Abbildung dieſer wichtigen Pflanze, welche uns dieſes ſchätzbare Arzneymittel liefert, müſſen ſich unſere Leſer mit uns tröſten,

 denn

denn wir beſitzen wirklich noch keine, welche mit Wahrheit vorgelegt werden könnte.

Das Ammoniak gehört deſſen ungeachtet zu den älteſten Arzneyen; denn Vater Hipocrates und Dioſcorides bedienten ſich bereits deſſelben, wie die Schriften dieſer Veteranen hinlänglich beweiſen. Man glaubt den Namen dieſes Mittels von Jupiter Ammon herleiten zu können, deſſen Tempel in dem jetzigen Königreiche Barka in Aſien geſtanden haben ſoll, und den wir wohl mit noch größern Schwierigkeiten, wie unſere Pflanze, daſelbſt finden würden.

Die vorzüglichſten Krankheiten, in welchen es mit gutem Erfolg gebraucht wurde, ſind alle diejenigen, welche von verminderter Thätigkeit der feinern Gefäße herrühren; ſo beſonders bey allen Arten der Waſſerſucht, Krankheiten, welche dem weiblichen Geſchlechte nur eigen ſeyn können, und von einer Unterdrückung gewiſſer nothwendiger und naturgemäßer Ausſonderungen herrühren; in der Hypochondrie, ja ſogar bey Wahnſinn, iſt dieſes Mittel mit gutem Erfolg angewendet worden. Beſonders aber hat ſich dieſes Gummiharz

in Bruſtbeſchwerden, welche von Schwäche herrühren, zu jeder Zeit höchſt wirkſam gezeigt, ſo auch gegen Gelbſucht. Aeußerlich wird es gern zur Zertheilung kalter Geſchwülſte und Waſſeranſammlungen in Theilen und an Orten des Körpers gebraucht, wo dieſe nicht hingehören. Ehemals war es ein berühmtes, aber ziemlich grauſames Mittel gegen den Böſen- oder Erbgrind. So leicht auch dieſes Mittel in ſeiner Anwendung iſt, und ſo wenig Gefahr bey ſeinem vorſichtigen Gebrauche, zu Granen bis zu einem Quentchen täglich, seyn möchte, ſo iſt es doch gut, wenn man noch keine beſondere Erfahrungen darüber geſammelt hat, es lieber in den Händen des Arztes zu laſſen, und ohne dieſen es nicht zu gebrauchen.

Seit ungefähr 60 Jahren kennen wir eine Subſtanz, welche unter dem Namen Kino, Kinogummi (Kino) bekannt wurde, von welcher wir leider! die Mutterpflanze, wie mehrerer Droguen des Innern von Afrika, nicht kennen, ſo viel Mühe ſich auch die Naturforſcher deswegen gegeben haben. Den erſten Bericht von dieſem wirkſamen Heilmittel liefert uns der berühmte Forthergill,

nach-

nachdem ihn ein engliſcher Arzt, Namens Old-field, darauf aufmerkſam gemacht hatte.

Das Kinogummi oder Harz iſt eine völlig geruchloſe, harte, etwas ſpröde Maſſe, leicht zerreiblich, dunkel-ſchwärzlichroth, etwas ins Braune ſich neigend, auf dem Bruche zeigt ſie ſich ziemlich glänzend, mit kleinen Zellen und Löchern durchſetzt; die Außenſeite enthält deutliche Eindrücke von Schilfblättern, bisweilen auch noch anhängende Stückchen derſelben. Zwiſchen den Zähnen eine Zeitlang gekaut, theilt es dem Speichel eine bräunlichrothe Farbe mit, wird erweicht und aufgelöst. Waſſer löst mehr als Weingeiſt davon auf, woraus ſich ſeine mehr gummiartige, als harzige Beſchaffenheit ergiebt. Auch bemerkt man, durch ſtarkes Erwärmen am Feuer, kein mit einer Flamme begleitetes Verbrennen, ſondern es verglüht, wie jede andere gummige Subſtanz, und läßt eine graue Aſche zurück. Man erhält das Kino gegenwärtig nicht mehr ſo ſchön wie anfänglich, und kaum iſt dieſes dem beſchriebenen gleich, was uns gegenwärtig der Handel darbietet, es iſt minder lösbar im Waſſer, viel feſter, mit erdigen

gen Theilen vermengt, und dunkler von Farbe. Man zählt es zu den zuſammenziehenden, ſtärkenden Mitteln, welches in der Heilkunde völlig entbehrlich iſt, weswegen man ſich wundern muß, wie es in den Arzneyſchatz, welchen die preußiſche Pharmakopöe angiebt, aufgenommen werden konnte, da doch bekannt iſt, daß wiſſenſchaftliche Männer die Begründer dieſes Buches waren.

In der Technik hat man noch keine Anwendung von dieſem Mittel gemacht; es wäre aber zu vermuthen, daß man vielleicht in der Färberey etwas damit bezwecken könnte, da es mit Eiſen einen ſchwarzen Niederſchlag giebt; ſo wie wir auch neulich von dem Katechuſafte, von welchem wir ſogleich handeln werden, in der Zitzdruckerey Vortheile gezogen haben. Die Pflanze, von welcher dieſe Subſtanz gewonnen wird, iſt uns unbekannt.

Wichtiger iſt uns die längſt bekannte Katechu, oder der Katechuſaft, welcher anfänglich ſeines Bekanntwerdens, ſeiner trockenen und zerreiblichen Beſchaffenheit wegen, auch wohl Katechuerde, japoniſche Erde (Terra Catechu, Terra japonica) genannt wurde. Es iſt eigentlich der bis

zur

zur völligen Trockne verdunſtete Saft des Holzes der ſogenannten Katemimoſe. Die Farbe iſt bräunlich-ſchwarz; gewöhnlich haben die Stücke, einem noch daran befindlichen Bodenſatz gleichend, einen hellgelben oder nanquinfarbenen Streif. Von der Pflanze, welche uns die Katechu liefert, ſind wir nicht ſo glücklich, unſern Leſern eine treue Abbildung zu liefern.

Man iſt auch noch nicht völlig darüber einig, aus welchem Theile der Pflanze unſer Katechu bereitet wird, einige behaupten aus der Frucht, andere aus dem Holze, und noch andere laſſen die ganze Pflanze zu dieſem Zweck benützen. Ja einige, beſonders ältere, behaupten ſogar, daß es der Saft der unreifen Frucht einer Palmenart ſey, welche Katechupalme (Areca catechu) genannt wurde; allein, daß dieſe Palme Katechu heißt, iſt noch kein Beweis, daß der Saft, den wir eben beſchreiben, davon herrühren müſſe, beſonders da in der bengaliſchen Sprache Chu und Catechu überhaupt einen Saft bedeutet.

Die Katemimoſe ſoll ein niedliches Bäumchen ſeyn, wie überhaupt das ganze Geſchlecht der

Mi-

Mimoſen ſehr angenehm iſt; es gehört in die erſte Ordnung der drey und zwanzigſten Klaſſe; die Rinde iſt ſchuppig, dick, und unter dieſer befindet ſich ein weißer Splint, dem gegen den Kern hin, ein braunes ſehr feſtes Holz folgt; eben aus dieſem Holz wird, nach möglicher Zerkleinerung, der Katechuſaft, durch mehrmaliges Auskochen mit Waſſer und Verdunſten der Feuchtigkeit in irrdenen Töpfen, und zuletzt an der Sonne ausgetrocknet, gewonnen. Die größte Menge des Katechuſaftes wird im Reiche des großen Moguls, beſonders in der Landſchaft Cahor bereitet, doch kömmt auch eine nicht unbedeutende Menge aus Malabar, Surate, Pegu u. a. O. m. Aechtes Katechu klebt nicht an die Zunge, wenn es eine Zeitlang damit in Berührung gehalten wird, vielmehr löst es ſich vollkommen im Munde auf, hat anfänglich einen zuſammenziehenden, dann einen etwas ſüßlichen Geſchmack. Es muß ſich faſt in jeder Flüſſigkeit, Oel ausgenommen, auflöſen. In einem Tiegel dem Feuer ausgeſetzt, verbrennt die Katechu faſt gänzlich mit Zurücklaſſung einer kleinen Menge Aſche.

In der Arzneykunde braucht man den Katechuſaft als ein zuſammenziehendes Mittel in kleinen Gaben, beſonders bey örtlichen Erſchlaffungen der Eingeweide, gegen hartnäckige Durchfälle, bey Blutflüſſen und andern ſchwächenden Ausſonderungen, beſonders ſolchen, welche nach ſtarken Anſtrengungen zu erſcheinen pflegen.

Beſonders iſt der äußerliche Gebrauch des Katechu, bey Schwäche des Zahnfleiſches, erſchlafftem Zäpfchen, hartnäckigen Halsgeſchwüren und dergleichen ſehr zu empfehlen. Mehrere Aerzte verſichern jedoch, daß es vor dem Walnußextrakte, welches uns das deutſche Vaterland in Menge liefern kann, keinen beſondern Vorzug verdiene. Für die Technik iſt aber dieſe Drogue in den neuern Zeiten wichtig geworden; man erzeugt damit eine vortreffliche braune Farbe, in andern Farben, wo man durch die gewöhnlichen Mittel kein Braun erzeugen kann, beſonders wendet man es bey der kunſtreichen Kattundruckerey an.

Unſere Leſer werden auch wohl die ſchwarzen Perlen und Paſten kennen, welche unter dem Namen, türkiſche Perlen und Paſten aus

dem

dem Serail, durch den Handel zu uns gebracht werden. Dieſe beſtehen aus dem Katechu, welcher mit wohlriechenden Subſtanzen vermiſcht, dunkler gefärbt und verſchieden geformt worden iſt.

Zu den minder gebrauchten, und beynahe vergeſſenen Schirmblumen, der fünften Klaſſe der zweyten Ordnung, gehören noch der Durchwachs (Bupleurum rotundifolium), welchen unſere verehrten Leſer auf der Tab. XI. des dritten Bandes Fig. 106 abgebildet finden. Er hat runde braune Stengel, welche von den eyrunden Blättern, die völlig geruchlos ſind, umgeben ſind. Man ſammelt in den Apotheken das Kraut (Herba Perfolii), noch ſeltner den Saamen.

Die kretiſche Möhre (Athamanta cretensis), ſie zeichnet ſich durch einen angenehmen Geruch aus, und findet ſich auch in Deutſchland auf hohen Gebirgen. Der Saame war offizinell (Semen dauci cretici).

Die Bergpeterſilie ſpielte eine große Rolle in der Medizin, und wurde als ein ganz vorzügliches Bruſtmittel, in Bluthuſten, alten Katarrhen u. d. g. empfohlen. Linne nennt dieſe

Pflanze Athamanta oreoselinum; man ſammelte von ihr Kraut (Herba oreoselini), und Wurzel (Radix oreoselini).

Haarſtrang (Peucedanum officinale L.), mag wohl in manchen Fällen kein unwirkſames Mittel ſeyn; allein, es iſt dennoch mit Recht verworfen, weil unſere Angelika gewiß ſicherer und kräftiger wirkt, man ſammelte die Wurzel (Rad. peucedani).

Der Weißenzian (Laserpitium latifolium L.), das Seſelkraut (Laserpitium siler L.), der Bartſch (Heracleum spondylium L.), Liebſtöckel (Ligusticum Levisticum L.), die mazedoniſche Peterſilie (Bubon macedonicum), der kretiſche Ammey (Sison Ammi), wovon man einen kleinen eyförmigen, grauen, tiefgefurchten Saamen, der einen ziemlich ſtarken und angenehmen Geruch beſitzt, in den Apotheken aufbewahrt (Semen ammi cretici). Man nennt ihn auch Herrenkümmel, Mohrenkümmel und Alexandriner Saamen, was ſeinen Bezugsort bezeichnet.

Der römiſche Kümmel (von Cuminum Cyminum L.), iſt auch faſt vergeſſen, doch wird er noch hin und wieder verlangt, und als Hausmittel gegen Mutterbeſchwerden (Hyſterie) und Blähungen gebraucht. Er wächst in Aſien wild, wird aber auf den Inſeln des mittelländiſchen Meers auch angebaut. Die Saamen (Semen Cumini) ſind gebräuchlich, und werden auch Mutterkümmel genannt.

Der Bärfenchel (Aethusa Meum), findet ſich in hochgebirgigen Gegenden, man brauchte die Wurzel (Radix Mei), und ſagte, daß ſie die Geburt der Thiere erleichtere, zu welchem Zwecke ſie auch von den Thierärzten angewendet wird.

Meiſterwurz (Imperatoria ostrutium), gehört auch hierher.

Unter den Doldengewächſen zählen wir auch mehrere Gewürze und Küchenkräuter, welche an ihrem Orte gewürdigt, und ſehr viele derſelben abgebildet wurden, ſo:

Der Koriander (Coriandrum sativum), Band III. Tab. XI. Fig. 108.

Der Körbel (Scandix cherefolium).

Paſtinak (Pastinaca sativa), Band III. Tab. LV. Fig. 159.

Dill (Anethum graveolens).

Fenchel (Anethum foeniculum), Band V. Tab. LIV. Fig. 102.

Kümmel (Carum Carvi).

Anis (Pimpinella anisum).

Peterſilie (Apium petroselinum), und Sellerie (Apium graveolens), dieſe möchten es ſeyn, die auch in einer Ueberſicht arzneylicher Pflanzenkörper gefunden werden müſſen.

Wir treffen noch unter den Doldengewächſen viele wichtige an, die, ſo alt ſie auch ſeyn mögen, dennoch unentbehrlich in den Apotheken geworden ſind, ſo der Waſſerfenchel (Phellandrium aquaticum L.). Das Geſchlecht zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus, die beſondere Hülle iſt ſiebenblättrig, und ſo lang als die Döldchen, die Blüthen ſind gegen die Mitte zu kleiner,

der Saame iſt eyförmig, glatt, gekrönt. Dieſe Art hat ſparrige Blätter, und liebt feuchte Plätze.

In den neuern Zeiten wurde ſie ganz vorzüglich gegen Skrofeln der Kinder, bey Flechten, und auch bey Krämpfen im Unterleibe nicht ohne Nutzen angewendet. Gleichgültig iſt der Gebrauch des Saamens, als der offizinelle Theil keinesweges; auch hat man dafür zu ſorgen, daß der rechte Saamen eingebracht werde, und daß man des Einſammeln nicht unwiſſenden Kräuterweibern überlaſſe, damit nicht der Saamen des Waſſerſchierlings oder Wüthrichs dafür eingeſammelt werde, welcher fürchterliche Zufälle im menſchlichen Körper hervorbringt, und ſelbſt ſchon in kleinen Gaben ein Gift iſt, beſonders bey zarten Kindern.

Linne machte die Bemerkung, daß von dem Roßfenchel, wie das Phellandrium auch genannt wird, die Pferde, wenn ſie ihn fräßen, des Todes würden; er ſchrieb es aber ſpäterhin mehr einem Käfer zu, welcher ſich in den Stengeln desſelben aufhielte. Dem ſey nun wie ihm wolle,

ſo verdient doch die Sache Aufmerkſamkeit. Wer den Waſſerfenchel ſuchen will, der muß ſich an ruhige, wenig beſuchte Weiher begeben, oder auch an ſanft fließende Bäche und Flüſſe.

Berühmt durch ihre ſpezifiſche Wirkung gegen Halsentzündungen, wenn ſie nicht von zu großer Erregbarkeit, ſondern mehr von Schwäche herrühren, hat ſich die weiße Bibernelle, Pimpinelle oder Steinpeterſilie gemacht. Das Geſchlecht (Pimpinella) zeichnet ſich dadurch aus, daß die Blumen der jüngern Pflanzen nickend, und die Blättchen der Blumen eingebogen ſind, die Griffel ſind gerade, und haben eine faſt kugelförmige Narbe, der Saamen iſt klein, eyförmig, länglich, nach oben etwas verjüngt, und mit fünf erhabenen Streifen verſehen. Dieſe Art, die gemeine Steinbibernelle (Pimpinella saxifraga), hat einen geſtreiften Stengel, die Blätter ſind gefiedert, die Wurzelblätter faſt rund und ſcharf gezahnt, die Stengelblätter doppelt gefiedert und ſtark geſchlitzt, die Einſchnitte linienförmig und ſpitzig.

Sie

Sie findet ſich überall in Deutſchland, auf Waldhügeln, trockenen Wieſen und Triften, die Wurzel muß im Frühjahre eingeſammelt werden, zu welcher Zeit ſie ſehr gewürzhaft iſt, und einen ganz beſondern ſeifenartigen, dabey aber ſcharfen Geſchmack und einen angenehmen Geruch beſitzt. Mit Vorſicht benutzt man ſie beym ſchleimigen Aſthma und in Bruſtbeſchwerden, doch rathe ich vorſichtig damit umzugehen, und ſie mit ſüßen Mitteln, wie Eibiſchſyrup und Roſenhonig, zu verſetzen, weil ſie ſonſt oft ſehr ſtarken Huſten herbeyführt.

In den Apotheken bereitet man ganz vorzüglich mit Weingeiſt eine Tinktur daraus (Tinctura pimpinellæ albæ), welche ein faſt allgemein gebrauchtes Mittel in manchen Gegenden geworden iſt.

In den ältern Zeiten benutzte man ſie gegen Stein und Grieß, wider anſteckende Krankheiten und genoſſenes Gift, Schwäche des Magens und des Darmkanals, auch heilte man die hartnäckigſten Krebsgeſchwüre und andere Wunden damit. Ja man wendete ſie gegen verſteckte Geſchwüre,

Beulen und Geſchwülſte an. Gegenwärtig ſcheint ſie aber dieſe Uebel nicht mehr zu heilen.

In keiner Wiſſenſchaft giebt es ſo viele, und ſo einflußvolle Irrthümer, als in der Medizin. Die Menſchen eines jeden Zeitalters ſind hier Zeugen, von dieſer oder jener vorherrſchenden Meynung geweſen, und ein jeder, der das beobachtet, was in ſeiner kurzen Lebensperiode vor ihm vorbeyeilt, macht die Bemerkung, daß die Medizin, welche am wenigſten unter allem menſchlichen Handeln und Treiben, der Mode unterworfen ſeyn ſollte, dieſes gerade am allermehrſten iſt. Oft glauben wir die Arzneykunde auf einem wirklich ſchönen wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte zu erblicken, auf einmal ſtürzt die gefeyerte Göttin wieder herab in ihr unbehagliches Dunkel, und reißt alles Bezughabende mit ſich hinab; lange Zeit bedarf es dann, um wieder eine helle und deutliche Spur zu finden, und wenn dieſe auch wirklich vorhanden iſt, ſo ergreift diejenigen, die ſie verfolgen und betreten wollen, oft ein nicht geahndeter Schwindel, nach deſſen Verſchwinden ſie ſich in tiefer Nacht erblicken, und leider! dabey vorgeben, ſie wandelten im

hell=

hellſten Licht. Die Schule der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, brachte die Medizin auf eine edle Stuffe der Vollkommenheit; eine reine geſunde Logik leitete überall den jungen und ältern wahren Arzt am Krankenbette, man trennte richtige von falſchen Beobachtungen, und ſichtete den alten Kram der Arzneymittel mit unwiderſprechlicher Einſicht, Wiſſenſchaft und Sicherheit. Aber bald ſchwand der ſchöne helle Tag, deſſen Morgenröthe zweytauſend Jahre lang vorangegangen, und deren Dämmerung ſich im Verlaufe dieſer langen Periode hin und wieder hatte blicken laſſen. Jetzt iſt es wieder anders geworden, ſeit einigen Jahren wollen wir nichts mehr mit der edeln, hehren Göttin der beſſern Medizin zu ſchaffen haben, ſelbſt die, die einſt ihre edelſten Prieſter waren, verläugnen ſie und fangen an einen Götzen zu verehren, den ſie nicht kennen, einem Phantom zu folgen, das ſie in die Schluchten der tiefſten Verachtung führt, dieſes Phantom nennt man Magnetismus, Somnambuliren, Hellſehen. Frank, Borhave, Stahl, Haller, van Switen, Gaubius, und alle verehrten Veteranen und eigentlich mediziniſche Hellſeher, werden in

 die

die Ecke geworfen, und ſich über Krankheiten, ihre Formen und Heilmethoden bey ganz andern Leuten Rath geholt; betrunkene Magiſter, Tüncher und Mörtelbuben, Kellner aus Wirthshäuſern, verliebte Damen und feile Dirnen, durch die oft ſo manche andere Zwecke auch erreicht werden, ſind die Orakel geworden; der erſte Lehrer auf der Univerſität ſcheut ſich hin und wieder nicht, mit ſolchem Geſindel im Rapport zu ſtehen, das heißt: mit ihm eine ſolche Vereinigung einzugehen, daß ſie auch, im Falle beyde wahnſinnig würden, dennoch belehrend für ihre Umgebungen ſeyn könnten. Wir halten aber mit einem berühmten Schriftſteller dafür, wo keine Würde iſt, da iſt auch keine Vernunft, und müſſen uns billig wundern, daß Leute, wie der Tüncher Auth mit ſeinen Profeſſoren, nicht ſogleich herauskriegen, wer dieſer oder jener Anonymus iſt, der dieſes oder jenes Wahre, aber natürlich für ſolche Leute Bittere, hier oder da geſagt hat, da doch der Tüncher Auth die hartnäckigſten Krankheiten als Somnambule heilt, die zweckmäßigſten Mittel vorſchlägt, die dem erſten praktiſchen Arzte nicht eingefallen wären, und die ihm natürlich auch nicht einfallen, wenn er

eben

eben nicht ſomnambul iſt, da er außer dieſem von der Medizin gar nichts verſteht, als daß ohngefähr der Mörtel einer Salbe gleich ſieht.

Meine verehrten Leſer werden ſagen: das ſind harte Worte, aber wenn er Wahrheit ſpricht, wie es ſcheint, ſo macht es uns doch Unterhaltung, und zieht uns einigermaßen aus dem Zweifel, was wir über den Magnetismus denken ſollen, da wir keine Eingeweihten in der Medizin ſelbſt ſind.

Wenn es einem oder dem andern einfallen ſollte, mich wegen meiner Keckheit, daß ich mich unterfange, in einem allgemein beliebten und viel geleſenen Buche ſo etwas zu ſagen, zu tadeln, der denke, daß es beſſer ſey, wenn er es ſeinem Intereſſe angemeſſen findet, an der Hand der Somnambulen einherzutreten, zu ſchweigen, als gegen mich zu Felde zu ziehen, und wohl eingedenk zu ſeyn des Sprichworts: si tacuisses philosophus mansiſses. Wer mich kennt, wird wiſſen, daß ich mich nicht einmal für einem wachenden, vielmehr für einem ſomnambulen Feind zu fürchten gewohnt bin.

Man

Man könnte fragen: wie der Verfaſſer dieſer Unterhaltungen aus dem medizinischen Pflanzenreiche, auf den Magnetismus und das ihn begleitende Geſchwader komme, und ahnden, daß die Gelegenheit geſucht ſey; allein, es wird klar werden, ſobald man dieſe Abhandlung über eine berühmte und neulich wieder hervorgeſuchte Wurzel geleſen hat.

Auf der Tab. XXVII. ſehen wir eine niedliche Pflanze, die uns der neuere Forſchergeiſt der Botaniker, in ſeiner wahren Geſtalt aufſuchte und kennen lernte. Es iſt die Ninſingpflanze, und zwar die Pflanze Fig. 34. und Fig. 35 die Wurzel, beyde in natürlicher Größe, *a* eine vergrößerte Blume, *b* die durchſchnittene Frucht. Man gab dieſer Pflanze eine Menge anderer Namen, wie Niſi, Jenſing, Ninſin, Genſing, Zingin, Ginſem, und Som, alle, wie es ſcheint, chineſiſchen oder japaniſchen Urſprungs, Linne nannte ſie Sium ninsi, zählte ſie alſo zu dem bekannten Geſchlecht Sium, wohin ſie aber nicht gehört, ſondern ein eigenes Ginsing ausmacht, und wohl mit Recht Ginsing japanicum genannt werden könnte.

Als

T. XXVII.

Als Handelsartikel erhalten wir unter dieſem Namen, eine gelbe, etwas ins ſchmutzig braun gefärbte, und durchſichtige, fingerlange, gewöhnlich in zwey, ſelten in drey Theilungen auslaufende Wurzel, von ſüßlich mehligem Geſchmacke, und ohne allen Geruch, von ihrer Rinde getrennt, aus China. Die Einwohner jenes Wunderlandes müſſen ſie noch ſtark gebrauchen, und ſie muß auch ſelten ſeyn, denn die ächte Ninſingwurzel iſt immer noch ſehr theuer, ehedeſſen koſtete ein Quentchen einen Dukaten, gegenwärtig das Pfund etwa 40 fl.

Es iſt außerordentlich, was man mit dieſer Wurzel alles zu machen und kuriren zu können vorgab. Alle Krankheiten wichen, ſobald man ſie in Wein geweicht, und darüber getrunken hatte; Perſonen, die bereits ſo ſchwach waren, daß ſie nicht mehr trinken konnten, wurden damit beſtrichen; Greiſe wurden nach ihrem Genuſſe mit Jünglingskräften gerüſtet, und eilten friſch weg mit der Neuvermählten ins Ehebette; alte Damen wurden wieder jung, und ihre Reize entfalteten ſich zum zweyten= oder drittenmale an der Toi=

lette,

lette, auf welcher unſere Wunderwurzel nicht fehlte. — Aber leider! hat die rächende Göttin dieſe Gaben von ihr genommen, und ſie iſt zu einer gemeinen Wurzel, die höchſtens noch einigen Nahrungsſtoff geben könnte, erniedrigt worden; Schade, ewig Schade!

In die fünfte Klaſſe, in die zweyte Ordnung gehört auch noch der Sanikel (Sanicula europæa L.). Das Geſchlecht zeichnet ſich dadurch aus, daß die Dolden ſehr gedrängt ſind, und eine beynahe kopfförmige Geſtalt haben, die Saamen haben hackenförmige Borſten. Die Art, welche die einzige in Deutſchland iſt, hat im Kreiſe ſtehende Wurzelblätter, welche 5 — 7 lappig ſind, und die Blumen ſitzen in kopfförmigen Dolden. Sie wird etwa einen und einen halben Fuß hoch, und hat einen einfachen Stengel; die Wurzel iſt außen braun, innen weiß, und an den Zähnen der Blätter bemerkt man Wimper. Man ſammelt ſowohl das Kraut als die Wurzel, und trifft ſie ganz vorzüglich auf ſchattigen Waldplätzen und Waldwieſen an. Sie gehört zu den gelind reizenden, zuſammenziehenden Mitteln, und

ehe-

ehedeſſen rühmte man ganz vorzüglich den Saft, als ein herrliches Wundmittel. Der Grund der Wirkſamkeit bey äußern Verletzungen, mag wohl in der gelinde zuſammenziehenden Kraft liegen.

Der Opopanax iſt ein altes Mittel, welches auch wieder neuerlich in der berühmten preußiſchen Pharmakopöe aufgenommen worden iſt. Die im Handel unter dieſem Namen vorkommende Drogue, iſt ein Gummiharz von gelblicher innen mehr weißlicher Farbe, etwas klebrig, und erſcheint in größern oder kleinern zuſammenklebenden Maſſen oder Körnern; der Geſchmack iſt etwas ſcharf, bitter und ſtark gewürzhaft. Die Pflanze, von welcher wir den Opopanax erhalten, gehört zu dem Geſchlechte der Paſtinaken (Pastinaca opopanax L.), und iſt ſowohl im Orient, als in Amerika zu Hauſe.

Die Waare ſelbſt wird durch Ritzen des Stengels, gleich über der Wurzel erhalten, aus welchem Ritze dann der Saft austritt und verhärtet. Es gehört zu den anhaltend reizenden Mitteln, wird aber ganz vorzüglich zu anhaltend reizenden Pflaſtern äußerlich verwendet. Einige Aerzte hal-

ten es neben dem Ammoniak und Galbanum für entbehrlich.

Das Galbanum, Gummi-Galbanum (Gummi galbanum), erhalten wir ebenfalls von einer in den wärmern Gegenden der Welt einheimiſchen Schirmpflanze, welche Linne Bubon galbanum nennt. Die Subſtanz beſteht aus gelblich weißen Erbſen und Haſelnuß großen, etwas durchſcheinenden Körnern, welche entweder für ſich aneinander geklebt, oder mit einer etwas weichern Maſſe verbunden, wie ein Kitt oder Mörtel zuſammengebacken ſind. In der Kälte iſt es zerbrechlich, in der Wärme wachsartig, weich und zähe, es hat einen ſcharfen Geſchmack, und unangenehmen ſtarken Geruch. Man gewinnt es auf die nämliche Art, wie das vorhergehende Opopanax.

Man hat mehrere Sorten des Galbanumharzes, welche ſich durch ihre Reinheit von einander unterſcheiden; jemehr von denen beſchriebenen Körnern, und je weniger von der dieſe zuſammenkittenden Maſſe vorhanden, deſto beſſer iſt es, und um ſo theurer ſteht es im Preiſe.

Man

Man macht aus dem Galbanum eine Tinktur mit Weingeiſt (Tinctura galbani), ſo wie es zu einigen Zuſammenſetzungen zu Pillen u. d. gl. verwendet wird. Der ſtärkſte Verbrauch aber iſt zu Pflaſtern, beſonders zu dem Galbanumpflaſter (Emplastrum de galbano crocatum). Es gehört zu den reizenden krampfſtillenden Mitteln, und wird vorzüglich auch in Mutterbeſchwerden und dergl. gebraucht. Auch bereitet man ein ätheriſches Oel aus dem Galbanum, welches in die preußiſche Pharmakopöe aufgenommen worden iſt.

Die gelbe Rübe (Daucus carotta L.) iſt bereits bey den Gemüſearten ſchon abgehandelt worden, wohin ſie auch mehr als hierher gehört.

Eine ganz vorzügliche deutſche Pflanze, deren Geſchlecht ſehr weitläuftig iſt, iſt das, wohin der gelbe oder rothe Enzian (Gentiana lutea L.) gehört. Die Gentianen zeichnen ſich durch folgende Merkmale aus: die Blumenkrone iſt mehr oder weniger trichterförmig, fünf- bis ſiebenſpaltig, die Saamenkapſel einfächrich und zweyklappig. Der gelbe oder gemeine Enzian hat fünfſpaltige Blumenkronen, welche radförmig ſind, und in Quir-

len um die Stengel ſtehen, die Kelche bilden eine Art von Blumenſcheide. Tab. XXVIII. Fig. 36 finden wir dieſe ſchöne Pflanze abgebildet: *a* die Blüthe, *b* die Saamenkapſel, *c* die durchſchnittene Saamenkapſel.

Eine ſehr ſchöne Pflanze, welche wohl verdiente, als Zierpflanze in unſern Gärten gezogen zu werden. Sie findet ſich ganz vorzüglich auf Alpen. Herr Prof. Schultes hat die Bemerkung gemacht, daß unwiſſende Kräuterſammler für dieſe die Wurzel der weißen Nießwurz zu einer Zeit einſammeln, zu welcher ſich erſt die Blätter entwickelt haben, welches um ſo möglicher iſt, da dieſe Pflanzen dann viel Aehnlichkeit miteinander haben; ſo ſehr auch dieſe Bemerkung widerſprochen werden mag, ſo wird doch derjenige, der die jungen Austriebe beyder Pflanzen auf den Alpen ſelbſt geſehen hat, nicht an der Möglichkeit zweifeln, und es iſt in allen Theilen der Pharmazie Vorſicht nothwendig, ganz vorzüglich aber bey dem Einſammeln der Kräuter, und einem Apotheker, der keine gründlichen botaniſchen Kenntniſſe beſitzt, fehlt ein ganz vorzüglicher Theil der ihm nothwendigen Wiſſenſchaften.

Der

T. XXVIII.

Der Enzian gehört, wie faſt ſein ganzes Geſchlecht, zu den rein bittern Mitteln; er wird alſo bey Magenſchwäche, Hypochondrien, Leiden im Unterleibe und dergl. Zufällen häufig benutzt.

In den Apotheken bewahrt man von dieſem die Wurzel (Rad. gentianæ rubræ) auf, woraus man Pulver, Extrakt und Tinktur macht; es hat ſich die Gentiana auch unter das Volk verbreitet, welches einen bittern Magenbranntwein mit Hülfe derſelben verfertiget.

In manchen Gegenden der gebirgigen Schweiz iſt dieſe Gentiana ſo häufig, daß man ſie in Menge einſammeln kann. Man benutzt ſie dann zur Erzeugung eines Geiſtes oder Branntweins, indem man ſie zerſchneidet, mit Waſſer übergießt, in Gährung ſetzt, und abdeſtillirt, oder, wie aus Getreide und Kartoffeln, Branntwein daraus zieht, den man Enzian=Branntwein nennt, der aber größtentheils im Lande ſelbſt konſumirt wird. Er hat einen eigenthümlichen, etwas bittern Geſchmack, und einen nicht unangenehmen Geruch.

Außer dieſer und der eben folgenden Enzian-Art, waren noch einige ehedeſſen im Gebrauche, wel-

welche aber gegenwärtig ganz vergeſſen worden ſind, ſo z. B. der blaue Enzian oder blaue Terat (Gentiana pneumonanthe L.). Sie hat ebenfalls eine fünfſpaltige Blumenkrone, welche glockenförmig iſt, die Blätter ſind lanzet=linien=förmig und ſtumpf. Man findet ſie auf naſſen Wieſen und ſchlecht gehaltenen Aeckern.

Eine kleine, ziemlich bekannte bittere Pflanze ſtößt uns hier noch auf, und zieht durch ihre lieb=liche rothen Blüthen unſere Aufmerkſamkeit bey einem Spaziergange auf ſich. Es iſt das Tau=ſendgüldenkraut. Woher mag wohl dieſes liebe Pflänzchen, dieſen bedeutungsvollen und viel=verſprechenden Namen erhalten haben? wahr=ſcheinlich durch die großen Kräfte, welche dieſe Pflanze in ſich vereinigen ſoll, und wie Mancher gäbe nicht tauſend und mehr Gulden, für die Wiedererhaltung verlohrener Geſundheit. Man nennt dieſe Pflanze aber auch, eben wegen ihrer ſtarken Bitterkeit, Erdgalle, ſo auch rother Quirin und Laurin, eigentlich Tauſendgülden=enzian (Gentiana centaurium L.). Er gehört alſo in die zweyte Ordnung der fünften Klaſſe, und

und iſt eine jährige Pflanze, welche oft ſehr häufig, beſonders auf trockenen Wieſen und an den Rändern der Wälder, angetroffen wird. Die Blumenkrone iſt einblättrig und röhrenförmig, die Kapſel ſpringt mit zwey Schaalenſtücken auf, iſt aber nur einfächrich. Dieſe Art hat einen einfachen, geraden, etwa einen Schuh hohen Stengel, mit röthlichen Blümchen an ihren Spitzen, die ſich dann gabelförmig theilen, und einen flachen Strauß bilden; die Blätter ſind eyförmig, gegeneinander über ſitzend; von dem Grunde der Blätter aus laufen feine hautartige Theile abwärts, welche dem Stengel eine beynahe viereckige Beſchaffenheit geben.

Man ſammelt das Kraut zu der Zeit, wenn ſich die Blüthen entwickeln, und trocknet es, oder bereitet eine Art Extrakt davon, welches ſich ebenfalls durch ſeine Bitterkeit auszeichnet. Auch wird dieſes Kraut zu bittern Magenweinen benützt, wie überhaupt mehrere ſeiner Art.

Noch gehören hierher: das Schwalbenkraut oder die Schwalbenwurzel (Asclepias Vincetoxicum), das Bruchkraut (Herniaria glabra), der Schmerbel (Chenopodium

bonus

bonus Henricus), die **Ulme** (Ulmus campeſtris) von welchem man die innere Rinde ſammelt, und der **Mangold** (Beta vulgaris); alle dieſe Pflanzen haben aber ihre Rolle als Arzneymittel größtentheils ausgeſpielt, und werden nur noch als Probſtücke vorräthig gehalten.

Eine Art Chenopodium oder Gänſefuß, unter dem ungeeigneten Namen **Traubenkraut**, hat noch einige Rechte unter den Arzneymitteln, als ein ſtärkender, angenehm zu genießender Thee beyzubehalten. **Linne** nennt es Chenopodium Botris, ſo hat man auch noch eine Meldenart, welche gegen die Würmer angewendet wurde, und deswegen auch den Namen Wurmmelde führt (Chenopodium anthelminticum L.).

Die fünfte Klaſſe zählt auch in ihren übrigen Ordnungen noch einige Arzneypflanzen.

In die dritte Ordnung derſelben gehören: der bereits abgehandelte **Gerberbaum** oder **Sumach** (Rhus coriaria), nebſt noch einigen andern Arten dieſes Geſchlechts; ſo der **Kopalbaum** (Rhus copalinum), welcher ein in allen Flüſſigkeiten, ohne beſondere Vorbereitung, faſt unauflösbares

Harz

T. XXI

lösbares Harz liefert, welches ehedeſſen als Wundmittel angewendet wurde, gegenwärtig als ſolches aber gänzlich außer Gebrauch gekommen iſt. Aus dem Kopal bereitet man aber ſehr ſchöne und dauerhafte Fürniſſe, indem man denſelben vorher mit einer kleinen Menge Terpentin ſchmelzt, und dann in Spicköl oder gereinigtem Terpentinöl auflöst. Wenn dieſe Arbeit vorangegangen iſt, kann der Kopal auch in Weingeiſt aufgelöst werden, außer dem aber wird er von demſelben nicht angegriffen. Unter den Rhus- oder Sumach-Arten zeichnet ſich auch eine Art aus, welche unter dem Namen, **wurzelnder Gerberbaum** (Rhus radicans L.) bekannt iſt; wir haben denſelben auf der Tab. XXIX. Fig. 37 abgebildet, *a* eine vergrößerte Blüthe, *b* eine offene Blume, er gehört zu den neuern Arzneymitteln, welche die Lähmungen einzelner Glieder radikal heilen ſollen; daß es ein ſehr wirkſames Arzneymittel iſt, daran läßt ſich wohl um ſo weniger zweifeln, indem man es, zu Folge anderer Wirkungen, zu den Giften zählen muß.

Eine ihm ſehr nahe verwandte Art, der **Giftſumach** (Rhus toxicodendron), möchte wohl

als Arzneymittel mehr Schaden als Nutzen ſtiften, da ſeine Wirkung fürchterlich iſt. Die Wilden Amerikas, welche die Feuergewehre noch nicht kennen, vergiften ihre Pfeile mit dem milchartigen Safte dieſer Pflanze — wehe dem, den ein ſolcher Pfeil verwundet, er iſt rettungslos eine Beute des ſchmerzvollſten Todes! Tab. XXX. Fig. 38. *a* eine Blüthe, *b* eine vergrößerte Blume.

Berühmt war ehedeſſen der Kaſſinenſtrauch (Caſsine peragua), er findet ſich in Südkarolina und in Virginien. Die geſchnittenen, und wahrſcheinlich ſchnell getrockneten Blätter, liefern den berühmten Paragueythee, welcher auch wohl Südſeethee genannt wird. In den ſüdlichen Theilen der neuen Welt wird mit dieſem Thee ein eben ſo großer Handel getrieben, als wir mit dem wahren chineſiſchen treiben. Es werden jährlich wohl 2000000 (zwey Millionen) Pfunde dem Handel übergeben. Bey uns ſieht man ihn nur als Seltenheit, und er mundet dem Europäer nicht ſo wie der wahre Thee, ſo ſehr auch die ehrwürdigen Nachfolger des heiligen Ignatius ihn anpreiſen mögen, welche den Handel derſelben in ihren amerikaniſchen Miſſionsplätzen betrieben.

Die

38.
b
a

Die verſchiedenen Hollunderarten (Sambucus), ſind bereits im fünften Bande, bey den Beerenfrüchten abgehandelt worden.

So findet ſich auch der Tamariskenſtrauch im ſiebenten Bande Tab. XLI. Fig. 63 genügend gewürdiget.

Mit vier Staubfäden finden wir in der fünften Klaſſe nur eine Pflanze, welche ehedeſſen häufiger als jetzt in der Arzneykunde angewendet wurde, es iſt die Parnaſie, oder das weiße Leberkraut. Ein gar angenehmes, ſogleich die Aufmerkſamkeit des Botanikers, durch ſeine wunderſamen Honigbehältniſſe erregendes Blümchen.

Die Parnaſie hat einen fünftheiligen Kelch und fünf Blumenblätter, fünf Honigbehältniſſe, welche an ihrer Baſis herzförmig ſind, und in viele mit einem runden Knöpfchen verſehene Fäden auslaufen, ſo, daß ſie wie eine beſondere Art Staubfäden ausſehen, der Griffel fehlt. Die Saamenkapſel iſt einfächrich und vierklappig. Dieſe Art, welche auf ſchlechten aber naſſen Wieſen und Haiden in Deutſchland ſehr häufig gefunden wird, hat einen einfachen Stengel, mit einem Blatte

und einer Blume, die übrigen Blätter ſind Wurzelblätter, welche geſtielt und herzförmig ſind.

Ehedeſſen gebrauchte man das Kraut dieſer Pflanze (Herba et flor. hepaticæ albæ), bey allen Krankheiten, denen man eine fehlerhafte Leber zu Grunde legte: Darmgicht, Gelbſucht, Durchfall und Ruhren; auch preßte man den Saft davon aus, und ſchnupfte ihn gegen unmäßiges Naſenbluten.

Mit fünf Staubwegen finden ſich in dieſer Klaſſe ebenfalls einige, welche in der Arzneykunde angewendet wurden, wovon wir aber im ſechsten Bande die wichtigſten, nämlich den Lein (Linum usitatiſsimum L.), ſchon beſchrieben haben.

Der ſogenannte rothe Behen (Statice Limonium) gehört hierher; man hat in den Apotheken von ihm die Wurzel (Radix Behen), welche aus Syrien und Arabien zu uns gebracht wurde. Sie erſcheint in Scheiben geſchnitten, runzlig feſt, außen braun, innen röthlich, mit einem etwas zuſammenziehenden Geſchmacke, aber gar keinem Geruche begabt.

Der

T. XXX

Der Sonnenthau (Droſera rotundifolia L.), iſt ein gar ſchönes Pflänzchen, welches beſcheiden an dunkeln, feuchten Waldplätzen wohnt, und dort mühſam aufgeſucht werden muß, wenn es ja als Arzneymittel noch einmal zur Sprache kommen ſollte, welches aber wohl kaum zu glauben ſeyn möchte.

Da dieſe Pflanze in Deutſchland wächst, ſo wollen wir ſie, wenn auch ihr Gebrauch eingeſtellt worden iſt, dennoch botaniſch bezeichnen. Der Kelch iſt fünfſpaltig mit fünf Blumenblättern, die Saamenkapſel iſt einfächrich, an der Spitze dreyklappig mit vielen Saamen verſehen. Dieſe Art zeichnet ſich durch kreisförmig ſtehende Wurzelblätter aus, und der Blumenſchaft ſteht aufrecht. An den Blättern vorzüglich findet man rothe klebrige Haare, an welche ſich feine Tröpfchen einer Feuchtigkeit anſetzen, die im Lichte mit den ſchönſten Farben ſpielen. Man benutzte den Saft als ein kühlendes Mittel.

Unſere Leſer bemerken auf der XXXI. Tafel Fig. 39 eine Pflanze, welche, ihrer Zierlichkeit wegen, wohl ſchon eine Abbildung verdient hätte,

wenn

wenn ſie uns auch kein ſo wichtiges Arzneymittel lieferte, als ihren Saft, wie die bekannte gemeine Aloe wirklich iſt. Sie gehört in die ſechste Klaſſe, in die erſte Ordnung des Linne'ſchen Syſtems, und zwar zu den Sträuchern, wo ſie auch unter dem Namen, ſtrauchförmige, ährenförmige Aloe (Aloe spicata), verzeichnet iſt. Ihr Vaterland ſind beyde Indien, ſo wie das mittägige Afrika. Unſere Abbildung zeigt uns deutlich, daß ſie keineswegeſ das durch ſeine Größe und Pracht ausgezeichnete Gewächs iſt, welches wir ſchon im fünften Bande kennen lernten, und welches eigentlich Agave heißt. Unſere Pflanze wächst in ihrem Vaterlande in großer Menge, und zu Zeiten treffen wir ſie auch, nebſt andern Aloearten, in unſern wohlunterhaltenen Treibhäuſern an. Ihre Blüthen, welche eine Aehre bilden, ſind bald gelb, bald von der ſchönſten rothen Farbe, und die Blätter ſind an ihren Rändern mit ſtachelartigen Fortſätzen verſehen.

Das Arzneymittel, welches wir von der Aloepflanze erhalten, iſt ein eingedickter Saft, welcher theils aus gummigen Theilen, die ſich im Waſſer auf-

auflöſen, theils aus harzigen beſteht, die ſich nur durch reinen Geiſt (Alkohol) ausziehen laſſen.

Im Handel kommen ſehr verſchiedene Sorten dieſes Saftes vor; dieſe Verſchiedenheit ſcheint in der Bereitung oder Bearbeitung derſelben ihren Grund zu haben. Die gewöhnlichſten Sorten, welche vorkommen, ſind folgende: die Sokotrinaloe (Aloe succotrina), eine der ſchönſten, feinſten und wirkſamſten Aloearten; ſie hat eine ſchöne angenehm braune Farbe, und einen mehr gewürzhaften, als unangenehmen Geruch, wie die übrigen Sorten. Die Leberaloe (Aloe hepatica) iſt die, welche als zweyte Sorte gelten kann, und die gewöhnlich in den Apotheken angewendet wird, da der große und allgemeine Verbrauch der Aloe, wohl die Menge der vorhandenen feinſten Sorte überſteigen würde.

Berühmte und glaubwürdige Schriftſteller verſichern, daß die beſte Aloeart, von einer ganz beſondern Pflanze gewonnen werde, welche der berühmte Murrey Aloe elongata nennt; allein, es iſt aus allem zu vermuthen, daß der größte Theil dieſer Aloe wirklich von der Inſel Sokoterah

rah ausgeführt wird, woſelbſt ſie aber aus der Aloe perfoliata, mit ganz beſondern Fleiße und Reinlichkeit geſammelt und bearbeitet wird. Eine große Menge dieſes bittern Saftes wird zwar auf beſagter Inſel dadurch erhalten, daß man die Blätter in den Regenmonaten abſchneidet, ſelbe an einen bedeckten Ort, den Schnitt nach unten gerichtet, aufhängt, worauf der Saft auströpfelt, welcher in flachen Gefäßen aufgehangen, und dann an der Luft ausgetrocknet wird; der mehreſte wird aber, nach den Berichten derjenigen, welche dieſe Inſel beſuchten, durch das Auspreſſen des Saftes aus den ſaftreichen Blättern, und nachfolgendem Eindicken in kupfernen Keſſeln erhalten. Das beſte Erkennungsmittel einer guten Aloe iſt, daß ſie ſich faſt gänzlich in gutem Weingeiſte von mittlerer Stärke auflöſen laſſen muß, daß ſie in der Kälte ſpröde iſt, ſich zu einem goldfarbenen Pulver zerreiben läßt, und wenn man ſie gelinde erwärmt, weich wie Wachs erſcheint.

Die zweyte Sorte iſt die **Leberaloe** (Aloe hepatica), welche ihren Namen von der leberähnlichen Farbe erhalten haben mag, denn außer

dem

dem hat ſie nicht die geringſte Aehnlichkeit mit irgend einer Leberart, und wollte man dieſen Namen von ihrer Wirkung, ſich in Krankheiten der Leber heilſam erwieſen zu haben, herſchreiben, ſo möchte dieſes wohl zu weit geſucht ſeyn. Sie unterſcheidet ſich von jener durch ihre mehr ſchwarzbraune, ſich ins violette neigende Farbe, weniger glänzende Oberfläche, feſtere Beſchaffenheit, mehr bittern unangenehmern Geſchmack, und ſtärkern eigentlichen Aloegeruch. Auch iſt das Pulver davon nicht ſo hoch gelb, ſondern mehr ſchmutzig braungelb. Der Weingeiſt zieht auch weniger davon aus, und der Rückſtand löst ſich nicht ganz im Waſſer auf. Dieſe Art der Aloe wird ganz vorzüglich auf dem Vorgebirge von Barbados, und auf Jamaika gewonnen, wo ſie von einer Varietät mit rothen Blumen, welche Linne ebenfalls beſchreibt, herſtammt. Man erhält ſie, beſonders die beſſern Sorten der Leberaloe, in großen und kleinen Kürbisſchaalen, welche, wie man bemerkt, mit dem dicken noch flüſſigen Safte vollgegoſſen, und dann bis zur Sprödigkeit ausgetrocknet worden ſind. Wir erhalten ſie aber auch in Maſſen, von ziemlich bedeutendem Umfange,

die in rohe Thierhäute eingepackt ſind; dieſe iſt aber immer von geringerer Güte als die, welche in Kürbisſchaalen zu uns gebracht wird, gewöhnlich brenzlich riechend, ſo auch mit Sand und andern Unreinigkeiten vermengt.

Eine für die Praxis in der Arzneykunde gänzlich zu verwerfende Aloeſorte iſt die Roß= oder Pferdealoe (Aloe coballina); ſie iſt dunkler, ſchwärzer, rauher auf ihrer Oberfläche, hat einen ſehr unangenehmen faſt ſtinkenden Geruch, und ſehr grobe Verunreinigungen; ſelbſt bey Pferden ſollte dieſes Mittel nicht angewendet werden, indem es immer als ſehr unſicher wirkend angeſehen werden muß. Man hält dieſe Art Aloe ebenfalls für ein Produkt einer beſondern Sorte der Aloepflanze, welche einige Aloe guineensis nennen; allein, es ſcheinen auch die Abgänge bey der Bearbeitung der andern Aloeſorten, hier bearbeitet und benutzt zu werden, indem es Zeiten und Konjunkturen giebt, wo die Aloe jeder Art ſehr theuer, und faſt nicht für ſchweres Geld zu bekommen iſt, und da erhält man dann immer ſehr geringe Waare.

Auch

Auch wird die Aloe mit andern Harzen, mit Süßholzſaft und Extrakten von verſchiedenen Pflanzen verunreiniget, welche Betrügerey Faber beſonders den Holländern zur Laſt legte. Sollte die Aloe einen Beyſatz von Pech oder Colophonium erhalten haben, ſo entdeckt man dieſen leicht, wenn man ein wenig davon auf Kohlen ſtreut, an dem unverkennbaren Harzgeruche.

In der Medizin hat die Aloe zu jeder Zeit eine große Rolle geſpielt, iſt, nachdem ſie Wunder gewirkt hatte, wieder verdrängt, aus der Mode gekommen, wieder hervorgeſucht, und ferner damit experimentirt worden: ſo viel bleibt gewiß, daß alle Aloearten zu den abführenden, ſtarkreizenden Mitteln gehören, und eine ſehr unangenehme, vielen Menſchen unausſtehliche Bitterkeit beſitzt. Dieſes letztere hat Veranlaſſung gegeben, ſie mit allerhand Dingen zu bearbeiten nnd zu verbinden, auch verſchiedene Operationen mit ihr vorzunehmen, die ſie korrigiren, mildern, und ihren Genuß angenehmer machen ſollten; die Aloe blieb aber immer bitter, man mochte damit vornehmen, was man wollte. In den Apotheken bereitet man ein wäß-

riges Extrakt (Extractum aloes) aus dieſem Safte, welches wohl einigermaßen als der vorzüglichſte Präparat derſelben angeſehen werden kann; übrigens dient ſie ſehr vielen, beſonders ältern Kompoſitionen als Beyſatz, und macht oft das eigentliche Weſen und die Wirkſamkeit derſelben aus.

Wenn wir die verſchiedenen Bücher durchgehen, welche über die Aloe geſchrieben worden ſind, ſo finden wir eine ſolche Menge Krankheiten, welche mit Hülfe derſelben geheilt worden ſind, daß man glauben ſollte, ſie wäre ein Univerſalmittel und wahrer Lebensbalſam gegen alle nur denkbare Gebrechen des menſchlichen Körpers.

Ganz vorzüglich aber wird ſie als ein höchſt wirkſames Mittel bey Verhaltungen natürlicher Blutabſonderungen und gegen Hämorrhoidal-Beſchwerden, um einen regelmäßigen Fluß derſelben zu befördern, benützt. Mehrere neuere Aerzte rühmen die Aloe, in Verbindung mit andern, dem speziellen Zuſtande angemeſſenen Mitteln, gegen Waſſerſucht und andere Krankheiten.

Als **Wurmmittel** hat gute Aloe, in richtiger Doſis angewendet, einen unläugbaren Werth; be-

beſonders würde ſie noch mehr Dienſte bey Spulwürmern der Kinder leiſten, wenn das Mittel nicht ſo gar bitter ſchmeckte, und es dieſe gern und regelmäßig einnehmen möchten.

Aeußerlich iſt die Aloe beym ſogenannten kalten Brande immer von großem Nutzen geweſen; ſie befördert, beſonders in Verbindung mit der China, die Abſonderung brandiger Theile. Als eines der vorzüglichſten Reizmittel iſt ſie auch ganz beſonders geeignet, eine gutartige Eiterung, in ſchlaffen, Jauche abſondernden Wunden hervorzubringen: ſo benutzte man ſie mit gutem Erfolge beym Beinfraße (Caries), bey Augenentzündungen von ſchwacher Beſchaffenheit, und mehrern äußern Zufällen.

Der friſche, wenig gefärbte Saft der Aloepflanze iſt auch zum Gebrauche in den Künſten vorgeſchlagen worden, indem man die Bemerkung machte, daß ein darin eingetauchtes Stückchen Zeug nach und nach eine feurige, dunkel purpurrothe Farbe annahm, wenn es eine Zeitlang der Luft ausgeſetzt wurde. Auch benutzt man die Aloe zu verſchiedenen Beizen auf inländiſche Holzarten, um

um ihnen eine ſchöne, dem Mahahoni-Holze ähnliche Farbe zu geben.

Von dem langen Allermanharniſch (Radix victorialis longa) haben wir bereits geſprochen, und zwar bey dem runden Allermanharniſch, welcher in die dritte Klaſſe gehörte.

Eine andere Art Allium oder Knoblauch, gemeiner Knoblauch (Allium sativum), iſt bereits bey den zwiebelartigen Gartengewächſen im fünften Bande abgehandelt, und Tab. LXIII. Fig. 187 abgebildet worden.

Ein ſehr wichtiges zwiebelartiges Gewächs für die Arzneykunde iſt die berühmte Meerzwiebel (Squilla maritima L.). Sie gehört in die erſte Ordnung der ſechsten Klaſſe. Ihr Vaterland ſind die Küſten des mittelländiſchen Meeres; ſie gehört zu den ausdauernden Pflanzen, und wird hin und wieder in Gärten gezogen.

Wenn unſere Leſer Tab. XXXII. Fig. 40 bey *a* ein Blatt, *b* die Blumenkrone, *c* der Griffel aufgeſchnitten, *d* die Saamenkapſel betrachten, ſo werden ſie dann leicht dieſe Pflanze von andern ihres Geſchlechts unterſcheiden können. Die Zwiebel

T. XXXII.

bel Fig. 41, welche theils noch in völlig friſchem Zuſtande, theils auch in abgelösten Lagen und Blättern, getrocknet zu uns gebracht wird, iſt von verſchiedener Größe; ja ein einziges Stück wiegt zuweilen zwey Pfunde und mehr, ſie iſt mit weißen oder bräunlich rothen Schuppen überzogen, welche nach innen zu immer ſaftiger werden. Dieſe Schuppen oder Lagen, aus welchen die ganze Wurzel zuſammengeſetzt iſt, beſtehen größtentheils aus einem ſcharfen, höchſt bittern, ſchleimigen Safte; wenn dieſe Schuppen abgelöst und getrocknet werden, biegen ſie ſich etwas zuſammen und erhalten eine dunklere Farbe, in welchem Zuſtande ſie ganz hornartig ausſehen; man nennt ſie dann **zubereitete Meerzwiebel** (Scilla præparata).

Gewöhnlich erhalten wir die Meerzwiebel aus Italien, Spanien und Natolien; ſie läßt ſich, wenn man ſie ohne faule Flecken erhält, ziemlich lange in feuchtem Sande aufbewahren. Im friſchen Zuſtande verräth ſie einen nicht unbedeutenden Gehalt eines ſehr ſcharfen, flüchtigen Stoffs; denn wenn man ſie zerſchneidet, bemerkt man, daß die Augendrüſen eben ſo zur Thränen-Abſon-

de-

derung, wie durch die ſchärfſte gemeine Zwiebel gereizt werden; auch zieht ſie, auf eine empfindliche Haut gelegt, Blaſen, und reizt jede andere zu einer bedeutenden Röthe, verurſacht Jucken und unleidliches Brennen, auch wenn man ſie nur einige Zeit auflegt, daher ſchickt ſie ſich recht gut zu einem ſchnell auf einer Stelle des Körpers hervorzubringenden Reiz, als rothmachendes Mittel (Rubifaciens). Schon in den älteſten Zeiten bediente man ſich dieſer Zwiebel als ein ſehr wirkſames Heilmittel, welches ſie auch wirklich iſt, beſonders wenn ſie nicht vorher einer alle Kräfte zerſtörenden Behandlung unterworfen worden iſt; dieſe beſteht nämlich darin, daß man ſie in Brodteig einſchlägt, und dann wie Brod backen läßt; man nennt dieſe ſo zubereitete Meerzwiebel gebackene Meerzwiebel (Squilla cocta). Es wird dadurch gar nichts gewonnen, als daß ſie mit Verluſt ihrer vorzüglichſten Kräfte leichter, als die ungebackene, austrocknet, welches ſonſt mit ziemlicher Schwierigkeit, wie bey einem jeden andern Zwiebelgewächſe, geſchieht.

Die Zubereitungen, welche man in den Apotheken von der Meerzwiebel findet, zeugen ſowohl

für

für ihren alten Gebrauch, als ſie ihre Wirkſamkeit bey Alt und Jung darthun. Man hat ein einfaches und zuſammengeſetztes Meerzwiebelpulver (Pulvis squillæ simplex et compositos). Bey der Pülverung der Meerzwiebel hat man darauf zu ſehen, daß man nicht zu viel auf einmal ſtoßen läßt, und das Geſtoßene in gut verſchloſſenen Glasgefäßen aufbewahrt, indem ein zu altes Pulver unwirkſam wird, und wenn man es ohne Fürſorge aufbewahrt, Feuchtigkeit aus der Luft anzieht. Berühmt iſt der ſogenannte Meerzwiebelſaft oder Meerzwiebel=Sauerhonig (Oxymel squillæ), und der Meerzwiebeleſſig (Acetum squilliticum). Der Meerzwiebelſaft iſt eines von denen Mitteln, welche ſich in das gemeine Leben eingedrängt haben, und welches mit Rhabarber=Syrop einem jeden neugebornen Kinde, als Abführungsmittel gereicht wird, es mag nothwendig ſeyn oder nicht.

Als ein höchſt wirkſames Mittel zeigte ſich die Squilla bey chroniſchen Bruſtbeſchwerden, bey ſchleimigen Aſthma und chroniſchen Huſten. Bey Waſſerſuchten aller Art hat die Squilla Wunder

gethan, und ſie iſt zu einem wahren Scherwenzel in dieſer Krankheit geworden, wird auch oft in ungemeſſenen Doſen, ohne ärztliche Vorſchrift, in dieſer Krankheit mit Verwegenheit gereicht, wozu ich aber nicht rathe, da ſie ein ſehr wirkſames Mittel iſt. Wird die Gabe etwas zu bedeutend gereicht, ſo erfolgt gemeiniglich heftiges Erbrechen, welches, ſo viel wie möglich, bey ihrem Gebrauch vermieden werden muß.

Man ſagt, daß an Orten, wo man Meerzwiebel aufbewahrte, keine Mäuſe einheimiſch würden; dieſes iſt möglich, da ſie gewiß von dieſem kleinen Thiere, ihrer Bitterkeit wegen, ſehr vermieden werden wird.

In dieſe Klaſſe gehört auch der als Gemüſe ſo ſehr bekannte Spargel, welchen unſere Leſer im dritten Bande beſchrieben, und Tab. LXIV. Fig. 190 abgebildet finden; die Wurzel iſt der Theil derſelben, welcher vorzüglich in der Medizin angewendet wurde; ſie gehört zu den harntreibenden ſogenannten blutreinigenden Mitteln.

Die weiſſe Lilie (Lilium album), eine der ſchönſten Zierden unſerer Gärten, wer ſollte

ſie

ſie nicht kennen? ſie war ehedeſſen viel im Gebrauch, und man hielt viel auf ihre Staubbeutel (Antheræ liliorum alborum); die Blumenblätter (Flores lilior. alborum) legte man in feines Oel (Oleum liliorum alborum), um dadurch ſeine heilende Wirkung zu erhöhen. Die Wurzel wurde im Frühjahre ausgegraben, getrocknet, und als Arzneymittel, aber ohne Nutzen, verwendet.

Der Affodill (Affodelus ramosus), iſt nun auch vergeſſen, ob er gleich zu den vorzüglichen giftwidrigen Mitteln gezählt, und in bösartigen Fiebern angewendet wurde. Wir erhalten unter dem Namen Affodillwurzel (Radix affodelii), aus den ſüdlichen Ländern von Europa, eine Wurzel, welche aus dicken, fleiſchigen Faſern beſteht, an deren jedem ein kleiner rundlicher Knollen befindlich iſt. Der Geſchmack dieſer Wurzel iſt bitter und ſchleimig, der Geruch unbedeutend.

Die Mayenblume (Convallaria majalis) gehört auch hierher. Man benutzte die Blumen als Pulver, um Nieſen zu erregen, und bereitete eine Art Geiſt (Spiritus liliorum convalliorum), durch Einweichen der Blümchen in Weingeiſt damit.

Eine andere Art der Mayenblume (Convallaria verticillata L.), welche auch unter dem Namen Weißwurz und Salomons-Siegel (Radix sigilli Salomonis) vorkömmt, wird auch wohl Schminkwurzel genannt, zeichnet ſich durch folgende Merkmale weſentlich von der gemeinen Mayenblume aus: Die Blumen ſtehen in Quirlen; der Stengel iſt aufrecht und einfach, etwas eckig; die Blätter ſtehen zu 3 und 4; die Blumenſtiele ſitzen in den Blattwinkeln, die Blumen ſind walzenförmig, weiß und an den Spitzen grün. Die Beere wird blau, ſie darf aber mit der eigentlichen Weißwurz (Convallaria polygonatum) nicht verwechſelt werden; hier ſtehen die Blätter wechſelsweiſe, umfaſſen den Stamm, welcher eckiger als bey der vorigen iſt; die Blumenſtiele finden ſich ebenfalls in den Blattwinkeln; der Stengel hängt an der Spitze über.

Die Wurzel bildet eine Art Walze, mit ſehr vielen Faſern, iſt abgeſtumpft, und auf einer Abſtumpfungsfläche, wie mit einem Siegeleindruck gezeichnet, woher ſie auch den angegebenen Namen führt. Den Namen Schminkwurz, hat dieſe

Pflanze daher erhalten, weil man die Beobachtung gemacht haben will, daß der Saft der Beeren alle Flecken der Haut, beſonders aber die ſogenannten Sommerflecken vertreibe, und überhaupt eine ſchöne weiße und zarte Haut hervorbringe, wenn man ſich mit dem Safte derſelben einriebe. Auch ſoll dieſe Pflanze gegen Hautausſchläge aller Art, ſehr kräftig wirken. Alte Aerzte gebrauchten die Wurzel gegen Podagra, Muttermähler, Hüftweh und andere hiermit verwandte Krankheiten. Sie iſt aber gänzlich aus der Mode gekommen. In den Apotheken bereitete man auch ein deſtillirtes Waſſer daraus, welches man ebenfalls als ein Schönheitsmittel verwendete.

In dieſer Klaſſe finden wir als Heilmittel das ſogenannte Drachenblut, welches wir bereits im ſechsten Bande beſchrieben, und eine ſehr ſchöne Abbildung der Pflanze geliefert haben Tab. LXI. Fig. 104.

Der Kalmus (Acorus calamus), gehört gewiß zu den wichtigſten deutſchen Arzneymitteln, er entgieng auch der Aufmerkſamkeit der neuern Aerzte nicht, und wird ſtark gebraucht. Das Geſchlecht

ſchlecht, wovon nur eine einzige Art in Deutſchland vorkommt, zeichnet ſich durch einen walzenförmigen, ſich der Kegelform nähernden Blüthenkolben aus, welcher zur rechten Blüthezeit mit Blümchen bedeckt iſt, und aus der gefurchten Kante des Blatts entſpringt. Das Blumenkrönchen iſt ſechsblättrig, nackt, und der Griffel fehlt, die Wurzel iſt kriechend und horizontal, die Wurzelblätter ſchwertförmig. Ganz vorzüglich häufig findet man ſie in freyliegenden Sümpfen, die ſie oft ganz allein einnimmt, und keine andere Pflanze aufkommen läßt. Zwar wiſſen wir wohl, daß die mehreſten unſerer verehrten Leſer die Kalmuswurzel kennen, und durch ihren angenehmen und eigenthümlichen Geruch von andern Gegenſtänden leicht unterſcheiden können; allein, mehrere möchten doch den Kalmus nicht in ſeiner Blüthe kennen, weswegen wir auf Tab. XXXIII. Fig. 41 eine etwas verkleinerte blühende Pflanze, und unter Fig. 42 die Wurzel abgebildet haben. *a* Ein Blüthchen, *b* eine aufgeſchnittene Saamenkapſel.

Der Kalmus iſt für uns zu wichtig, als daß wir ihm nicht noch einige Zeilen in unſern Unterhaltungen widmen ſollten.

T. XXXIII.

Als Heilmittel gehört der Kalmus, das iſt, die Kalmuswurzel, zu den vorzüglichſten Reizmitteln, von welcher der berühmte Mönch behauptet, ſie leiſte ſo viel wie die Chinarinde in Fiebern. Sie wurde früher und jetzt, als ein vorzügliches Magenmittel empfohlen, und nach zweckmäßiger Behandlung mit Zucker geſotten und überzogen; überzogener Kalmus (Confectio calami).

Man benutzt den Kalmus in kalten Fiebern, in allen chroniſchen Krankheiten aus Schwäche, auch ganz vorzüglich zu wirkſamen ſtärkenden Bädern, zur Reizung der Hautoberfläche, bey alten Geſchwüren und Knochenfraß, hat man den Kalmus wirkſamer, als China und andere theure Mittel gefunden.

Wurmkrankheiten der Kinder heilt ein anhaltender Gebrauch der Kalmuswurzel radikal, ſtärkt, was eine Hauptſache iſt, den Darmkanal, und hebt die Kräfte. Man richtet oft mit dem Kalmus bey Würmern mehr aus, als mit allen übrigen ſehr geprieſenen Wurmmitteln.

Zu den Arzneypflanzen der zweyten Ordnung in der ſechsten Klaſſe, rechnet man auch den

Reis

Reis (Oryza sativa L.), der bereits im dritten Bande beſchrieben und abgebildet wurde, Tab. XI. Fig. 37.

Mit drey Staubwegen und ſechs Staubfäden, folglich in der dritten Ordnung der ſechsten Klaſſe kommen folgende medizinische Pflanzen vor.

Die verſchiedenen Arten der Sauerampfer oder Ampferarten (Rumex), wovon bereits ſchon einige bey den Garten = Pflanzen, Gemüſen und Suppenkräutern beſchrieben worden ſind, ſ. III. Band; ſie werden ebenfalls in der Arzneykunde angewendet, möchten ſich aber wohl beſſer in die Küche ſchicken, als in die Gefäße der Apotheker.

Man zählte aber dennoch den ſpitzblättrigen Sauerampfer (Rumex acutus), den römiſchen Sauerampfer (Rumex scutatus), der Waſſerſauerampfer (Rumex aquaticus), und das vielen zu empfehlende Geduldkraut (Rumex patientia) hierher, trocknete dieſe Kräuter, und bereitete Koſerven und deſtillirtes Waſſer daraus. Alle Rumexarten enthalten entweder eine auffallende Säure, oder ſehr viel zuſammenziehenden Stoff, wie das Geduldkraut, welches

neuer=

T. XXXIV.

neuerlichſt wieder hervorgenommen, und gegen Hautausſchläge, vorzüglich gegen Krätze mit Milch gekocht, und die Haut damit gewaſchen, ſehr empfohlen worden iſt, auch ohne beſondere Vorſicht angewendet werden kann. Mehrere **Rumexarten** wurden auch in den ältern Zeiten Grindkraut, Grindwurz, vielleicht eben aus dieſem Grunde genannt. Das Geduldkraut liefert auch eine Art der ſogenannten **Mönchsrhabarber** (Rhabarbara monachorum).

Eine in ganz Deutſchland verbreitete Pflanze, welche auf Wieſen nicht gern geſehen wird, und oft in ungeheurer Menge vorhanden iſt, iſt die **Zeitloſe** oder **Lichtblume** (Colchicum autumnale L.).

Die unterſcheidenden Merkmale der Art ſind folgende: der Kelch iſt eine Blumenſcheide, die Blumenkrone iſt ſechstheilig, mit einer langen, bis in die Wurzel herabſteigenden Blumenröhre, die Staubfäden ſind wechſelsweiſe kürzer, die Griffel ſehr lang, und der Saamen liegt in drey zuſammengewachſenen Kapſeln, welche aufgeblaſen ſind. Es finden ſich zwey Arten der Zeitloſe in Deutſchland, die **Herbſtzeitloſe**, von welcher

wir hier reden, und die Sandzeitloſe, welche ſeltner vorkömmt. Die Herbſtzeitloſe, deren Blätter und Saamen im Sommer erſt erſcheinen, ſind groß, flach, breit, lanzetförmig und ſtehen aufrecht, die Blumenblätter ſind ebenfalls aufrecht.

Die Wurzel, welche in der Arzneykunde eingeführt worden iſt, gehört zu den giftigſten deutſchen Pflanzentheilen, ihr Gebrauch muß daher immer unter der Obhut eines Arztes ſtehen.

Wenn der Ausdruck, harntreibende Arzney, etwas beſtimmtes bezeichnet, ſo gehört dieſe *Wurzel* zu dieſer Art der Mittel. Aelterer Zeit benutzte man ſie gegen Peſt, man hieng ſie in dieſer damals Deutſchland noch heimſuchenden Krankheit, verſteht ſich ohne Erfolg, an einer Schnur um den Hals.

In den neuern Zeiten, ſuchte man durch verſchiedene Behandlungen, die man mit der Wurzel vornahm, das Giftige aus ihr zu entfernen, man bereitete daraus ein Sauerhonig (Oximel colchici), vermuthend, daß der ſcharfe Stoff der Zwiebel der Eſſigſäure weiche. Man röſtete

ſie

ſie, und erzeugte dadurch einen unwirkſamen Stoff mehr, denn eben im Flüchtigen, das hier verloren geht, da liegt die Wirkſamkeit.

In den allerneueſten Zeiten verfertigt man aus der Wurzel mit Weingeiſt eine Tinktur (Tinctura colchici), und heilt damit die ſchwerſten Gichtgebrechen; wie lange dieſes geſchehen wird, kann der Verfaſſer nicht ſagen, jetzt gehört der Artikel zur Mode.

Des Knoblauchſtrauchs (Petiveria alliacea) müſſen wir hier nur gedenken; er gehört in die vierte Ordnung der ſechsten Klaſſe, und iſt wohl mit Recht vergeſſen.

Wir haben nun mit unſern verehrten Leſern bereits einen großen Theil derjenigen Pflanzen durchgegangen, welche ganz vorzüglich dazu dienen, um die verloren gegangene Geſundheit wieder zu erhalten, oder uns gegen die Einflüſſe, welche eine Störung in unſern Organen hervorbringen könnte, zu ſchützen. Keinesweges ſind aber dieſes alle die Pflanzen der abgehandelten Klaſſen, welche als Medizin dienten, ob wir gleich

faſt aus allen Theilen der Welt Gegenſtände der Art kennen lernten; denn wenn alle Pflanzen aufgeführt werden ſollten, die jemals in der Arzneykunde gebraucht wurden, ſo glaubten wir gewiß unſere Leſer zu ermüden; alſo nur das Nützlichſte oder Vorzüglichſte hier zu bearbeiten, ſey auch noch unſer künftiges Beſtreben und der Zweck unſerer Unterhaltungen aus dem Pflanzenreiche.

Arzney-Pflanzen

der

ſiebenten, achten, neunten, zehnten bis fünfzehnten Klaſſe.

Des erſten Abſchnittes Viertes Kapitel.

Inhalt.

Oelbaumharz, Balſamſtrauch, Natterwurzel, Heidelbeere, Preußelbeere, Kellerhals, Quaſia, Schneeroſe, Seiſenkraut, Haſelwurzel, Odermennig, Kirſchlorbeer, Benediktwurzel, Sternanis, Eiſenhütchen, Küchenſchelle, Poley, Saturey, Meliſſe, Münze und viele andere.

In die ſiebente Klaſſe, die erſte Ordnung, gehört die im dritten Bande abgehandelte und abgebildete Roßkaſtanie (Aesculus Hippocastanum L.). Ihre Rinde wurde ſehr gerühmt, und der Chinarinde, in Hinſicht ihrer Wirkung gegen Fieber, gleichgeſtellt; allein, niemand will ſie brauchen, und auch wir wollen dieſe Rinde lieber zum Gerben der Kalbfelle, als zum Gerben des Darmkanals vorſchlagen.

Die

Die achte Klaſſe bietet uns zwar einige Pflanzen dar, welche wir zu den arzneylichen rechnen, und worunter ſich einige von großer Wichtigkeit finden. Mit acht Staubfäden und einem Staubwege (Octandria monogynia). Hier finden wir zuerſt die allgemeine indianiſche Kreſſe (Tropæolum majus L.), welche Pflanze auch, wegen der beſondern kappenartigen Geſtalt der Blume, den Namen Kapuzinerchen, Kapuziner-Kreſſe (Nasturtium capucinorum) erhalten hat. Unſere Leſer finden dieſe Pflanze im vierten Bande beſchrieben, und auf Tab. III. Fig. 6 deſſelben bereits abgebildet. Man benutzt ſowohl den Saft der Pflanze, als auch die Blumen derſelben gegen Skorbut und andere faulige Mundgeſchwüre.

Oelbaumharz, keinesweges von dem bereits vor einiger Zeit in dieſem Bande abgehandelten Oelbaume (Olea europæa L.), ſondern von einem ſtrauchartigen Baume, welchem Linne den Namen Amyris elemifera gab; er iſt in Carolina, Braſilien, Neuſpanien und andern heißen Himmelsſtrichen der neuen Welt zu Hauſe. Das Harz, welches

ches wir von dieſem Baume erhalten, hat eine blaßgelbe, etwas ins Grünliche geneigte Farbe, iſt durchſchnitten mehr hart und zerbrechlich, beſonders im Winter, wird aber zwiſchen den warmen Fingern zähe und wachsartig. Der Geruch iſt eigenthümlich dem Fenchel oder Saſſafrasholze nicht unähnlich. Es tröpfelt aus dem verwundeten Stamme, und kommt in Maſſen zu uns, welche gewöhnlich in Schilf eingebunden ſind. Das feinſte in Körnern (Gummi resin. elem. in granis) ſcheint im Lande zu bleiben, indem es nur ſehr ſelten zu uns kömmt, und als ein Kabinetſtück zu betrachten iſt.

Wie bey allen dieſen Harzen, trifft man auch hier im Handel ſehr verſchiedene Sorten an; einen Hauptunterſchied macht man unter dem aus Weſtindien in Kiſten, mit Rindenſtückchen vermiſchten, und unter dem aus Oſtindien in Schilf eingewickelten, zu uns gebrachten; letzteres iſt theurer, reiner und heller von Farbe, mit weniger Unreinigkeiten beladen, und in jeder Hinſicht beſſer. Man benutzte es auch ehedeſſen allein nur zum innern Gebrauche, wenn jenes zu Pflaſtern und Salben verwendet wurde.

Man hat ſich ſehr für die Verfälſchung dieſes Mittels, mit weißem Pech zu verwahren, welches man auf Kohlen geworfen entdeckt, indem dann bey ſeinem Verbrennen der Pech- oder Terpentin-Geruch nicht zu verkennen ſeyn wird.

Im Allgemeinen können wir das Elemiharz in keine andere Klaſſe von Arzneykörpern, als zu den flüchtig reizenden rechnen, weswegen es auch zu Pflaſtern und Salben geſetzt wird. Was den innern Gebrauch dieſes Mittels anbetrifft, ſo iſt dieſer eben ſo unſicher als überflüſſig.

Eine andere Art der Amyris iſt der Balſamſtrauch (Amyris opobalsamum L.), welcher vorzüglich in Arabien zu Hauſe iſt, und uns den berühmten Opobalſam, Mekabalſam, Balſam von Giliad (Opobalsamum, Balsamum de Mecca, Balsamum Giliadense) liefert. Man gewinnt ihn im Frühjahre, nachdem man zweckmäßige Einſchnitte in die Bäumchen gemacht, und Gefäße von Kürbisſchaalen verſchiedener Größe zum Auffaſſen angehängt hat. Seine Ausbente iſt ſehr gering, denn von dem beſten Bäumchen erhält man nur einige Quent; auch iſt ſehr daran zu zweifeln, daß wir

viel des ächten Balſams dieſer Art in Europa erhalten, da er ſowohl von den Großen des türkiſchen Reichs, beſonders aber von dem Kaiſer ſelbſt aufgekauft, und nur als Geſchenke an die orientaliſchen und occidentaliſchen Höfe abgegeben wird. Mehrere Schriftſteller haben daher die Bemerkung gemacht, daß der Mekkabalſam, welcher nach Europa gebracht würde, mit Straußenfett oder Seſamöl verfälſcht ſey. Der wahre Mekkabalſam iſt viel flüſſiger, als unſer venediſcher Terpentin, ſehr hell, durchſichtig ſchillernd, und von einem unvergleichlich angenehmen Geruche und höchſt balſamiſchem Geſchmacke. Eine der vorzüglichſten Proben dieſes Balſams iſt die, daß er ſich mit einigen Tropfen Waſſer gerieben, zu einer milchartigen Flüſſigkeit umgeſtaltet, auch wenn man einen einzigen Tropfen auf ein Glas friſchen Waſſers fallen läßt, dieſes mit einem abziehbaren Häutchen überzogen wird, und den ganzen Geruch des Balſams annimmt. Man gebrauchte auch die Früchte und Aeſte dieſes Balſamſtrauchs, und nannte erſtere Balſamkörner (Carpobalsamum). Der Gebrauch dieſes Mittels iſt gänzlich verſchwunden, wenn es nicht von einem Wunderdoktor etwa hervorgeſucht,

und das Medikament dadurch vertheuert wird. Es ſollte alle Wunden mit einer unglaublichen Schnelligkeit heilen.

Eine ziemliche Menge derjenigen Arzneypflanzen, welche in die achte Klaſſe, in die erſte Ordnung gehören, ſind bereits ſchon bey den Beerenfrüchten und Holzarten abgehandelt, zum Theil genau abgebildet worden.

Die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus), Band V. Seite 80, Tab. VIII. Fig. 25.

Die Preußelbeere (Vaccinium vitis idæa), B. V. S. 87, Tab. IX. Fig. 27.

Die Moosbeere (Vaccinium occiococcus), B. V. S. 85, Tab. IX. Fig. 26.

Den Kellerhals oder das Seidelbaſt (Daphne mezereum), B. VII. S. 339. Von dieſem letztern wird nicht allein die Rinde, ſondern auch die Beeren benutzt.

Die hierher gehörigen Pflanzen der achten Klaſſe mit zwey Staubwegen, folglich der zweyten Ordnung angehörig, ſind die Knötrig-Arten, welche aber, bis auf eine, gänzlich außer Gebrauch gekommen ſind.

Mehrere Pflanzen führen den Namen Schlangenwurzel, und wir werden eine kennen lernen, welche in eine ganz andere Klaſſe gehört, als die, welche wir hier mittheilen wollen, und als ein ſehr wirkſames Mittel aus Amerika zu uns gebracht wird. Die Pflanze, von welcher wir hier handeln, iſt aber eine deutſche, beſonders auf feuchten Wieſen einheimiſche, ſehr ſchöne Pflanze, welche auch wohl den Namen Krebswurzel, Giftwurzel, Natterwurzel und Schlippwurzel führt; den Urſprung aller dieſer Namen anzugeben, würde wohl außer den Gränzen unſeres Strebens liegen, Linne zählte ſie zu dem Geſchlechte Polygonum, und zwar Polygonum bistorta, und wieß ihr ihren Platz in der dritten Ordnung der achten Klaſſe an. Unſere Leſer finden dieſe Pflanze nebſt der Wurzel auf Tab. XXXIII. Fig. 43, ſo wie ihre Zerlegung vergrößert dargeſtellt. Gewöhnlich wird ſie ein und einen halben Fuß hoch, hat einen einfachen Stengel und eine roſenrothe Blumenähre. Betrachten wir aber dieſe Pflanze genauer, ſo finden wir die Blätter adrig und wellenförmig, die von der Wurzel ausgehenden lang geſtielt, die am Stengel, ſitzend, eyrund lan=

lanzetförmig. Die Blumen bilden eigentlich eine Traube, und befinden ſich jedesmal am Gipfel des Stengels; die Blümchen ſtehen gepaart, und ein jedes Paar hat ein Nebenblättchen. Die Wurzel *a* iſt wurmförmig, etwas zuſammengedrückt, und beſitzt viele Wurzelfaſern, welche überall aus der Pflanze wachſen; alle dieſe Theile ſehen unſere Leſer in der Abbildung deutlich.

Große Aerzte haben mit der Biſtorta Verſuche angeſtellt, und ſind ſo glücklich geweſen, ſie, beſonders in Verbindung mit bittern Mitteln, als eine ſehr kräftige Arzney gegen das gewöhnliche kalte Fieber zu finden, und wenn wir die China nicht kennen gelernt hätten, ſo würde uns gewiß dieſe Wurzel in angemeſſener Gabe hier nie verlaſſen haben.

Dieſe Wurzel iſt aber nicht allein in medizinischer Hinſicht merkwürdig, ſondern ſie verdient auch Aufmerkſamkeit in Betreff ihrer techniſchen Anwendung. Eine große Menge ſehr reiner adſtringirender Stoff, macht ſie ganz vorzüglich zum Schwarzfärben geſchickt, und ſie würde in vielen Fällen, nicht nur die oft ſo theuren Galläpfel erſetzen,

tzen, ſondern ſogar übertreffen. Auch kann man aus der im Frühjahre geſammelten Wurzel, eine ganz vortreffliche Tinte bereiten, welche noch die gute Eigenſchaft beſitzt, daß ſie nicht ſchimmelt. Man verfährt dabey auf folgende Art: Ein halb Pfund getrocknete Schlangenwurzel wird zerſtoſſen, und in einen Tintentopf geſchüttet, dann vier Loth Blauſpäne mit zwey Maas Regenwaſſer gekocht, bis ein und ein halb Maas Flüſſigkeit übergeblieben ſind, dieſe ſchüttet man dann noch warm auf die Wurzel, und läßt alles zuſammen einige Tage lang unter fleißigem Umrühren ſtehen, hierauf ſetzt man drey Loth Gummi, und 8 Loth ſalzburger Vitriol (ſchwefelſaures Eiſen, mit etwas ſchwefelſaurem Kupfer verbunden) zu, rührt alles noch einmal gut untereinander, worauf nach einigen Stunden die Tinte zum Gebrauch vollkommen fertig iſt.

Ehedeſſen benutzte man ſowohl den Saft, als das Pulver dieſer Wurzel als ein blutſtillendes Mittel, indem man letzteres auf blutende Wunden ſtreuete, und den Saft in dieſelben tröpfelte.

In

In mehreren Schriften findet man in dieſer Klaſſe und Ordnung, den Seifenbaum (Sapindus saponaria), welcher in Oſt⸗ und Weſtindien wächst, und deſſen Beere ganz wie bey uns die Seife dienen. Dieſe Beeren ſind wohl vor einiger Zeit in Handel gekommen, aber bey uns gänzlich wieder verſchwunden.

Nur eine Pflanze zählen wir unter denen der achten Klaſſe, welche in die dritte Ordnung gehört, nämlich die Einbeere oder Wolfsbeere (Paris quadrifolia), Kelch und Blumenkrone ſind vierblättrig, die Blumenblätter ſind ſehr ſchmal, ſo daß man ſie kaum für ſolche halten ſollte, die Staubbeutel befinden ſich in der Mitte der Staubfäden, die Beere iſt kuglich und vierfächrich.

Mit vollem Rechte wird die Einbeere zu den giftigen Stoffen des Pflanzenreichs gerechnet. Man ſammelte ehedeſſen die Beeren und das Kraut dieſer Pflanze zu verſchiedenem Gebrauch, gegenwärtig iſt ſie aber gänzlich und mit Recht in Vergeſſenheit gekommen. Als deutſche Giftpflanze haben wir hier dieſe Bewohnerin ſchattiger Laubhölzer nur angeben wollen. Die ganze Pflanze wird aber

gegenwärtig in der geläuterten Arzneykunde nicht mehr angewendet.

Die neunte Klaſſe beſitzt ebenfalls mehrere Heil-Pflanzen, welche bereits ſchon in dem Theile, welcher von den Gewürzen handelt, genüglich bearbeitet und abgebildet ſind, dennoch aber bleiben uns einige wichtige über.

Gewiß iſt keinem unſerer Leſer der Kampfer unbekannt, indem er, ſo wirkſam er auch iſt, dennoch ſchon ſehr geraume Zeit als ein Hausmittel, zu ſehr verſchiedenen Zwecken angewendet wird. Allein, der Urſprung und das eigentliche Weſen des Kampfers, ſo wie ſeine Wirkungen möchten wohl hin und wieder nicht ſo bekannt ſeyn. Wir wiſſen eigentlich nicht, wohin wir den Kampfer als Naturerzeugniß ſetzen ſollen; er iſt kein Harz, kein Gummi, kein Balſam, kein Oel und kein Saft, folglich müſſen wir ihn zu den beſondern Subſtanzen rechnen; dieſes können wir auch um ſo mehr und mit Recht thun, weil wir ihn in den neuern Zeiten neben beſagten Körpern, in mehreren Pflanzen gefunden, und daraus geſchieden haben.

Der Kampfer, welcher einzig und allein im Handel vorkömmt, wird von einem anſehnlichen Baum gewonnen, welchen man den Kampfer-lorbeer (Laurus camphora) nennt, und welcher ſehr häufig in Japan angetroffen wird. Wir würden hier gerne eine treue Abbildung dieſes ſchönen und anſehnlichen Baumes liefern, wenn unſer Raum nicht zu beſchränkt wäre. Aber die Beſchreibung der Kampfergewinnung können wir, zufolge mehrerer Augenzeugen, unſern Leſern mittheilen. Alle Theile des Kampferlorbeers werden zerhackt in ein Gefäß gebracht, welches einer Branntweinblaſe gleicht, hierauf mit Waſſer gefüllt und ein Helm oder Hut darauf geſetzt, welcher mit Stroh ausgefüttert iſt. Man bringt nun den Innhalt der Blaſe ins Kochen, worauf der Kampfer mit einem Antheil Waſſer in die Höhe getrieben und deſtillirt wird, dem Waſſer iſt durch eine Röhre an dem Helme ein Ausweg verſchafft, und der Kampfer hängt ſich in Körnern an das in demſelben befindliche Stroh. Dieſes Produkt beſteht aus gelblich weißen, oft auch bräunlichen runden Klümpchen oder Körnern; man nennt dieſe

Sub-

Subſtanz in einem ſolchen Zuſtande rohen Kampfer (Camphora cruda). Als roher Kampfer wird er gröſtentheils nach Europa geliefert, wo man ihn raffinirt, und dann dem Handel übergiebt. Vorzüglich beſchäftigte man ſich ehedeſſen, ja faſt einzig und allein in Venedig mit der Reinigung des Kampfers, gegenwärtig ſind aber auch in andern Reichen Anlagen der Art. Die Reinigung oder Raffinirung des Kampfers, geſchieht auf eben die einfache Art, wie die Ausſcheidung. Der rohe Kampfer wird nämlich mit einem Zwölftel ſeines Gewichtes Kalk vermengt, in gläſerne oder wohl auch kupferne kolbenartige Töpfe gefüllt, mit flachen, Halbkugeln bildenden Deckeln oder Aufſätzen verſehen, in ein Sandbad geſetzt, und mit gehöriger Wärme ſublimirt. Man trifft dabey die Einrichtung, daß die Wärme der Helmaufſätze oder Deckel von der Beſchaffenheit iſt, daß der in die Höhe getriebene Kampfer wieder zuſammenſchmelzt, folglich keine lockere Blumen, ſondern feſte Kuchen gebildet werden. Iſt der Kampfer ſo behandelt worden, ſo nennt man ihn gereinigten raffinirten Kampfer (Camphora depurata). Dieſer beſteht dann aus ſchneeweißen,

runden, halbkugelförmigen Scheiben, durchſichtig wie Eis, er hat einen ſtarken eigenthümlichen Geruch, und einen kühlenden gewürzhaften Geſchmack. Zwiſchen den Fingern kann er gedrückt, etwas erweicht werden, zerbröckelt ſich aber gerne in kleine mattweiße Körner; mit wenigem Weingeiſte befeuchtet, reibt man ihn zu einem ſchneeweißen Pulver. Einer Flamme genähert, brennt der Kampfer unter Verbreitung einer ſtarken gelben Flamme, und Erzeugung einer großen Menge eines höchſt feinen Rußes. In Oel und Weingeiſt iſt er auflöslich, und wird aus letzterm durch einen ſtarken Zuſatz von Waſſer, in Geſtalt eines feinen weißen Pulvers ausgeſchieden.

Schon aus dieſen Eigenſchaften iſt es klar, daß der Kampfer ein ganz eigenartiger Stoff des Pflanzenreiches iſt, welches auch die fernere chemiſche Behandlung, auf welche wir uns hier unmöglich einlaſſen können, vollkommen beweiſt.

Der Kampfer gehört gewiß zu den älteſten Arzneymitteln, indem wir mit größter Gewißheit behaupten können, daß er ſchon den alten Aegyp-

tern

tern bekannt war, ob wir gleich nur ſeit dem ſechs=
ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung, erſt
wahre Nachrichten davon haben, und wie Garcias
ab horto durch Altius von Amida verſichern, daß
er zu dieſer Zeit von den Arabern eingeführt wor=
den ſey.

Wir machen die Bemerkung, daß die mehre=
ſten alten Mittel, beſonders die wirkſamen, man=
cherley Behandlungen unterliegen mußten, um erſt
als Arzneymittel dienen zu können, obgleich die
Wirkung im einfachen Stoffe bedeutender und kräf=
tiger den Wünſchen entſprochen haben würde.

Das einfachſte, was man mit dem Kampfer
vornimmt, iſt, ihn in Weingeiſt aufzulöſen, man
nennt die daraus entſtehende waſſerhelle Flüſſigkeit
Kampfergeiſt, Kampferſpiritus (Spiritus
vini camphoratus). Man bringt ihn ferner in
ein gläſernes Deſtillirgefäß mit einem krummen
Halſe, welches man eine Retorte nennt, nachdem
man ihn mit ſechs Theilen fein geriebener Thon=
erde vermengt hat, legt eine Vorlage an, und
bereitet ſo eine Art von Deſtillat. Auf dieſe Art
wird der Kampfer zerſetzt, und man erhält eine
gold=

goldgelbe ölige Flüſſigkeit, nebſt etwas Waſſer und eine geringe Menge Säure. Dieſes Präparat nennt man Kampfer-Oel des Senertus (Oleum camphoræ Senerti). Uebergießt man den Kampfer mit mäßig ſtarker Salpeterſäure (doppeltem Scheidewaſſer), ſo wird dadurch eine beträchtliche Menge Kampfer aufgelöst, und ſeiner Natur nach verändert.

In den neuern Zeiten, als die Muskatennüſſe in einem ſehr hohen Preiſe waren, kam eine Frucht in Handel, unter dem Namen Muskatenbohne, Pichurimbohne vor, welche der vorige Verfaſſer bereits bey der Muskatennuß im fünften Bande berührte. Sie wurde auch in den neueſten Zeiten in der Medizin als ein vorzügliches Magenſtärkendes Mittel aufgenommen, und in Pulver zu dieſem Zwecke benutzt. Wir erhalten ſie von mehreren weſtindiſchen Inſeln, von ſehr verſchiedener Geſtalt, Größe und Güte; ſie beſteht jedesmal aus zwey halben länglichen Kernen, von ſchwärzlich brauner Farbe, und fenchelartigem Geruche. Auch ſoll von dem nämlichen Baume, welcher uns dieſe Frucht liefert, eine Rinde erhal-

ten

ten werden, die ebenfalls unter dem Namen Pichurimrinde vorkömmt, ſie kömmt aus Panama in Amerika über Portugal zu uns, und wird als ein ungemein vortreffliches Fiebermittel empfohlen. Einen blühenden Zweig des Pichurim = Lotbeers (Laurus pichurim), ſo wie eine wahre und eine geringere Frucht finden wir im Kämpfer abgebildet.

Einen vorzüglichen Handlungsartikel und vortreffliches Medikament, bietet uns eine unter dem Namen Peruvianiſcher Balſam (Balsamum peruvianum) bekannte dickliche Flüſſigkeit dar. Man erhält ſie von einem Baume, welchen Linne (Myroxvion peruiferum) oder Perubalſambaum nennt, indem er ganz vorzüglich in den heißeſten Provinzen von Mexico, Terrafirma und Cayenne angetroffen wird. Den Namen Perubalſam erhielt er, weil Peru der Handlungsplatz iſt, von wo er verſendet wird.

Dieſer Balſam iſt gummig, harzigt, öligt, ſchwarzbraun von Farbe, und hat die Konſiſtenz eines Syrups, beſonders deſſen, welchen wir unter dem Namen gemeiner oder Hamburger = Zucker-

ſyrup

ſyrup erhalten. Der Geſchmack iſt brennend ſcharf, etwas bitterlich und gewürzhaft, wohl zu verglei⸗chen mit dem der Vanille, oder der minder bekann⸗ten Benzoe, denſelben Geruch verbreitet er auch, wenn man ihn auf glühende Kohlen oder glühen⸗des Eiſen tröpfelt. Beſonders auffallend iſt die bedeutende Eigenſchwere dieſes öligen Körpers, indem ein Tropfen deſſelben, wenn man ihn in reines Waſſer fallen läßt, ſogleich zu Boden ſinkt. Tröpfelt man ächten peruvianiſchen Balſam in kochend heißes Waſſer, ſo trennt er ſich in zwey Theile, einen leichten und einen ſchweren, erſterer ſchwimmt auf dem Waſſer, und letzterer ſinkt ziemlich ſchnell zu Boden. Merkwürdig iſt die Erſcheinung, welche der ächte peruvianiſche Bal⸗ſam hervorbringt, wenn man ihn mit Vitriolöl (ſtarker Schwefelſäure) vermiſcht, die Flüſſigkeit wird purpurroth, und erhitzt ſich nicht im gering⸗ſten, welches doch mit allen andern öligen und harzigen Körpern geſchieht, man kann dieſe Er⸗ſcheinung für ein ganz ſicheres Zeichen ſeiner Aecht⸗heit anſehen.

Die Bereitung dieſes Balſams geſchieht, nach mehreren glaubwürdigen Berichten wahrhafter Rei⸗

ſen⸗

ſender, durch das Auskochen der Blätter und Zweige mit Waſſer; der ſich durch dieſe Behandlung entwickelnde Balſam, wird dann auf der Oberfläche des Waſſers erſcheinen, mit einem zweckmäßigen Inſtrumente abgeſchöpft, dann von dem Waſſer getrennt, und als Handlungsgut verſendet.

Die vorher angegebene Eigenſchaften des Balſams ſcheinen aber im Widerſpruche mit der Ausſcheidungsmethode zu ſtehen, beſonders die, daß ſich der Balſam auf kochendes Waſſer getröpfelt, in zwey verſchiedene Flüſſigkeiten trennt; es iſt daher wahrſcheinlich, daß man mit dem Kochen ſo lange anhält, bis man von der Oberfläche des Waſſers nichts mehr abſchöpfen kann, den Rückſtand dann auspreßt, und beyde Flüſſigkeiten mit einander vermiſcht. Mehrere Naturforſcher, und unter dieſen Hernandez, verſichern zwar, daß ächter und vorzüglicher Perubalſam, von braunrother Farbe, durch Einſchnitte in den Baum erhalten werde, wo er dann aus dieſen von ſelbſt auströpfle. Einige verſichern auch, daß dieſer Balſam aus mehreren Bäumen ausfließe und dann gemiſcht werde.

An den ſchwarzen peruvianiſchen Balſam, ſchließt ſich der weiße (Balsamum peruvianum album) an, er iſt aber ſehr ſelten, und es möchte wohl ſchwer ſeyn zu jeder Zeit, nur ein Pfund davon in ganz Deutſchland zuſammenzubringen; demungeachtet findet man ihn in ſolchen Büchern aufgeführt, welche einen auserleſenen Arzneyſchatz, der in den Apotheken aufbewahrt werden ſoll, geſetzlich beſtimmen.

Wer das Glück hat, ächten, weißen, peruvianiſchen Balſam zu ſehen und zu unterſuchen, der wird leicht die Bemerkung machen, daß er die angenehmen Eigenſchaften des ſchwarzen Balſams, in einem ſehr hohen Grade beſitzt; ſo iſt der Geruch deſſelben viel angenehmer und ſtärker, als der des ſchwarzen, auch löst er ſich in Aetherflüſſigkeit (Naphta) leicht auf. Hierher gehört auch der trockene Balſam aus Indien (Balsamum indicum siccum, Balsamum opobalsamum), der Balſam von Tolu (Balsamum de Tolu), welcher in kleinen, etwa eines Gänſeeyes großen Kürbisſchaalen mit Rohr verſtopft zu uns gebracht wird.

Es iſt unglaublich, welche Menge medizini= ſcher Kräfte man dieſen verſchiedenen Balſamarten, beſonders den erſtern zugeſchrieben hat; alle Wun= den wurden in 24 Stunden dadurch geheilt und vereinigt, ja ganze abgehauene Glieder wuchſen ohne weiters wieder an, ſobald man dieſen Bal= ſam zwiſchen die Wundflächen brachte. Beſon= ders war dieſer Balſam der Scherwenzel der Wunderdoktoren und Marktſchreyer, ſie machten eine Hautwunde an dem Körper eines armen Teu= fels, den ſie gedungen hatten, vereinigten die Wun= den durch Druck und legten ihren Balſam darüber, worauf ſie des andern Tages die Heilung derſelben unter Trompeten= und Paukenſchall dem leichtgläu= bigen Publikum verkündeten; die Wunde würde aber auch ohne den Balſam, durch den Weg der erſten Vereinigung geheilt worden ſeyn, wie jeder wiſſenſchaftliche Wundarzt weiß, und oft ohne Balſam dieſes Experiment zu machen Gelegenheit hat.

Als Arzneymittel gehört es zu den reizenden, den Ton der Faſer wieder herſtellenden, deswegen man es wohl bey ſchlaffen Wunden anwenden

 kann.

kann. Innerlich brauchte man es ehedeſſen nur ſelten, etwa bey innerlichen Verletzungen oder Krankheiten der Harnröhre; jedoch finden ſich herrliche deutſche Mittel, welche nicht nur dieſes peruvianiſche erſetzen, ſondern ſogar übertreffen.

Mehr wäre dieſer Balſam als Surrogat der Vanille vorzuſchlagen, und bereits iſt ſchon erwähnt worden, daß man ihn zur Würzung der Chokolade fleißig benützt.

Wahrſcheinlich findet ſich keiner unter unſern verehrten Leſern, dem die Rhabarber nicht, wenigſtens ihrem Namen und ihrer Wirkung nach, bekannt wäre, und dennoch wiſſen wir über die Pflanze ſelbſt ziemlich wenig. Wenn wir daher von der Rhabarber und ihrem Gebrauche ſprechen, ſo verſtehen wir gewöhnlich die ſchon getrocknete Wurzel darunter, ſo wie ſie im Handel und in den Apotheken vorkömmt; eben aus dieſem Grunde glaube ich, daß es nicht ungern aufgenommen werden dürfte, wenn der Verfaſſer etwas von ihrer nähern naturhiſtoriſchen Beſtimmung, ihrer Behandlung und Kultur mittheilt, weil uns außerdem dieſer Körper wohl wenig Stoff zur Un-

Unterhaltung und angenehmen Lektüre liefern möchte, wie dieſes überhaupt außer der Natur der medizinischen Gegenſtände liegt.

Linne ſetzte die Pflanze, welche uns die Rhabarber liefert, in die zweyte Ordnung der neunten Klaſſe, und beſtimmte mehrere Spezies derſelben, von welchen die wahre Rhabarbara (Radix rhabarbari veri) kommen ſollte, das Geſchlecht bezeichnete er mit dem Namen Rheum.

Schon im frühen Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung finden wir Spuren von dem Gebrauche der Rhabarber als Arzneymittel, und im ganz vorzüglichem Anſehen ſtand ſie bey den arabiſchen Aerzten, welche faſt ein jedes Uebel damit heilen zu können vorgaben; in Deutſchland ſcheint die Rhabarber aber erſt im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in Gebrauch gekommen zu ſeyn. Man findet unumſtößliche Beweiſe, daß ſie um dieſe Zeit, zuerſt aus der Türkey kommend, vorzüglich in Augsburg einen Niederlagsplatz fand, von wo aus ſie in ganz Europa verbreitet wurde. Nachdem ſich die Rhabarber als ein vortrefflicher und ſehr vortheilhafter Handlungsartikel dargethan

hatte,

hatte, wollte man auch die Pflanze kennen lernen, von welcher ſie gewonnen wurde; denen Bemühungen der unermüdeten Naturforſcher gelang es auch bald, mehrere Pflanzen zu entdecken, welche dieſe Wurzel liefern könnten, allein noch bis heute iſt es unbeſtimmt, welche Spezies der Pflanze die wahre Rhabarberwurzel liefert. Zuerſt hielt man die Rhabarberart, welche Linne mit dem Namen wollene blättrige Rhabarber (Rheum undulatum) bezeichnet, für die wahre Mutterpflanze, dann nahm man die Art mit handförmigen Blättern (Rheum palmatum) dafür an, auch andere nehmen die ſtumpfblättrige Rhabarber (*Rheum* compactum), und noch andere die herzförmigblättrige (Rh. hybridum) als die wahre Mutterpflanze unſeres Arzneymittels an. Der berühmte nordiſche Reiſende Pallas behauptete endlich, keine dieſer Pflanzen liefere die wahre delikate und beſte Rhabarber, ſondern eine eigene Art, welche er Blutfleckrhabarber (Rheum cruentum) nannte, ſey die wahre Mutterpflanze derſelben.

Das Wahrſcheinlichſte, was wir aus allen dieſen Meynungen und oft ſehr ſicher ſcheinenden

Ur=

Urtheilen ziehen können, iſt das, daß die Rhabarberwurzeln, welche im Handel vorkommen, von verſchiedenen Spezies der Pflanze gewonnen wurden, und daß Boden, Klima und Kultur, Behandlung beym Einſammeln, Trocknen u. d. gl. noch außer dieſem dazu beytragen, warum ſo verſchiedene Sorten im Handel vorkommen.

Die vielen Widerſprüche, welche hier herrſchen, laſſen uns ſelbſt auf keine Art die Pflanze, welche die beſte Rhabarber giebt, oder die, welche für die beſte gehalten wird, und die ſich doch durch einige Eigenthümlichkeiten auszeichnet, mit vollkommener Gewißheit beſtimmen. So geht es aber nicht allein mit der Rhabarber, mehrere ſehr wichtige Arzneymittel haben daſſelbe Schickſal, und es iſt zu verwundern, daß man oft bey Miſſionen Leute mitgiebt, die ſich weit mehr um das mathematiſche Verhältniß der Ohrläppchen des Kaiſers von Marokko zu bekümmern den Auftrag erhalten, als ſich um die wichtigſten Produkte zu bekümmern, die ſein Land zur Erhaltung des Lebens und Geſundheit des Menſchen hervorbringt, daher ſingt auch der unvergeßliche Claudius:

Der

Der Mogul iſt ein groſser Mann, und gütig über maſſen; doch ach! er war ſo eben dran, einen Zahn ausziehn zu laſſen.

Doch wir wollen nicht gar zu unbillig ſeyn, J. Bell, der Schottländer, machte bekanntlich die Reiſe mit der ruſſiſchen Geſandſchaft, welche ſich 1720 nach Pekking begab; dieſe Reiſe gieng durch Siberien, und da hatte er Zeit und Laune genug, ſich um dieſes Mittel zu bekümmern, ſeit der Zeit haben aber unſere Kenntniſſe von dieſer Wurzel wenig Bereicherungen erhalten.

Nach den Mittheilungen dieſes gelehrten Reiſenden, wächst die beſte Rhabarber, ohne beſondere Kultur, auf jener langen und merkwürdigen Kette von Bergen in der Tartarey, welche gegen Mitternacht nicht weit entfernt von der Stadt Selin entſpringen, und ſich bis an einen See Koko Nor, gegen die Gränze von Tibet erſtrecken, und mehrentheils ohne Wald ſind. Das ganze, viele Städte und Dörfer enthaltende Land, was dieſe Gebirge einſchlieſzen, gehört dem Kaiſer von China. Die vorzüglichſte Fortpflanzung und die zum Gedeihen der Pflanze nothwendige Lockerheit des Bodens,

be-

beſorgen die Murmelthiere (ſonderbare Bauherrn). Ob die Wurzel ihre gehörige Größe zum Ausgraben erreicht habe, beurtheilt man aus dem Stengel der Pflanze, das Ausgraben ſelbſt aber geſchieht ſowohl im Frühjahre als im Herbſt. Nachdem die Wurzel ausgegraben, und von der daran hängenden Erde befreyt worden iſt, ſchneidet man ſie in Stücken, und ſetzt ſie unter öftern Umwenden den Einwirkungen der Luft aus, damit ſie etwas abtrockne.

Wenn dann die friſchen Wurzeln dieſe Art einer leichten Trocknung erlitten haben, werden ſie durchbohrt, an Faden gezogen, und an benachbarte Bäume oder Zelte, die jene Nation bewohnt, aufgehängt, zuweilen hängt man ſie auch an die Hörner der Schafe, oder um den Hals der Kameele, um ſie nach und nach auszutrocknen. Auf dieſe Art, doch noch nicht vollkommen getrocknet, werden ſie dann in die Städte gebracht, auf eigene Art behandelt, und vollkommen ausgetrocknet, welche aber unſerm Reiſenden unbekannt blieb. Es ſcheint aber, als wenn dieſe letzte und vollkommene Austrocknung der ſehr ſaftigen Rhabarber, um ſie

möglichſt gegen zu baldiges Verderben zu ſchützen, mit Hülfe der künſtlichen Wärme geſchieht; wenigſtens erzählt uns ein anderer Reiſender in ſeiner Beſchreibung von China, du Halde, daß die Chineſer die Rhabarber auf heißen Marmorplatten über dem Feuer, abwechſelnd unter Ausſetzung an die Sonne, trockneten.

Der Handelsbezug der Rhabarber erſtreckte ſich, ehe der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum (1500) aufgefunden war, vorzugsweiſe über Venedig nach Augsburg, und von da in die Provinzen Deutſchlands. Man brachte ſie durch Perſien aus ihrem Vaterlande in die alexandriniſchen Häfen. Aus dieſer Urſache findet man auch wohl gute Rhabarber, früherer Zeit mit dem Namen türkiſche, oder alexandriniſche bezeichnet (Rhabarbarum turcicum seu alexandrinum), und gab ihr der über das Meer gebrachten lange noch den Vorzug. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß die Rhabarber, welche lange Seereiſen mitgemacht hat, und naß geworden iſt, zu den geringſten Sorten gezählt werden müſſe. Rußland hat unter ſeiner großen Katharina ſehr vorzügliche, und höchſt löb-

löbliche Anſtalten wegen der Rhabarber getroffen welche allenthalben, im Betreff der Arzneymittel, nachgeahmt zu werden verdienen, und weswegen man auch mehrentheils ſehr gute und vortreffliche Rhabarber aus Rußland bezieht. Es iſt nämlich eine beſondere verpflichtete Kommiſſion aus Sachverſtändigen niedergeſetzt, welche, was eine Hauptſache iſt, gut bezahlt ſeyn ſoll, damit man Urſache hat, wenn ſich eine dazu gehörige Perſon beſtechen ließe, ſie zu beſtrafen und nach Siberien zu ſchicken. Das gute bezahlen, ſo wie das beſtrafen, wenn ſich jemand beſtechen läßt, iſt eine Hauptſache bey gehörigen Kenntniſſen, ſonſt möchte auch wohl dieſe Anordnung wenig nützen, wie es Beyſpiele zur Genüge giebt.

Der größte Theil der Rhabarber, welche wir gegenwärtig erhalten, kommt aber zur See aus Canton, durch Dänen und Holländer; ſie wird zu Lande von den Bucharen nach Kiachta in Siberien gebracht, und von da weiter verführt; in Kiachta geſchieht eine ſtrenge Viſitation, und die ſchlechte Rhabarber wird nicht etwa nur konfiszirt, ſondern auf der Stelle verbrannt; was würde

man da wohl in Deutſchland und Frankreich verbrennen müſſen, wenn man einmal die Schubladen mancher Apotheker ernſtlich unterſuchte, ich glaube der Holzbedarf würde dadurch bedeutend vermindert werden.

Wenn die Rhabarber ausgeleſen worden iſt, wird die für gut geachtete, von ihrer etwa noch anhängenden Rinde und andern nicht dazu gehörigen Theilen gereiniget, in gut ausgepichte Kiſten gepackt, dann nach Moskau und von da aus nach Petersburg verſendet. In Petersburg wird eine nochmalige Unterſuchung mit dieſer Drogue vorgenommen, und die etwa jener erſten Prüfung entgangenen Stücke ebenfalls ausgeſchloſſen und vernichtet.

Die ruſſiſche Rhabarber (Rheum moscawiticum), erhalten wir in Stücken von ſehr mannigfaltiger, mehrentheils vieleckiger Geſtalt, zuweilen auch platt gedrückt, einer dicken Rinde ähnlich, hufförmig, groß und klein untereinander. Die äußere Farbe iſt ein eigenthümliches Gelb, und im Bruche findet ſie ſich weiß, hell und dunkelgelb marmorirt, wie eine Muskatennuß; der Ge-

ruch iſt eigenthümlich, doch ohne die geringſte Dumpfheit; der Geſchmack iſt ebenfalls eigenthümlich, ſüßlich, eckelhaft, für mehrere Menſchen angenehm, für manche unausſtehlich, zwiſchen den Zähnen bemerkt man, wenn man ſtark darauf beißt, ein Knirſchen, wie wenn feiner Sand darin wäre. Ueber die Farbe läßt ſich jedoch nicht viel ſagen, denn Pallas traf auf ſeiner Reiſe durch Siberien ganz weiße Rhabarber an, welche, bey allen Wirkungen einer vorzüglichen gemeinen Rhabarber, einen angenehmen ſüßen Geſchmack hatte: dieſe weiße Rhabarber erhält aber nur der Hof von St. Petersburg. Uebrigens können wir eine Rhabarber für gut und brauchbar erklären, wenn ſie vollkommen trocken, mittelmäßig ſchwer, äußerlich gelblich oder grünlich gelb, und von einem Gefüge, das nicht zu hart und auch nicht zu ſchwammig und locker iſt. Die von Würmern geſtochene Rhabarber, die oft ſehr künſtlich verklebt iſt, muß verworfen werden.

Nachdem man die Pflanze kannte, von welcher man Rhabarber, ſey es eine oder die andere Sorte, erhalten könnte, ſo ſuchten die unermüdeten Deut-

ſchen

ſchen die Rhabarber auch in ihrem Vaterlande hervorzubringen, und wir können unſere verehrten Leſer verſichern, daß dieſe Verſuche recht glücklich ausfielen, und immer noch verdienen fortgeſetzt zu werden. Die Urſache, warum man den Rhabarberbau in Deutſchland nicht fortgeſetzt, und noch mehr erhoben hat, mag wohl in den ſehr unbeſtändigen Preiſen dieſer Wurzel liegen, die oft das Pfund zu 2 Gulden, oft ſechsmal theurer verkauft wird. Schon im Jahr 1768 erhielt man Rhabarberſaamen aus Moskau, woſelbſt aber der Anbau, wegen des feuchten Bodens, nicht glücken wollte; in Deutſchland wurden die glücklichſten Verſuche zu Käferthal bey Mannheim, alſo in der ſchönen fruchtbaren und warmen Gegend am Rhein gemacht, ſo auch im Preußiſchen und in der Gegend um Braunſchweig, woſelbſt man ziemlich beträchtliche Pflanzungen anlegte. Vielleicht breitet ſich die Kultur dieſer Pflanze noch mehr aus, wenn wir einmal werden einſehen lernen, wie gut es wäre, wenn wir nicht ſo viel Geld für Dinge ins Ausland ſenden, die wir bey uns eben ſo gut haben könnten. Die im deutſchen Vaterlande gezogene Rhabarber, wird einheimiſche

Rha-

Rhabarber (R. Rhabarbari nostratis) genannt. Wer ſollte wohl glauben, daß jährlich über eine Million Thaler einzig und allein für Rhabarber ins Ausland gehen? und doch beweiſen dieſe die Einfuhrliſten fremder Waare.

Der Anbau der Rhabarber iſt im Ganzen mit wenig Mühe und Pflege verbunden, weil ſie, wenn ſie einmal den Standort angewöhnt hat, unſern ſelbſt kälteſten Winter aushält. Die Rhabarber gehört zu den vieljährigen dauernden Pflanzen, und eine Reihe von Jahren gehört dazu, um eine ſchöne große und kräftige Wurzel zu ziehen; nur iſt man über die Wahl der Mutterpflanze, zum geſchickteſten und zweckmäßigſten Anbau noch nicht vollkommen einig. Es ſcheint aber, als wenn ſich die Wurzel von der herzformblättrigen Rhabarber, vor allen zum Anbau in unſerm Vaterlande empfehlen dürfte, wenn ſie das gehörige Alter (10—12 Jahre) erreicht hat; man nimmt ſie dann aus der Erde und trocknet ſie, nachdem ſie wohl gereiniget, und in zweckmäßig große Stücken geſchnitten worden iſt, trocknet ſie etwa um 2 Drittel ihres Gewichts, und die Hälfte

ihres

ihres Umfangs ein, jedoch behält ſie die Form, welche man ihr im friſchen Zuſtande gab, ohne runzlich zu werden.

Um die Rhabarber zu ziehen, wählt man einen lockern, aber magern, mit Schutt vermengten Boden, welcher viel Sonne und Luft hat, in der Mitte des Sommers ſä't man den von sechsjährigen Pflanzen genommenen Saamen gleich auf die Stelle, wo man die Rhabarber ſtehen zu laſſen gedenkt, und erhält noch vor Winters Pflanzen, welche ſtark genug ſind, im Freyen auszuhalten. Hier läßt man die Pflanzen ohne alle Pflege fortwachſen, nur ſucht man das Unkraut, wenn es zu heftig zwiſchen und neben den Pflanzen wuchern ſollte, ſo viel nur immer möglich zu vertilgen. Im dritten Jahre, ſelten im zweyten, bemerkt man eine ſchöne Blüthe aus der Pflanze emporwachſen, und im Herbſt ſterben Stengel und Blätter ab. Von Jahr zu Jahr aber wird der Stengel ſtärker, und erreicht oft die Dicke eines ſtarken Mannsarm. Nach 10 — 12 — 15 Jahren, kann man dann die Wurzeln im Spätherbſt ausgraben, von Erde und kleinen Wurzeln

reini=

reinigen, und zuerſt an der Luft, dann in einem ſtark erwärmten Zimmer vollkommen austrocknen. Man erhält auf dieſe Art eine recht ſchöne einheimiſche Rhabarber; allein, ſie iſt noch immer eigenthümlich ſchwerer wie die chineſiſche, ruſſiſche, türkiſche und andere, hat auch das marmorirte Anſehen nicht, wenn man ſie zerbricht, und wenn gleich in der Wirkung ähnlich, doch nicht gleich; auch hat ſie einen bittern, ſtärker zuſammenziehenden Geſchmack, und weniger eigenthümlichen Geruch. Allein, alles dieſes muß uns nicht abhalten, unſere Verſuche über dieſes wichtige Arzneymittel fortzuſetzen, um vielleicht durch Kultur doch endlich zum Zwecke zu gelangen.

Als Arzneymittel gehört die Rhabarber zu den gelind auflöſenden und abführenden, welches die beſondere Eigenſchaft beſitzen ſoll, bey allem dieſen, den Darmkanal zu ſtärken, und die verlorne Eßluſt wieder herzuſtellen. In den Apotheken kömmt die gepülverte Rhabarber zu mehreren Zuſammenſetzungen, ſo wie man Tinkturen und Eſſenzen, mit Wein, Weingeiſt und Waſſer daraus bereitet, auch iſt der Rhabarber-Syrup (Sy-

rupus rhei) in einer jeden Haushaltung bekannt. Auch röſtete man die Rhabarber, bis ſie eine dunkle braune Farbe annahm (Rheum toſtum), welche aber eigentlich verdorbene Rhabarber genannt werden ſollte, indem dabey ihre Heilkräfte faſt gänzlich verlohren gehen. Tab. XXXV. Fig. 44 finden unſere Leſer einen blühenden Stengel der Rhabarber, Fig. 45 ein Blatt und unter 46 eine in der Mitte durchſchnittene Wurzel nach der Länge, dann auch nach der Quere; 47 *a b* ſind Blüthen, *d* ein Saamen.

Vorzüglich von der Inſel Sumatra erhalten wir eine beſondere harzige Subſtanz, Benzoe, welche als angenehmes Räucherungsmittel, ſeit etwa hundert Jahren in Europa bekannt iſt.

Ueber den eigentlichen Urſprung dieſer Benzoe, wie unſere Subſtanz genannt wird, war man lange nicht vollkommen einig. Linne ſetzte die Pflanze in die erſte Ordnung ſeiner zehnten Klaſſe, und zwar iſt es dort die 546ſte Gattung, und zu den Lorbeerarten gezählt (Laurus benzoin); ſpäterhin aber nannte er die Pflanze (Croton Benzoe), und ſein Sohn fand für gut, eine Terminalia

(Ter-

T. XXXV.

(Terminalia benzoe) daraus zu machen; doch auch bey dieſer Beſtimmung blieb es nur ſo lange, bis der berühmte engliſche Naturforſcher Banks einen blühenden und einen früchtetragenden Zweig aus Surinam erhielt, unterſuchte, und die Pflanze für eine Storaxart (Styrax benzoin) erklärte. Dr. Murey ſetzt den Baum jedoch wieder unter die Lorbeerarten. Unſere Leſer ſehen hier ein Beyſpiel, wie viele Mühe es koſtet, eine einzige Pflanze, welche uns doch hinſichtlich des Erzeugniſſes, welches ſie uns liefert, ſo wichtig iſt, mit Gewißheit zu beſtimmen. Jedoch wird uns eine Abbildung von dieſer Pflanze in der Folge ganz außer Zweifel ſetzen, wenn wir etwa in dem nördlichen Theile von Sumatra, dieſelbe in ihrer Schönheit antreffen ſollten.

Wir wollen hier den neueſten Angaben folgen, und zwar mit Driander den Baum, welcher uns dieſes Mittel liefert, zu den Storaxarten rechnen, und uns der Abbildung getröſten.

Bevor davon das Harz eingeſammelt werden kann, muß ſie ein Alter von wenigſtens acht Jahren,

ten, und eine Dicke von 5 — 6 Zoll erreicht haben; ſo wie die Sammlung von einem und demſelben Bäumchen nur einige Jahre, etwa bis es das zehnte Jahr erreicht hat, geſchehen kann. Man macht in jener Zeitperiode Einſchnitte in die Rinde des Baumes, worauf ein milchigter Saft ausfließt, welcher ſich mit der Zeit, unter der Einwirkung der Atmosphäre verdickt; man hat genaue Beobachtungen angeſtellt, welche beweiſen, daß von einem Baume ſeine ganze Dauer hindurch, nicht mehr als höchſtens zwey Pfunde Benzoe eingeſammelt werden können.

Die Benzoe iſt eigentlich zu den vollkommenen Harzen zu zählen, welches uns die Natur gleichſam unmittelbar liefert. Gute Benzoe iſt von einer angenehmen braunen Farbe, im Bruche ſehr glänzend, an den Bruchrändern etwas durchſichtig, mit weißen Körnern eingeſtreut; ſchon ohne Erwärmung düftet es uns einen lieblichen Geruch entgegen, welcher durch Anwendung der Wärme noch mehr erhöht wird. Gewöhnlich erhält man die Benzoe in großen Maſſen, auf deren Außenſeite man oft die Eindrücke von Rohrmatten deutlich

lich bemerkt. Je mehr weiße Körner in dieſer Subſtanz eingeſtreut zu ſeyn ſcheinen, deſto beſſer iſt ſie, man nennt ſie dann Mandelbenzoe (Benzoe amygdaloides), und dieſes Eigenthümliche läßt ſich durch keine Kunſt nachahmen. Eine andere Art Benzoe, von weit geringerer Beſchaffenheit, iſt die, welcher die weißen Flecken gänzlich fehlen, die eine minder angenehme, mehr gleichförmige braune Farbe beſitzt, und mit vielen Unreinigkeiten, wie z. B. Spähne, Sand u. d. gl. untermengt iſt, ſie kömmt unter dem Namen Benzoe in Sorten (Benzoe in Sortis) im Handel vor. Die Benzoe läßt ſich an einer Lichtflamme leicht entzünden, und brennt, unter Verbreitung eines lieblichen Geruchs und Erzeugung einer Menge Ruß, lebhaft fort. Beym Schmelzen oder ſehr ſtarken Erhitzen, verbreitet ſich ein ſtarker weißer Dunſt, welcher ſehr zum Huſten reizt, und eine flüchtige Säure eigener Art, die Benzoeſäure, zum Grunde hat, welche einen Hauptbeſtandtheil dieſer Harzſubſtanz ausmacht, und auf verſchiedene Art von den Chemikern und Apothekern ausgeſchieden wird.

Wenn

Wenn man eine kleine Menge dieſes Harzes mit gutem ſtarken Weingeiſte übergießt, einige Tage an einem warmen Orte ſtehen läßt, und dann das Helle davon trennt, ſo erhält man die beliebte Benzoetinktur, welche, wenn einige Tropfen in Roſen= oder ein anderes wohlriechendes Waſſer gegoſſen werden, eine milchartige Flüſſigkeit darſtellt, deren man ſich als Schönheitsmittel bedient, indem es die Haut glatt erhält. Dieſe weiße Flüſſigkeit nennt man Jungfernmilch (Lac virginis).

Man wendet übrigens das Benzoeharz mehr als Räucherungsmittel als zum Heilmittel an; als Räuchermittel bedient man ſich derſelben mit gutem Erfolg bey örtlichen Lähmungen und Gicht; innerlich wurde ſie, zu Granen mit Zucker abgerieben, als empyriſches Bruſtmittel verordnet; ſo auch die durch Kunſt daraus abgeſchiedene Säure (Acidum benzoes, Flores benzoes).

Zu Lackfirniſſen und techniſchem Gebrauche der Art, iſt die Benzoe, wegen zu weniger Feſtigkeit, faſt allen andern harzigen Mitteln nachzuſetzen.

Wir treffen unter den Arzneymitteln auch einen Körper an, welcher weder ein vollkommenes Harz, noch Wachs, noch Fett genannt werden kann, und welcher ſich durch einige jenen ähnliche, beſonders dem Harze, eigenthümliche Eigenſchaften auszeichnet: es iſt das ſogenannte Lack, Schellack, Stocklack, Tafellack, Körnerlack (Lacca in tabulis, ramulis, granis); zwar haben wir deſſen ſchon bey den Inſekten, ſ. Lackſchildlaus, gedacht; allein, in der Hoffnung, uns mit unſern Leſern über dieſe für den Handel, Medizin und Technik ſo wichtigen Gegenſtände noch einmal zu unterhalten, ſparten wir einiges bis auf die gegenwärtige Zeit auf.

Hinweiſend auf das, was wir bereits in unſern Unterhaltungen bemerkten, tragen wir nur noch nach, was hier für unſere Leſer nützlich, unterhaltend und belehrend iſt, und was man in Hinſicht der mediziniſchen Kräfte dieſes Körpers für Beobachtungen angeſtellt, und welche Erfolge man davon wahrgenommen hat.

Was das Inſekt, und die Erzeugung des Schellacks ſelbſt betrifft, ſo müſſen wir erſt das

an=

anführen, was der bekannte Naturforſcher Keer darüber in den philoſophiſchen Verhandlungen mitgetheilt hat. Die Fabrikanten, d. h. die Inſekten, welche bereits am angegebenen Orte genau beſchrieben wurden, kommen als Junge im November und December, in ihrem Vaterlande Indoſtan zum Vorſchein, kriechen einige Zeit auf denen, ihnen von der Natur angewieſenen Bäumen und Gewächſen herum, beſonders auf verſchiedenen Arten Feigenbäumen, als der Biſtenfeige (Ficus religiosa), dem Jujubenkreuzdorn (Rhamnus jujuba); hierauf hängen ſie ſich an die Spitzen der grünen Zweige, in ſo großer Menge an, daß ſie, wie von einem rothen Staube bedeckt, erſcheinen; im Januar ſitzen ſie dann, ohne ein beſonderes Lebenszeichen von ſich zu geben, feſt, und werden durch die dem Gewächſe, wahrſcheinlich durch eine Verletzung beygebrachte Oeffnung, aus welcher der klebrige Saft häufig hervorquillt und bald an der Luft erhärtet, durch Anhäufung deſſelben, gleichſam übergoſſen und eingehüllt, wodurch eine Menge Zellen entſtehen, welche gegen das Ende des März völlig zu ihrer Reife kommen. In dieſen Zellen ſchwellen die

be-

befruchteten und trächtigen Inſekten zu einem ganz unförmlichen, glatten, rothen, eyrunden Beutel an, und enthalten dann einen ſehr ſchönen rothfärbenden Saft. Im Oktober oder November, finden ſich dann in einem ſolchen Beutel 20 und mehrere länglichrunde Eyer, oder vielmehr kleine Maden, welche in dem rothen Safte ſchwimmen, und ſich davon nähren. Iſt dieſer Saft aufgezehrt, ſo durchbrechen die jungen Inſekten gleichſam den Rücken ihrer Mutter und Ernährerin, und entfliehen, die leeren Hüllen zurücklaſſend. Dieſes Zurückgelaſſene iſt das, was wir im Handel unter dem Namen Stocklack (Gummi laccæ in ramulis) erhalten, und welches noch mit ſeinem herrlichen und ſehr brauchbaren Farbſtoffe durchdrungen iſt. Dieſes iſt auch die vorzüglichſte Zeit der Einſammlung, welche ohne Schwierigkeiten geſchieht, indem man nur die überzogene Zweige abbricht, und das Ganze bey mäßiger Wärme austrocknet. Dieſe Art des Schellacks oder Lacks iſt gewöhnlich die theuerſte, eben weil in ihm der koſtbarſte Farbeſtoff enthalten iſt. Gewöhnlich zieht man im Vaterlande einen Theil des Färbeſtoffs aus; eine ſolche Waare iſt dann etwas heller,

auch kommt die nämliche Subſtanz in Körnern vor, und wird eben wegen ihrer Geſtalt Körnerlack (Gummi laccæ in granis) genannt, es enthält auch noch etwas Färbeſtoff; auch ſcheint es eine Veränderung durch irgend eine Behandlung erlitten zu haben, indem es, ohne es zu zerſtören, nicht ſchmelzbar iſt. Hingegen kömmt eine Lackart unter dem Namen Tafellack, oder nur gemeinhin Schellack (Gummi laccæ in tabulis) vor; dieſe iſt ihres Farbſtoffes gänzlich beraubt, und hat in ihrem Vaterlande einige Veränderungen durch Manipulation erlitten. Nachdem man nämlich den Färbeſtoff aus dem natürlichen Lack vollkommen ausgezogen hat, macht man die Maſſe flüſſig, und preßt ſie durch einen leinenen Beutel; worauf man ſie zwiſchen glatten geölten Steinen, oder nur mit bloßen Händen in flache, ſchaalige Stücke von verſchiedener Größe formt. Dieſe Waare hat eine bräunlich rothe Farbe, welche ſich ins Gelbe zieht, iſt mehr oder weniger durchſichtig, und ſoll bey einem ſehr gelinden Feuer vollkommen ſchmelzbar ſeyn, und ſich zu ſehr feinen Fäden ausziehen laſſen, welche Eigenſchaft als ein ganz vorzügliches Zeichen ſeiner Güte ange-

geſehen werden muß. So ſehr auch dieſe Subſtanz von den eigentlichen Harzen abweicht, ſo iſt es doch darin denſelben ſehr ähnlich, daß es ſich in reinem Weingeiſt vollkommen auflöst, und damit eine gleichförmige Miſchung bildet. Das Waſſer hat hingegen gar keine Wirkung darauf; ſollte aber noch Farbſtoff mit dem Lack verbunden ſeyn, ſo wird dieſer durch Kochen mit Waſſer vollkommen ausgezogen, und bildet eine ſehr ſchöne rothgefärbte Flüſſigkeit, welche, durch den Apotheker bereitet, unter dem Namen Lacktinktur (Tinctura laccæ) als Heilmittel, beſonders zur Reinigung und Erhaltung ſchöner Zähne, häufig angewendet wird. Der gute Erfolg dieſer Tinktur mag wohl in dem zuſammenziehenden Stoffe, welcher damit verbunden iſt, zu finden ſeyn.

Viel mannigfaltiger, wie in der Medizin, iſt der Gebrauch des Schellackes in den Künſten; eine Auflöſung deſſelben in reinem Weingeiſt, iſt die, lange für ein Geheimniß gehaltene ſogenannte Politur der Holzarbeiten, die, um ſie wie Spiegel glänzend zu machen, vorher mit Bimsſtein, Trippel und Oel geſchliffen, und dann mit einer ſol-

chen Auflöſung oder der Politur, in welche man ein leinenes Läppchen taucht, ſo lange gerieben werden, bis ſie den erforderlichen Glanz erhalten haben; dieſes gilt ſowohl von ebenen, als von runden Arbeiten.

Im 16ten Jahrhundert wurde das eigentliche Siegellack, unter dem Namen ſpaniſches Wachs in Deutſchland bekannt, nachdem man ſich ſeit undenklichen Zeiten des gefärbten Wachſes zu Siegeln bedient hatte, und dieſes Bedürfniß vermehrte den Verbrauch des Schellacks ſehr. Um Siegellack zu bereiten, ſchmelzt man das Schellack bey gelinder Wärme mit einem Zuſatze von Terpentin, und ſetzt dann eine im Feuer haltbare Farbe, wie Zinnober oder Beinſchwarz, zu. Geringere Siegellackſorten werden wohl auch mit fein gemahlener Kreide und Kolophonium verſetzt.

In neuern Zeiten ſind zwey färbende Subſtanzen als Stellvertreter der Cochenille, unter dem Namen Lack-Lacke und Lack-Dye, in Handel gekommen, welche ſehr gewürdigt zu werden verdienen. Die Herren Ofenheimer in Wien haben eine Farbe in Handel gebracht, welche gewiß nichts

nichts anders als dieſes Produkt iſt; ich ſchreibe dieſes 1817 im May.

In die zehnte Klaſſe, in die erſte Ordnung gehören auch die faſt allgemein bekannten, und als Arzneymittel oft gemißbrauchten Sennes-blätter (Folia sennæ), von einer Pflanze, welche Linne Caſsia senna nennt. Ob wir die Pflanze gleich im ſüdlichen Europa finden, ſo iſt ſie doch eigentlich im Morgenlande, beſonders in Aegypten zu Hauſe; ſie iſt ein niedliches, jähriges, vielleicht auch zwey- und mehrjähriges Strauchgewächs, welches ganz vorzüglich ſandige und ſteinige Gegenden liebt, und theils wild empor wächst, theils abſichtlich gebaut wird, indem der Verbrauch der Blätter und Bälge derſelben, ſowohl in Aſien als Europa ſo beträchtlich iſt, daß oft der größte Theil eines bedeutenden Handelsfahrzeugs damit befrachtet wird. Die Blüthen des Senne-Strauchs ſind ſchön gelb, und die Frucht iſt eine balgartige Schotte, von der Größe des vordern Gelenks eines Mannsdaumens, häutig, und innen mit mehreren bohnenartigen Kernchen beſetzt.

Die

Die Blätter ſelbſt, welche den Handlungsartikel eigentlich ausmachen, ſind eyrund, etwas zugeſpitzt und ungleich, das heißt, die eine Fläche oder Seite des Blatts, läuft an ihrer Mittelrippe etwas weiter herunter als an der andern, ſie fühlen ſich ſehr glatt und gleichſam pergamentartig an, haben etwas über einen halben Zoll Länge, und ſind mit ſehr vielen Stielen vermengt, deren Gewicht oft mehr, als die eigentlichen Blättchen ſelbſt beträgt. Der Geruch iſt eigenthümlich ſchwach, einigen Perſonen eckelhaft, der Geſchmack bitter, die Farbe ziemlich abgeblaßt graugrün.

Im Handel kommen mehrere Sorten Sennesblätter vor, die eben beſchriebenen ſind die ſogenannten alexandriniſchen Sennesblätter (Folia sennæ alexandrinæ), auch de la Palthe genannt. Wir erhalten dieſe beſte Sorte von Kairo, ſie kommen dann über Marſeille, Livorno und Venedig zu uns, wenigſtens iſt dieſes der natürliche Bezug. Außer dieſer eigentlichen beſten Sorte, welche allein zum Arzneygebrauch verwendet werden ſollte, erhalten wir auch noch die italieniſchen, tripolitaniſchen und manchani-

niſchen Sennesblätter, deren Stammpflanzen Abarten der wahren Sennekaſſie zu ſeyn ſcheinen. Die italieniſchen, welche auch provinzialiſche Sennesblätter genannt werden, ſind in allen ihren Durchmeſſern breiter, und bey weitem nicht ſo pergamentartig, ſondern ſehr dünn in ihrer Subſtanz, ſind auch ſtärker gerippt, und von einer auffallend ſchönern grünen Farbe. Sie haben weniger Bitteres, ſind auch ſchleimiger, und verurſachen bey ihrem Gebrauche kein ſo ſtarkes Leibreißen, was die alexandriniſchen durchaus hervorbringen, beſonders wenn man die dabey befindlichen Stiele nicht ſorgfältig ausliest. Einige wollen dieſer Art Sennesblätter den Vorzug vor den alexandriniſchen einräumen, welches wir jedoch nicht zugeben können.

Ebenfalls größer, dünner, leicht zerbrechlicher, und ſchöner grün, ſind die tripolitaniſchen Sennesblätter, welche beſonders in der Barbarey und auf den joniſchen Inſeln eingeſammelt werden; auch verrathen ſie ſich dadurch, daß ſie ſich ſehr rauh anfühlen. Die arabiſchen Sennesblätter zeichnen ſich durch ihre Größe und

ſtärker hervorgezogene Spitze oben auf dem Blatte aus, ſie beſitzen nur wenig Wirkſamkeit, und ſind daher in der Arzneykunde verwerflich.

Wenn dieſe Waare ſehr theuer iſt, ſo werden natürlich, um den Bedarf zu decken, die älteſten verdorbenſten hervorgeſucht, die niemand bey leichtem Preiße kauft, und alle Winkel werden von den Türken ausgeſucht und zuſammen gefegt, um uns für ſchweres Geld wahren Quark aufzuladen; ja man hat ſogar eine Sorte Sennesblätter im Handel, welche, Gott weiß woraus, zuſammengemengt ſind, ſie beſtehen aus lauter kleinen Stückchen, von der Größe einer halben bis ganzen Linſe, Sand, Steinchen, Saamen aller Art, Mäuſekoth und dergleichen Unrath von kleinen und größern Hausthieren, Staub, Stielen in Menge; dieſe verwerfliche Arzneydrogue nennt man Sennesblätterklein (Folia sennæ parvæ), und man findet ſie oft in den Preißliſten, mit zwey Gulden für das Pfund angeſetzt. Leider! giebt es noch hin und wieder Apotheker, die ſolchen Quark kaufen, und zu Pulver und Dekokten verwenden; welchen Eckel dieſes dem Wiſſenden erregen muß, werden unſere verehrten Leſer ſchon ſelbſt fühlen.

Wir

Wir haben auch deutſche Sennesblätter (Folia sennæ germanicæ), von einer kleinen Staude (Colutea arborescens L.), ſie dienen als Verfälſchungsmittel anderer, ſind aber leicht an einer herzförmigen Spitze, die das Blättchen auszeichnet, zu erkennen, auch laufen die Blattſeiten an der Mittelrippe parallel herunter. Verſuche über die Anwendung der Coluteen, oder Blaſenbaumblätter, könnten aber vielleicht die Gleichwirkung derſelben mit den wahren erweiſen, und wir brauchten unſer gutes Geld den Türken nicht für ihre ſchmutzige Waare zu geben, von welcher es wirklich ſcheint, als wenn ſie nur die Gewohnheit noch im Gebrauch erhielte.

Die Schotten oder Hülſen = Bälge kommen ebenfalls unter dem Namen Sennesbälglein, Mutterblätter, im Handel, und als Apothekerwaare vor (Foliculæ sennæ). Es ſind längliche, ſtark abgerundete, flach gedrückte, ſichelförmig gebogene Hülſen, von grünlich brauner Farbe. Sie ſollen ſanfter als die Blätter wirken, unſerer Erfahrung nach wirken ſie wenig oder gar nicht.

Was nun die Wirkung der Sennesblätter ſelbſt anbetrifft, ſo wurden ſie ehedeſſen in gar vielen Krankheiten gebraucht, in welchen uns gegenwärtig kräftigere und zuverläßigere Mittel unterſtützen. So glaubte man, ſie reinigten alle Eingeweide, ja ſogar das Gehirn vom überflüſſigen Schleim, gab ſie in Krankheiten, wo man ganz vorzüglich die Milz und die Leber angegriffen glaubte, ja ſogar in der Waſſerſucht wurden ſie angewendet, wo ſie aber ſehr zu mißrathen ſind, da ſie immer hartnäckige Verſtopfungen nach ihrem Gebrauche zur Folge haben. Gegenwärtig betrachtet man ſie als ein erregendes Abführungsmittel, und verordnet ſie in Verbindung mit Rhabarber, Manna und Mittelſalzen; ſie machen ein Hauptingredienz des beliebten Wiener Laxiertränkchens (Aqua laxativa vienensis) aus, und werden mit Zwetſchgen abgekocht, als eröffnendes Mittel häufig und ohne ärztliche Verordnung verwendet.

Ehedeſſen bereitete man aus den Sennesblättern eine Menge Zuſammenſetzungen, Extrakt, Tinktur, Elektuar, ſetzte allerhand Mittel zu, um

ſie zu korrigiren, oder ihre Eigenſchaft, im Darm⸗kanal ein unangenehmes Schneiden hervorzubringen, zu mildern, das Laugenſalz (Sal tartari) zeigte ſich hier am wirkſamſten, weil das den zuſammen⸗ziehenden Stoff modifizirt.

Eine andere Art der Kaſſie, welche unter dem Namen Rohr⸗ oder Röhrenkaſſie (Caſsia fistula L.) vorkommt, iſt ebenfalls zu den Arzney⸗pflanzen zu rechnen, ob ſie gleich beynahe vergeſſen war, und mit Recht vergeſſen werden ſollte. Die neueſte preußiſche Pharmakopöe, hat ſie jedoch wieder aus der Rüſtkammer alter Nothhelfer her⸗vorgezogen, und vielleicht leiſtet ſie wieder von neuem mehr als wir vermuthen.

Ein ſchöner hoher Baum der beyden reichen Indien, liefert uns die Frucht, welche wir Fiſtel⸗ oder Rohrkaſſie nennen, und von welcher wir uns jetzt nützlich unterhalten wollen. Dieſe Frucht bildet entweder einen ganz geraden, oben und unten abgeſtumpften Zylinder von dunkelſchwarz⸗brauner Farbe, oder dieſer Zylinder iſt mehr oder weniger gebogen. Oft erhalten wir ganze Früchte von der Länge einer halben Elle und darüber, und

etwa ¾ Zoll im Durchmeſſer, oft ſind ſie auch dünner und kürzer, welche letztere gewöhnlich aus Weſtindien kommen, wenn erſterer Vaterland Oſt=indien war. Sie beſtehen aus einer harten, holzigen, gänzlich kraftloſen Rinde, welche von je her weggeworfen wurde, ob ſie gleich noch vor Kurzem von einem Arzte verordnet wurde, und aus einem ſchwarzen, ziemlich konſiſtentem Marke, welches einen ſüßlichen Geſchmack, und faſt gar keinen Geruch hat; dieſes Mark liegt in ſehr regelmäßigen, durch ein feines, pergamentähnliches Blättchen von einander getrennten Zellen, und faſt auf einer jeden ſolchen Lage liegt, beſonders in ſtarken recht ausgewachſenen Schotten, ein braungelber, glänzender, flacher, auf beyden Seiten etwas erhabener Kern oder Saamen. Beſonders werden diejenigen Kaſſien hochgeſchätzt, und für die beſten gehalten, welche aus Kambiga kommen, und unter dem Namen levantiniſche Kaſſie in ſtarken Röhren zu uns gebracht werden. Man trifft oft zerbrochene, und von Würmern durchbohrte Waare der Art an, dieſe muß aber gänzlich verworfen werden.

Das Mark, welches alſo in dieſen Röhren vorgefunden wird, iſt als die eigentlich wirkſame Subſtanz betrachtet worden, es gehört zu den gelind eröffnenden, wenig reizenden, vornehmen und theuren Abführungsmitteln, zu welchem Zwecke es auch einzig und allein verwendet wird. Man gab ſich ehedeſſen viele Mühe, ſchnitt die Schotten von einander, und nahm mit einem Spatel das Mark heraus; daß man auf dieſe Art wenig erhielt, und viel Zeit unnützerweiſe verſchwendete, iſt einleuchtend. Gegenwärtig bereitet man das Kaſſienmark oder Kaſſienmuß (Pulpa caſsia), indem man die Schotten ſo zerhackt, daß alle ihre innern Zugänge offen ſind, weicht ſie in lauwarmes Waſſer ein, und wäſcht auf dieſe Art das Mark aus; dieſes trennt man dann durch ein feines Sieb von den holzigen Theilen, und kocht das Flüſſige bis zur Dicke eines Mußes in einem zinnernen oder irdenen Gefäße ein.

Von einem Baume, welcher ebenfalls in dieſe Klaſſe und Ordnung gehört, und unter dem Namen Hülſenbaum (Hymenæa Courbaril) vorkommt, ſoll eine harzige Subſtanz erhalten werden,

die

die unter dem Namen Animeharz, Animegummi (Gummi resina animæ) vorkommt, und in den Apotheken und Materialhandlungen angetroffen wird. Dieſes Harz hat eine hellgelbe Farbe, und iſt auf ſeiner Oberfläche wie mit Mehl beſtaubt, der Geſchmack iſt terpentinartig, doch feiner und balſamiſch, der Geruch iſt angenehm, gewürzhaft, beſonders in nicht zu großer Menge auf ſanft glühende Kohlen geſtreut. Ob dieſes Harz immer unter der Wurzel des Baumes, der es liefert, gefunden wird, wiſſen wir nicht genau, da überhaupt der wahre Urſprung vieler Mittel und Gegenſtände, welche wir aus ſo entfernten Ländern, wie Braſilien iſt, ziehen, noch ziemlich ungewiß genannt werden kann.

Das Animeharz wird auch Flußharz genannt, weil es ſich bey den ſogenannten Flüſſen oder Rheumatismen, wenn man die ſchmerzhaften Theile damit räuchert, ſehr wirkſam gezeigt haben ſoll, wie dieſes faſt alle unſere gelinden Reizmittel in Verbindung mit Wärme leiſten.

Man benutzt dieſes Harz auch zu gelind reizenden Pflaſtern, bey gleichen Fällen, wo es recht

gute

gute Dienſte leiſtet; auch bereitet man mit ſtarkem Weingeiſte eine Tinktur daraus, die ebenfalls zur Zertheilung kalter Geſchwülſte, und um Erregung in die Muskelfaſer zu bringen, nicht ohne Erfolg eingerieben wird.

In der Technik benutzt man dieſes Harz ebenfalls zu Fürniſſen aller Art, um andere ſchwer auflösliche Körper im Weingeiſte lösbarer zu machen.

Bey den ausländiſchen Holzarten, im ſiebenten Bande dieſer Unterhaltungen, haben wir zwar bereits des Braſilholzes gedacht, und das, was an jenen Ort gehörte, beygebracht; allein, wir benutzen dieſes Holz, welches von der Cæsalpinia brasiliensis herrührt, auch in der Arzneykunde. Man bereitet nämlich aus demſelben ein Extrakt (Extractum ligni campechiense), indem man eine beliebige Menge deſſelben mit Waſſer auskocht, und die erhaltene Brühe ſo lange in einem zinnernen Gefäße verſiedet, oder wieder einkocht, bis ſie die Beſchaffenheit einer dicken Salbe angenommen hat. Man benutzt dieſes Extrakt bey Ruhren und Blutflüſſen; es iſt ein gelind zuſammenziehendes, etwas

ſtär-

ſtärkendes Mittel. Aus dem rothen Braſilholze bereitet man eine ſchöne rothe Tinte, wenn man vier Loth deſſelben, mit einem halben Maas geringem rothen Wein, und einem Loth Alaun ſiedet, und dann, nachdem man die rothe Flüſſigkeit abgegoſſen hat, ein halb Loth arabiſchen Gummi hinzubringt; oder man vermeidet den Alaun, und ſetzt der Brühe ein halb Loth einer Auflöſung des Zinns in Salzſäure, und dann erſt etwas Gummi zu.

Wir betrachten nun mit unſern verehrten Leſern einen der ſchönſten weſtindiſchen Bäume, von welchem wir eine Frucht erhalten, die den ſeltenen Namen Elephantenlaus führt, es iſt Anacardium occidentale, der Anakardienbaum. Dieſer Baum kömmt auch in Oſtindien vor, wo er ebenfalls ähnliche, aber doch von dieſem verſchiedene Früchte liefert. Linne nennt den Baum Semecarpus anacardium, und in ſeinem Vaterlande führt er den Namen Akaju, findet ſich aber dort in der dritten Ordnung der fünften Klaſſe; die Frucht ſelbſt, oder die Elephantenlaus bildet eine kleine nierenförmige Nuß, welche auf dem eigent-

lichen

lichen Fruchtboden aufſitzt, der bald größer bald kleiner gefunden wird. Schneidet man einen ſolchen Kern von einander, ſo bemerkt man in ſeinem äußern Umkreiſe eine Menge kleiner Zellen, welche mit einer ſcharfen ſchwärzlichen Materie, der eigentlich wirkſamen Subſtanz angefüllt iſt. Dieſe Subſtanz iſt harzig, gummiartig, außerordentlich ſcharf, und beſonders im friſchen Zuſtande ſo ätzend, daß ſie nicht allein die Haut röthet, ſondern bey manchen Perſonen ſogar eine ſich noch weiter verbreitende Entzündung veranlaßt, und ſelbſt Gelegenheit zur Entſtehung künſtlicher Geſchwüre giebt.

Die Einwohner jener heißen Gegenden benutzen ſie gegen Flüſſe oder Rheumatismen, gegen bösartige Geſchwüre, einer in Amerika nicht ſeltene Krankheit.

Man hat verſucht, den Saft zum Färben baumwollener Zeuge zu verwenden, und hat ſehr gute Reſultate damit erhalten. Bey den ausländiſchen Holzarten haben wir dieſes Baumes ſchon gedacht, und bemerkt, daß das unächte Mahagoniholz davon abſtammen ſoll.

Nun kommen wir auf eine ſehr wichtige, vielleicht weniger, wie viele andere ausländiſche Pflanzentheile, zu entbehrenden Drogue, die bittere Quaſſia (Quaſsia amara, Quaſsia excelsa L.), ſie wird auch wohl amerikaniſches Bitterholz genannt, und verdient dieſen Namen mit vollem Recht.

Die Kennzeichen der Quaſſia ſind folgende: die Blumen haben einen fünftheiligen Kelch, und eine fünfblättrige, ſehr ſchön roth gefärbte Blumenkrone, und am Grunde der Blume befinden ſich noch fünf andere daſelbſt angewachſene Blumenblättchen, welche der Botaniker mit dem Namen Honigbehältniſſe belegt. Man bemerkt ſehr oft an dem Baume männliche und weibliche Staubfäden, auf verſchiedenen Blumen, weswegen man ſie auch in die ein und zwanzigſte Klaſſe ſtellen könnte. In der männlichen Blüthe Tab. XXXVI. Fig. *a b* finden ſich immer zehn Staubfäden mit fruchtbaren Beuteln, in den weiblichen Blumen befindet ſich aber nur ein einziger Griffel *c*, welcher auf fünf Fruchtknoten aufſitzt, woraus die Saamen entſtehen, welche klein und unbedeutend,

a
b
c
48.

gegen den ſchönen und anſehnlichen Baum, der ſie trägt, zu betrachten ſind. Die Rinde des Baums iſt in ſeinem noch lebenden Zuſtande ſchon graugrün, die jungen Zweige aber ſind mit einer ſchönen grünen Rinde umkleidet; das Holz iſt nicht gar feſt und geſchloſſen, ſondern vielmehr weich, beingelb und grau, und gleicht unſerm Lindenholze sehr, dem äußern Anſehen nach. Betrachtet man den Stand der Blätter Tab. XXXVI. Fig. 48; ſo findet ſich, daß dieſe wechſelsweiſe ſtehen und gefiedert ſind; ſie ſind in ihrer natürlichen Größe wohl eine Spanne lang, die Blättchen ſind eylanzetförmig, haben keine eigentlichen Stiele, ſondern eine Art Flügelfortſätze, ſtatt dieſer.

Wenn wir den geſchichtlichen Theil der Quaſſia, wie ſie nämlich in der Medizin eingeführt worden iſt, durchgehen: ſo finden ſich in der Zeit, in welcher ſie eingeführt worden ſeyn ſoll, einige Widerſprüche, ſo wie überhaupt die Ehre der Einführung noch keinem eigentlich zuerkannt worden iſt. Es gehört das Quaſſienholz zu denen nicht gar zu alten Mitteln, hat ſich aber immer bey Ehren erhalten, und wird ſich fort in guten Ruf zu ſetzen

wiſſen, wofür ſchon ſeine auffallende Bitterkeit ſpricht.

Die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten haben wir durch einen gewiſſen Fermin, der eine Beſchreibung von Surinam herausgab, erhalten; ſein Werk ſchreibt ſich von 1769; allein, hier werden die ſchönen Blumen, nicht das Holz, als ein beſonders magenſtärkender Thee empfohlen, wenn man ſolche mit ſiedendem Waſſer angießt. Das Holz iſt aber ſchon früher 1742 empfohlen worden.

Verſicherungen vornehmer und glaubwürdiger Reiſender zufolge, wie z. B. die eines Obriſtlieutenants Dalberg, welcher lange Zeit auf Sumatra lebte, giebt an, daß das Bitterholz von einem Sklaven ſeiner Schwiegermutter entdeckt, und ſeine medizíniſchen Eigenſchaften zuerſt durch dieſen bekannt geworden wären. Der Mohr habe Quaſia geheiſſen, und ſehr glücklich alle bösartigen Fieber jenes Landes, die nicht ſelten ſind, damit geheilt, wodurch er viel Geld verdient habe; iſt dieſes wahr, wie wir nicht zweifeln können, ſo exiſtirt auf Jamaika die Pfuſcherey ſo gut, wie in dem hochgeprieſenen Europa. Linne trug ebenfalls viel

viel dazu bey, dieſes Mittel recht in Schwung zu bringen, und liebte es ſehr.

Man wendet es ganz vorzüglich als ein gelind erregendes, nicht erhitzendes Mittel bey allen Krankheiten des Magens und Schwäche des Darmkanals überhaupt an; ſo in größern Gaben bey Wechſelfiebern, Hypochondrie, Podagra, langwierigen Koliken u. d. gl. auch ſoll es ſich als Wurmmittel ausgezeichnet haben, es wird aber Kindern ſchwer beygebracht.

Die Stubenfliege ſtirbt von einer ſehr kleinen Menge Quaſſia, wenn man einige Spänchen davon in Waſſer legt, ſo bemerkt man, daß die Mücke, welche ſich gelüſten ließ, davon zu koſten, bald matt wird und abſtirbt.

In den Apotheken bereitet man ein Extrakt und eine Tinktur aus dieſem Mittel. Die Rinde hat wenigſtens viermal ſo viel wirkſame Theile, als das Holz, deswegen muß auch jetzt beydes beſonders gekauft, und verhältnißmäßig theurer bezahlt werden.

Eine zweyte Art der Quaſſia iſt die Simarubarinde, nach den mehreſten Schriftſtellern,

von

von Quassia simaruba L. Quassia dioica. Ebenfalls ein ſehr anſehnlicher Baum in Amerika, beſonders auf Gujana, wo er in ſandigen Gegenden ſehr häufig gefunden, und ſein Holz zu jedem gemeinen Zwecke verwendet wird.

Das, was wir unter dem Namen Simaruba erhalten, iſt eine faſerige, lockere, biegſame, zähe, mehrmal zuſammengelegte, weißlichgelbe Rinde, dem Anſehen nach von den Wurzelſtöcken des Baumes vorzugsweiſe abgeſchält. Mehrentheils iſt ſie von ihrem Oberhäutchen entblößt, und wie geklopft, damit ſie recht fasrig ausſehen möge. Der Geruch iſt unbedeutend, der Geſchmack durchdringend, bitter, unangenehmer und im Munde bleibender, wie der der Quaſſia.

Die Simaruba ſcheint den Europäern länger, wie die Quaſſia, bekannt geweſen zu ſeyn; denn ſie wurde ſchon im Jahr 1713 von den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu, dieſen thätigen Brüdern, mit großem Pomp nach Paris gebracht, wo man in den Spitälern Verſuche damit anſtellte; in einer Ruhr, die 1718 in Paris herrſchte, wurde ſie mit gutem Erfolg angewendet, und von dieſer Zeit an in der Ruhr gebraucht.

Die

Die Zubereitungen aus der Simarubarinde haben wenig Glück gemacht, pulvern läßt ſie ſich ſehr ſchwer, und man muß allerley Vorbereitungen mit ihr vornehmen, wenn man ſie in ein feines Pulver umwandeln will, wodurch ihre Kräfte allerdings geſchwächt werden müſſen. Flüchtige Theile ſcheint ſie gar nicht zu beſitzen, der bittere, ſchleimige Stoff aber läßt ſich durch Waſſer und Weingeiſt ausziehen, weswegen man auch dieſe Rinde am ſicherſten, beſten und wirkſamſten in einem Abſude verordnet. Sie wird auch als ein Mittel gegen Würmer, Magenſchwäche, und daraus erfolgendem Mangel an Eßluſt, in Krankheiten der Leber, Ueberfluß der Gallen=Abſonderungen und Fiebern, die von Schwäche und Säfte=Verluſt herrühren, immer mit Vortheil und ohne unangenehme Folgen angewendet.

Ein wegen ſeiner techniſchen Anwendung allgemein bekanntes Holz iſt das Pockenholz oder Franzoſenholz, deſſen wir bereits in dieſer Hinſicht bey den nützlichen Holzarten, zur Verſchönerung unſerer Umgebungen, im ſiebenten Bande, S. 384 ſchon gedacht haben. Wir lieferten

un=

ſern Leſern hier gern eine Abbildung dieſer Holzart, ſie iſt uns aber von den beſten Schriftſtellern über dieſen Gegenſtand nicht gegeben worden. Ueberhaupt ſind die zuverläßigen Abbildungen dieſer Art Gegenſtände ſehr ſelten; zwar findet ſich ein Zweig dieſer Pflanze bey E. Blackwell; allein, keine Blüthe, ſondern nur Früchte?

Das Quajakholz iſt ungemein feſt, hart und ſchwer, wie mit Harz überall durchdrungen, an einem brennenden Lichte entzündet es ſich leicht, und brennt, unter Verbreitung eines lieblichen Geruches fort, wobey immer hinter der Flamme etwas Harz ausſchwitzt. Die Farbe dieſes Holzes kann man ſchwarzgrün nennen, wenigſtens den Kern, die äuſſern Holzlagen ſind ſchmutzig dunkelgelb. Der Geſchmack iſt, nach anhaltendem Kauen, bitterlich gewürzhaft.

Schon im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts wurde dieſes Holz, als ein ſouvraines Mittel gegen eine aus Frankreich zu uns gekommene Galanterie=Krankheit, die man auch Luſtſeuche nennt, angewendet; der Gebrauch des Queckſilbers in dieſer Krankheit hat aber alle ehedeſſen zu dieſem

Zwe=

Zwecke gebrauchten Vegetabilien, folglich auch dieſes geprieſene Mittel ſehr in Abnahme gebracht, mit welchem Rechte und mit welchen Folgen, iſt hier der Ort zu unterſuchen nicht.

Ehedeſſen wurde das Pfund dieſes Holzes mit hundert Gulden bezahlt, wenigſtens war dieſes der Fall in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, und ein Beweis, welchen großen Werth man auf ſeine Arzneykräfte legte. Gegenwärtig kauft man daſſelbe Holz zu zwey Zentnern für den nämlichen Preiß, und dreht ganz vorzügliche Kugeln zum Kegelſpiel daraus.

Die Beobachtung, daß das Quajakholz die gerühmte Wirkung nicht mehr thäte, hat Veranlaſſung gegeben, zu glauben, daß das Holz, welches die alten Aerzte als reinigendes und antiſiphilitiſches Mittel gebraucht haben, von einer andern Pflanze geweſen seyn müſſe, und ſey unter dem Namen heilig Holz (Lignum sanctum) vorgekommen; es habe ganz andere äußere Merkmale, als dieſes, ſey leichter, poröſer, und beſonders blaſſer von Farbe geweſen.

In den Apotheken bereitet man aus dieſem Holze das Harz, indem man es mit ſtarkem Weingeiſt auszieht, und dann dasſelbe nach den Geſetzen der Kunſt trennt, und in eine trockene Form bringt (Resina Ligni Guajaci artificialis). Auch bereitet man ein wäßriges Extrakt daraus, welches aber gänzlich außer Gebrauch zu ſeyn ſcheint. Dieſes Harz löst man auch in Arak auf, und erhält eine ſehr wirkſame Tinktur in Gicht, Podagra, und allen dieſen verwandten Krankheiten, unter dem Namen Taffie (Taffia). Einige nehmen ſtatt des künſtlichen Quajakharzes, das natürliche Quajakharz (Resina Guajaci nativa), von welchem gehandelt werden wird.

Die Rinde, welche wir zu Thee oder Infuſionen dem Holze allerdings vorziehen müſſen, und welche auch deswegen in der berühmten neuen preußiſchen Pharmakopöe aufgenommen worden iſt, hat folgende Merkmale, welche ſie von andern Rinden unterſcheidet: Sie iſt etwa eine oder eine und eine halbe Linie dick, feſt, plattgedrückt, hart, ſchwer und mit einem harzigen Stoff, welcher als kleine glänzende Punkte ſichtbar iſt, durchdrungen;

gen; ſie hat einen weit ſtärkern, gleichſam beiſſenden Geſchmack, der aber dem des Holzes ſehr ähnlich iſt. Die Farbe iſt ſchmutzigbraun, und leicht läßt ſich die Rinde in feine Lamellen oder Lagen trennen, im Bruche iſt ſie heller als außen.

Der Oelnußbaum (Guilandia moringa). Wir erhalten von dieſem anſehnlichen Baume, welcher in Syrien, Egypten, Malabar und Zeylon zu Hauſe iſt, zwey als Arzneymittel ehemals ſehr bekannte und gebrauchte Droguen. Das Oel, Behenöl, Behennußöl (Oleum behen), ein ſehr angenehmes, nicht leicht ranzig werdendes, vollkommen geruchloſes Oel, von ſchöner weißgelber Farbe und vollkommener Durchſichtigkeit, welches man eben wegen der Eigenſchaft, daß es gar nicht riecht, zu feinen Parfümerien verwendet; es wird im Vaterlande aus der an dieſem Oele ſehr reichen Nuß, der Frucht, ausgepreßt. Zur Speiſe ſcheint man ſich dieſes Oels nicht zu bedienen, indem man die Beobachtung gemacht hat, daß es in Menge Erbrechen verurſacht.

Das zweyte Arzneymittel, welches wir von dieſem Baume erhalten, iſt das Grieſsholz,

Steinholz, Nierenholz (Lignum nephriticum), welches aus Südamerika zu uns gebracht, und gegenwärtig auch oft zu feinen Tiſchler-Arbeiten verwendet wird. Als Arzneymittel gehört es zu den harntreibenden, jedoch haben wir zu dieſer Abſicht gegenwärtig viele andere wirkſamere Mittel.

Ein wichtiges und ſehr bekanntes Mittel, von einem ſehr anſehnlichen, noch nicht hinlänglich botaniſch bekannten Baume, iſt der **Kaivabalſam** von dem **Balſambaume** (Copaifera officinal. L.). Er iſt in Südamerika zu Hauſe, wo er ſehr häufig wächst, und jährlich eine Menge Balſam liefert, wenn man ihn vor der Regenzeit anbohrt, und Gefäße an die Stelle bindet, die man verwundet hat; gewöhnlich bedient man ſich dazu getrockneter und ausgehöhlter Kürbiſſe.

Dieſer Balſam iſt, wenn man ihn unverfälſcht erhält, hellgelb, hat einen eigenthümlichen, gewürzhaften Geruch und einen bittern, balſamiſchen Geſchmack, der ſehr lange auf den Geſchmacks-Organen bleibt. Allein, leider! wird er ſehr oft und zur Ungebühr mit Terpentin und andern flüſſigen Harzen, ſelbſt ſchon im Vaterlande verunreiniget.

Den Terpentin-Beyſatz kann man leicht entdecken, wenn man eine kleine Menge davon auf glühende Kohlen tröpfelt, wodurch er dann an ſeinem pechartigen Geruche zu erkennen iſt, den reiner Balſam nicht verbreitet. Sind fette Oele beygemengt, ſo werden dieſe leicht durch die Auflöſung des Balſams in Weingeiſt dargethan, indem ſie ſich in dieſem nicht auflöſen, ſondern oben ſchwimmen, wenn die Auflöſung des Balſams geſchehen iſt.

Dieſer Balſam wird ſowohl innerlich als äußerlich, auch unter dem Namen, weißer indiſcher Balſam (Balsamum indicum album), verwendet, welcher aber eigentlich eine andere weit feinere Subſtanz iſt, der wir oben ſchon gedacht haben. Der Kopaivabalſam gehört zu den harntreibenden Mitteln; allein, man hat bey ſeinem innern Gebrauche viel Vorſicht nothwendig, indem er öfters, wegen ſeiner reizenden Eigenſchaft, Bluthuſten, Fieber und Verderben des Magens hervorbringt.

Präparate ſind von dieſem Balſam nicht im Gebrauche, am ſchicklichſten giebt man ihn in Verbindung mit Eygelb oder Mandelmilch, oder mit viel Zucker abgerieben. Man ſetzt ihn, als äußerliches

liches Reizmittel, Salben bey, thut ihn unter die ſpaniſche Fliegentinktur, und erwartet dann einige Reizung mehr von dieſem Mittel, welches aber kaum zu glauben iſt.

Die ſiberiſche Schneeroſe (Rhododendron Chrysanthum), wåre eine gar liebliche Pflanze, wenn ſie ſich in den Gårten des flachen Landes ziehen ließe; allein, ſie gehört den höchſten Alpen an, und überraſcht freut ſich der Menſch, ſelbſt in mit ewigem Schnee umgebenen einſamen Plåtzen, dieſen freundlichen Bewohner zu finden, der uns ſeine ſchönen goldgelben Blůmchen entgegen hålt, und uns einladet, långer zu verweilen in der geråuſchloſen Steppe, die uns erinnert, daß der gütige Schöpfer allenthalben ſeine bewunderungswürdige Bewohner beſchützt, und dem forſchenden Menſchen Gelegenheit giebt, das Schöne der Natur da aufzuſuchen, wo es oft am wenigſten zu vermuthen iſt.

Um dieſes vollkommen zu beſtåtigen, haben wir Tab. XXXVII. Fig. 49 dieſe Pflanze in ihrer natürlichen Größe abgebildet. Wir bemerken auch unter *a* eine Blume, woran ſich die Klaſſe

und

und Ordnung, in welche ſie gehört, deutlich ausweist. Der Kelch iſt fünftheilig, die Blumenkrone radförmig, die Staubfäden niedergebogen, die Saamenkapſel iſt fünfeckig, fünffächrich, und enthält viele Saamen. Dieſe, welche ſich durch gelbe Blumen von beträchtlicher Größe auszeichnet, treffen wir nicht in Deutſchland, wohl aber auf den ſiberiſchen Alpen und Hochgebirgen Aſiens an, von wo aus uns auch das Kraut (Herba rhododendri), als Handelsartikel, zukömmt.

Man hat dieſes Kraut, in den neuern Zeiten, als ein ganz ausgezeichnetes Mittel in Gichtbeſchwerden angewendet. Man braucht es als Thee und als Pulver gegen mehrere Formen, unter welchen dieſes Uebel erſcheint; auch hat man es in krampfhaften Huſten und Bruſtbeſchwerden vorgeſchlagen, es ſcheint ganz vorzüglich auf die allgemeine Ausdünſtung zu wirken.

In Deutſchland finden wir ebenfalls mehrere Arten der Schnee- oder Alpenroſen, so die roſtfarbene (Rhododendron ferrugineum), deren Blätter wohl mit der wahren verwechſelt werden könnten; auch hat man bereits einige mediziniſche

Beobachtungen gemacht, daß auch dieſe Art wirkſam in beſagten Krankheiten iſt.

Eine ziemlich häufig verbreitete Pflanze dieſer Klaſſe, iſt der Poſt, Porſch, oder wilde Rosmarin (Ledum palustre), welcher zu den ſehr wirkſamen Pflanzen gerechnet werden muß, ob man ihn gleich gegenwärtig wenig mehr als Arzneymittel in Anwendung bringt; derſelbe iſt bey den Holzpflanzen Tab. XLVII. Fig. 69 abgebildet, und auch ſchon im sechsten Bande beym Artikel Bier einige Erwähnung geſchehen. Er gehört zu den Giftpflanzen, weil er ſehr betäubt, übrigens rechnet man ihn zu den krampfſtillenden Mitteln; auch brauchten dieſe Pflanze einige Aerzte gegen die Ruhr, Keuchhuſten, Anſchwellen der Hals- oder Kehldrüſen, und ſelbſt gegen Fieber mit Erfolg. Dieſe Pflanze iſt bey weitem noch nicht genau genug unterſucht und gehörig gewürdiget worden.

Noch treffen wir in unſern Wäldern die Bärentraube (Arbutus uva ursi) oft häufig an; da dieſe gar zu oft mit andern ihr ſehr ähnlichen Pflanzen verwechſelt werden kann, ſo wollen wir

ſie

T. XXXVII.

ſie hier zwar nicht abbilden, da wir noch unbekanntere haben, aber ganz genau beſchreiben. Sie hat einen fünftheiligen Kelch, und eine eyförmige Blumenkrone, welche am Rande ebenfalls fünfſpaltig iſt, an der Baſis iſt dieſe Blume durchſcheinend, wie ein dünnes weißes Wachsblättchen; die Staubfäden ſind pfriemenförmig, die Beere fünffächrich, ſitzt oben und enthält viele Saamen. Die Art (Uva ursi), welche auch Sandbeere genannt wird, hat niederliegende Stengel, die Blätter ſind immer grün, vollkommen ganz, kurz geſtielt, verkehrt-eyförmig und netzartig geadert, nicht punktirt. Noch haben wir eine Alpen-Bärentraube, welche ſich aber durch ihre gerunzelten Blätter weſentlich unterſcheidet.

Von der Bärentraube wurde ſeiner Zeit in der Arzneykunde ein ſo großer Lärm geſchlagen, daß das Getöſe davon noch nicht ganz verſchollen iſt, und man die Blätter derſelben, wenigſtens um der Vollſtändigkeit willen, in den Apotheken aufbewahren, und ihnen ein Winkelchen gönnen muß. Wenn ſie einige Wirkſamkeit, als Mittel gegen den Stein und Leiden bey Abſonderung des

Harns haben ſollen, ſo müſſen ſie friſch ſeyn. Alte Bärentrauben-Blätter thun ſo wenig in dieſer ſchmerzhaften Krankheit, als ein Glas Bier, wenn nicht noch weniger, im Falle das Bier mit vieler fixer Luft geſättigt iſt.

Der adſtringirende oder Gerbeſtoff ſcheint hier vorzuwalten und wirkſam zu ſeyn; allein, da giebt es viel beſſere und kräftigere Mittel als dieſes, wenn einmal ausgemacht wäre, daß dieſe eigengeartete Säure die Zermalmung des Steins in der Blaſe oder in den Nieren bewirken könnte. Präparate ſind nicht davon eingeführt, ſondern man verordnet ſie als Pulver oder Thee.

Eine ziemlich bekannte, unſere Gärten hin und wieder als Rabattenpflanze zierende Blume iſt der Diptan, weiße Diptam (Dictamnus albus L.). Von ihm wurde ehedeſſen der äußere Theil der Wurzel (Radix dictamnialbi seu Fraxinelli) benutzt, welche aber gegenwärtig mit Recht gänzlich außer Gebrauch gebracht worden iſt.

Wichtig iſt uns die ebenfalls ſehr bekannte Raute, Gartenraute, ſtarkriechende

Raute (Ruta graveolens). Das Geſchlecht zeichnet ſich durch einen fünftheiligen Kelch, und durch 4 — 5 hohle wegſtehende Blumenblätter aus, der Fruchtknoten hat oben kreuzförmige Furchen, und iſt unten mit zehn Honigdrüſen verſehen. Die Saamenkapſel iſt lappig und die Saamen eckig. Die Art hat vielmal zuſammengeſetzte Blätter, längliche Blättchen, wovon die am Ende oder an der Spitze ſtehenden, verkehrt eyförmig ſind. Wir wiſſen, daß dieſe Pflanze eigentlich im nördlichen Afrika zu Hauſe iſt; allein, man findet ſie auch in Europa, und ſelbſt ſchon in der Schweitz ſo aklimatiſirt, daß ſie ſich ſelbſt fortpflanzt.

Das Kraut, welches man nebſt den noch nicht ganz aufgeblühten Blüthenſpitzen (Herba et ſumitates Rutæ hortenſis), in den Apotheken ſowohl für ſich auf Verordnung der Aerzte, oder zu Zuſammenſetzungen verwendet, hat einen bittern, ſcharfen, gewürzhaften Geſchmack, und einen eigenen ſtarken, mehreren Perſonen widrigen Geruch. Die Pflanze ſelbſt iſt in unſern Gärten mehrere Jahre dauernd ſtrauchartig, und erreicht eine Höhe von 18 — 20 Zoll. Die blau= oder

graugrünen Blätter bleiben den Winter über grün, und fallen erſt im Frühjahre ab, wenn die Pflanze von neuem treibt, weswegen man ſie auch wohl hin und wieder in den Gärten pflanzt, um eine wintergrüne Pflanze mehr zu beſitzen. Wenn man etwas recht grünes und grünendes beſchreiben will, ſo ſagt man: „ſo grün wie eine Raute", welches aber wohl nur auf die Beſtändigkeit, keineswegs aber auf die eigentliche grüne Farbe Bezug haben kann.

Wenn das Kraut wirkſam ſeyn ſoll, ſo muß man es im Frühjahre zu der Zeit einſammeln, wenn ſich die Blüthen zu entwickeln anfangen, man ſchneidet dann den ganzen obern Theil der Pflanze bey trockner Witterung ab, und trocknet ihn an der Luft.

Der ſtarke Geruch der Raute rührt von einem in ihr befindlichen Oele her, welches man auch durch eine einfache Deſtillation mit Waſſer trennt und gewinnt (Oleum æthereum rutæ). Wenn man ſehr gutes, auf magerm Boden gewachſenes, verblühtes Kraut einer Deſtillation unterwirft, ſo kann man etwa von 100 Pfunden auf einen Ge-

winn

winn von 20 — 24 Loth dieſes weſentlichen Oeles rechnen, jüngeres Kraut giebt weniger.

In bürgerlichen Haushaltungen, wie in den Apotheken, bereitet man, mit Hülfe der Raute und einiger Gewürze, einen Eſſig, welcher unter dem Namen Rauteneſſig (Acetum rutæ), ſo wie ſie auch zu dem ſogenannten Peſteſſig oder Räubereſſig (Acetum bezoardicum) verwendet wird. Will man Eſſig mit Raute anſetzen, ſo iſt es nothwendig, ſie vorher vollkommen auszutrocknen.

Im Allgemeinen rechnet man die Raute zu den ſchweißtreibenden Arzneymitteln, ſie iſt aber auch in vielen beſondern Krankheiten empfohlen, und mit gutem Erfolg angewendet worden. Blähungen, Krämpfe, Nerven- und Mutter-Zufälle ſoll ſie bekämpfen; auch hat man ſie in der Epilepſie, Milzſucht, dem Scharbocke, und ſelbſt bey den bösartigſten Fiebern, welche man mit dem Worte Peſt bezeichnet, gebraucht, und glückliche Anwendung davon gemacht. Auch verordnet man einen mit Wein verfertigten Abſud der Raute bey Fiſteln, Knochenfras und bösartigen Geſchwüren, von welchem Rautenweine der berühmte Plenk

gro-

groſses Aufheben machte; wir glauben aber, daß in ſolchen Fällen das Meſſer, von der geſchickten Hand eines Chirurgen geführt, beſſer ſeyn möchte.

In die zweyte Ordnung der zehnten Klaſſe gehören mehrere Pflanzen, wovon aber nur einige noch eigentlich offizinell ſind, weswegen wir die andern auch nur botaniſch beſtimmen.

Das Seifenkraut (Saponaria officinalis) iſt eine deutſche Pflanze, welche theils zum pharmazeutiſchen Gebrauche als wildwachſend eingeſammelt, theils auch in unſern Gärten angebaut wird, wo die Blüthe gern in das Gefüllte übergeht, und dann zur Zierde der Rabatten dient.

Das Geſchlecht zeichnet ſich durch einen einblättrigen, röhrenförmigen, fünfmal eingeſchnittenen Kelch, fünf Blumenblätter mit Nägeln, und eine längliche, zweyfächrige Saamenkapſel aus, welche mit Klappen aufſpringt. Das gewöhnliche Seifenkraut hat einen walzenförmigen Kelch, die Blätter ſind eliptiſch lanzetförmig.

Dieſe Pflanze wird an feuchten Plätzen oft höher als zwey Fuß, hat gegeneinander über ſtehende

S

hende Aeſte, und dreynervige Blätter. Die Blumen ſind größtentheils hell roſenroth, ſelten dunkler. Die Wurzel kriechend.

Mit Recht führt dieſes Kraut den Namen Seifenkraut, denn es hat viel ſeifenartiges in der Miſchung, und wenn man die Wurzel mit Waſſer kocht, und dieſes Waſſer rührt und ſchlägt, ſo entſteht ein Schaum, wie vermittelſt einer Seifenauflöſung. Man ſammelt die Wurzel im Frühjahre und trocknet ſie bey gelinder Wärme.

Als Arzneymittel verordnet man ſie als blutverdünnendes Mittel, bey Hautausſchlägen, Krätze, Flechten u. d. gl. Man hat dieſe Wurzel der geprieſenen theuren und unwirkſamen Saſſaparille an die Seite geſetzt, und das mit Recht, dann was dieſe leiſtet, leiſtet jene gewiß, wenn nicht noch mehr.

Man darf das weiße oder falſche Seifenkraut (Lichnis dioica) nicht mit dieſem verwechſeln, weswegen wir auch das wahre Seifenkraut Tab. XXXVIII. Fig. 50 mit ſeiner Zerlegung und Wurzel *a b c* hier abgebildet haben.

Zwar

Zwar brauchte man die Wurzel dieſer Pflanze ehedeſſen auch unter dem Namen, weiße Seifenwurzel (Radix saponariæ albæ), gegenwärtig iſt ſie aber gänzlich außer Gebrauch. Leicht iſt ſie von der vorigen eigentlichen oder rothen Seifenkrautwurzel dadurch zu unterſcheiden, daß ſie fünf Staubfäden hat, folglich in eine ganz andere Ordnung, nämlich in die dritte dieſer Klaſſe gehört.

Die Gartennelke (Dianthus caryophyllus), deren Blumen von dunkelrother Farbe ehedeſſen in den Apotheken unter dem Namen Flores tunicæ bekannt waren, können höchſtens noch als buntmachendes Mittel dienen, etwa bey Räucherpulvern oder andern Species, denen man eine angenehme Farbenmiſchung ertheilen will. Man bereitete auch einen Syrop aus dieſen Nelken. Wir werden aber bey den ſchönen Zierdeblumen Gelegenheit nehmen, mehr über dieſe Nelke, ihre Kultur, Veredlung, Verſchiedenheit u. d. gl. zu ſagen.

Zu denen Pflanzen mit fünf Staubwegen und zehn Staubfäden gehören die faſt vergeſſenen:

Das kleine Hauslaub, Hauslauch, Mauerpfeffer, Ohnblatt (Sedum acre L.):

Die fette Henne oder der Donnerbart (Sedum telephium L.), ſind zu unwichtig, als daß wir lange dabey verweilen können, alſo nur noch einige wichtigere am Schluſſe dieſer Klaſſe.

Der Sauerklee oder Haaſenklee (Oxalis Acetosella L.). Wir finden ihn in der ſechsten Ordnung dieſer Klaſſe mit vielen Staubwegen. Der Kelch iſt tief fünftheilig, der Blumenblätter ſind fünf, welche mit ihren kurzen Nägeln verwachſen ſind, und eine faſt glockenförmige Blumenkrone bilden, die Staubfäden finden ſich oft in einem einzigen Körper verwachſen, fünfe derſelben ſind kürzer. Die Saamenkapſel iſt fünfklappig, an den Kanten elaſtiſch aufſpringend, die Saamen haben eine kleine Grane; dieſe Art hat einen ſtengelloſen, einblumigen Schaft, welcher immer etwas länger iſt, als die zu drey ſtehenden, verkehrt herzförmigen, etwas behaarten Blätter, die unten oft eine ſchöne matt-violette Farbe zeigen, die Griffel ſind länger wie die Staubfäden, die Wurzel iſt gegliedert. Ein gar liebliches Pflänzchen, welches in Wäldern Familienweiſe beyſammen wächst, und von welchen

man oft Strecken von mehreren Stunden überzogen findet.

Wenn auch in den Apotheken von dem Kraute des Sauerklees gegenwärtig kein unmittelbarer Gebrauch mehr gemacht wird, ſo findet man doch von dieſer Pflanze ein ſehr wichtiges Präparat, welches ſowohl in den Apotheken vorräthig gehalten, als in der Technik häufig angewendet wird.

Die Subſtanz, welche aus dem Sauerklee, ganz vorzüglich von den thätigen Würtemberger, Schweizer und Thüringer Waldbewohnern bereitet wird, iſt das Sauerkleeſalz (Sal acetosellæ, Oxalium). Es iſt ein weſentliches, aus dem Safte des Sauerklees, nachdem derſelbe abgedampft worden iſt, erhaltenes Salz, welches aus einer eigenthümlichen Säure und wenigem Laugenſalze ſo zuſammengeſetzt iſt, daß die Säure in jeder Hinſicht ſtark vorſchlägt.

Unſern Leſern wird es wahrſcheinlich nicht unangenehm ſeyn, das ganze Verfahren der Erzeugung dieſes wichtigen Produkts in unſern naturhiſtoriſchen Unterhaltungen zu finden, um ſo mehr, da

da der Verfaſſer ſeiner Zeit ſelbſt Gelegenheit hatte, bey deſſen Bereitung ſelbſt mit Hand anzulegen.

Man läßt den Sauerklee im Juni und Juli, und wenn ſehr kühle Sommer ſind, auch noch im Auguſt, durch ſolche Leute im Großen ſammeln, denen man wenig, höchſtens ein mäßiges Tagelohn dafür bezahlt; ſo wie nun der Sauerklee eingebracht worden iſt, wird er in Trögen von hartem Holze oder Stein, mit einem hölzernen Stößel oder mit einer Keule zermalmt, in ein Faß gethan, und einige Tage ſtehen gelaſſen; nach dieſer Zeit wird der ſaure Saft ausgepreßt, der Rückſtand mit Waſſer ausgewaſchen, um alle Säure vollends zu trennen, und ſo hingeſtellt. Hat man eine gehörige Menge des Saftes, ſo wird er erwärmt, eine ziemliche Menge feine weiße Thonerde hineingerührt, und wieder vierundzwanzig Stunden zur Ruhe geſtellt, nach welcher Zeit er ſich abklärt. Man ſeiht nun dieſen Saft durch wollene oder leinene Tücher oder Beutel, wo er ziemlich klar abtröpfelt, und die Farbe eines hellen weißen Biers hat. Dieſer filtrirte Saft wird nun in kupfernen, oder was nicht beſſer iſt,

verzinnten Keſſeln ſo weit abgekocht, oder das dabey befindliche Waſſer verdunſtet, bis eine feine Haut, die man die Kryſtallhaut nennt, auf der Oberfläche der Flüſſigkeit erſcheint; man bringt nun den ſehr ſauren und konzentrirten Saft in Gefäße von Steingut, und ſtellt ſie bis in November zum Kryſtalliſiren oder Wachſen des Salzes, wie man dieſes zu nennen pflegt, an einen kühlen Ort. Man nimmt hierauf die grauen Kryſtallen des entſtandenen Sauerkleeſalzes aus den Gefäßen, gießt die Flüſſigkeiten nochmals in den Keſſel und verdampft ſie wieder, worauf ſie ebenfalls hingeſtellt, und zum Kryſtalliſiren beſtimmt wird. Man erhält nochmals eine ziemliche Menge Salz von gelblicher Farbe, die übrige Lauge wird als unbrauchbar betrachtet. Beyde Arten der erhaltenen Kryſtalle werden dann mit einem kleinen Zuſatz von Thon, in einer hinlänglichen Menge kochendem Waſſer aufgelöst, durch Papier geſeiht, welches man auf ausgeſpannte leinene Tücher gelegt hat, und abermals zum Kryſtalliſiren hingeſtellt. Iſt reinlich gearbeitet worden, ſo erhält man auf dieſe Art nach einigen Wochen ſehr ſchöne weiße Kryſtallen, welche aus den Töpfen

pfen genommen, getrocknet, und als Handelsgut verpackt werden. Hat man aber nicht reinlich gearbeitet, ſo ſind die Kryſtallen mit einem grauen Staube überzogen, und man muß ſie durch Abwaſchen mit kaltem Waſſer von dieſem trennen, wobey immer ein kleiner Verluſt des Salzes erfolgt. Die rückſtändigen Laugen werden ebenfalls zuſammengegoſſen, nochmals verdampft, und liefern noch ein Salz, welches zwar eben ſo kräftig an Säure iſt, aber eine etwas gelbliche Farbe beſitzt. Man nimmt auch in chemiſchen Fabriken noch beſondere Reinigung mit dieſem Salze vor, welches aber nicht hierher gehört, indem wir gleichſam nur von den natürlichen Erzeugniſſen reden.

Meine verehrten Leſer werden ſich aber wundern, wenn ich ihnen bemerke, daß 2000 Pfund Sauerklee im friſchen Zuſtande, nicht mehr als höchſtens 10 — 12 Pfund dieſes Salzes liefern, alſo leicht einzuſehen iſt, daß ſeine Bereitung nur an ſolchen Orten ausführbar ſeyn möchte, wo das Holz oder Brennmaterial in gar keinen Anſchlag zu bringen iſt, indem man das Pfund deſſelben höchſtens für drey Gulden verkaufen kann. Man

be-

bereitet auch Sauerkleeſalz aus verſchiedenen Ampferarten (Rumex), welches aber nicht ſo gut wie dieſes, und immer nicht ſo ſchön weiß befunden wird.

Die Anwendung in Fabriken iſt ſehr mannigfaltig, vorzüglich, um denen mit Eiſenauflöſung bedruckten und dunkel ausgefärbten Waaren, hellere Muſter und Schildereyen zu geben. Unſere Frauen wiſſen auch wohl, daß es ein vortreffliches Mittel zum Hinwegſchaffen der Tinten- und der Roſtflecken iſt. In den Apotheken wurde es, mit Zucker vermengt, als ein ganz vortreffliches Limonaden-Pulver gegeben; und in der Arzneykunde zu den kühlenden Mitteln gezählt, gegenwärtig aber wird die Weinſteinſäure dafür angewendet.

Aus unſerm erſten Theile der Unterhaltungen aus dem Pflanzenreiche wiſſen wir, daß die eilfte Klaſſe der Pflanzen ſolche enthält, die mehr Staubfäden als zehn, und weniger als zwanzig haben. Dieſe Klaſſe zählt zwar nur wenige, aber ſehr kräftige Arzneypflanzen, die wir hier unſerm Plane gemäß durchgehen wollen.

In

In die erſte Ordnung dieſer Klaſſe, mit einem Staubwege finden wir die Haſelwurzel (Asarum europæum L.). Eine genaue Anſicht dieſer Pflanze zeigt uns den Kelch, welcher dreyſpaltig iſt, oben auf dem Fruchtknoten, an den Spitzen etwas eingebogen, die Blumenkrone fehlt gänzlich, die Saamenkapſel iſt gekrönt, lederartig und 5 — 6 fächrich, ohne Klappen. Dieſe Art, die einzige in Europa, zeichnet ſich durch ſtumpfe nierenförmige Blätter aus. Die Wurzel kriecht auf der Erde fort, die Blätter ſind lang geſtielt, ganzrandig, unten weichhaarig und röthlich grün, der Kelch hat purpurrothe Spitzen.

Ganz vorzüglich finden wir dieſe Pflanze an ſchattigen, mit Geſträuch bewachſenen Waldplätzen. Sie gehört zu denen, welche man zu Folge ihrer ſtarken Wirkung auf den Darmkanal, zu den giftigen Pflanzen in Deutſchland rechnet. In der Hand eines gebildeten Arztes möchte ſie wohl zu den vorzüglichſten Arzneymitteln erhoben werden können. Die Wurzel (Radix asari), welche im Frühjahre geſammelt wird, iſt der eigentlich wirkſame Theil derſelben, ob man gleich dieſe mit

ſamt

ſamt dem Kraute und den Blüthen einſammeln läßt. Sie hat einen eigenthümlichen, vielen Perſonen nicht unangenehmen gewürzhaften Geruch, und einen ſcharfen, etwas Eckel erregenden Geſchmack, welcher lange im Munde bleibt; auch bemerkt man, daß der Staub beym Pulvern derſelben die Naſe angreift, und den ſich damit Beſchäftigenden ſehr zum Nießen reizt.

Man machte in den neuern Zeiten Vorſchläge, die Haſelwurzel ſtatt der amerikaniſchen Brechwurzel (Ipeccacuanha) anzuwenden, klagte aber über die Unſicherheit der Wirkung, die man bey jener Wurzel nicht wahrnähme; allein, dieſe Eigenſchaft ſcheint mehr in der ungeſchickten Einſammlungszeit, und übrigen Behandlung der ſehr kräftigen Wurzel, als in ihr ſelbſt zu liegen. Tab. XXXIX. Fig. 51 haben wir dieſe Pflanze abgebildet, *a* iſt eine vergrößerte Blume, *b* ein Staubfaden, *c* eine durchſchnittene Saamenkapſel.

Sie wurde auch in Waſſerſuchten und Leberverhärtung empiriſch verordnet, doch ſcheint hier ihre Wirkung zweifelhaft zu ſeyn.

Die

8

T. XXXIX.

Die Vieharzte benutzen dieſe Wurzel ſtark als Laxiermittel bey Pferden und Hornvieh, denen ſie gewöhnlich ein Loth mit Kleyenwaſſer einſchütten.

Präparate ſind in den Apotheken von dieſer Wurzel nicht vorhanden.

Eine ſehr ſchöne Pflanze Deutſchlands, die vorzüglich an den Geſtaden kleiner Flüſſe auf feuchtem Grunde mit ihren ſchönen Blumen prangt, iſt das Weidrichröschen, rother Weidrich (Lythrum salicaria L.); ehedeſſen wurde das Kraut (Herba salicaria) in den Apotheken angewendet, mit Recht hat man aber dieſe als Arzney unwirkſame Pflanze verworfen.

Von größerer Wirkſamkeit war ein unter dem Namen Wintersrinde (Cortex Winteranus; Magellanicus Ammomum magellanicum) vorkommendes Arzneymittel. Dieſe Rinde iſt in den neuern Zeiten wieder als Arzneymittel in Anwendung gebracht worden. Die Stammpflanze derſelben nennt Linne Winterana aromatica, aber er verſetzte ſie in die dreyzehnte Kalſſe, ob ſie gleich von andern in die eilfte verwieſen wurde.

Die Wintersrinde erhalten wir von einem anſehnlichen Baume, welcher vorzüglich an den Küſten des magellaniſchen Meerbuſens und auf einigen andern Inſeln jener Zonen zu Hauſe iſt. Sie erſcheint in feſten, ziemlich ſchwer zerbrechlichen, aufgerollten Stücken, von verſchiedener Länge und Dicke. Man verwechsle ſie aber nicht mit der weißen Zimmtrinde, welche gewürzhafter, bitterer und heller von Farbe iſt; auch nicht mit der Kulilabanrinde, welche viel ſchwächer iſt, und auch in längern, dünnern, ſtärker gerollten Stücken, von dunkler braunerer Farbe vorkömmt.

Die wahre Wintersrinde wurde ſchon in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts durch den Schiffskapitain J. Winter nach England gebracht, und als ein ganz vortreffliches Mittel gegen Fieber angewendet; die Chinarinde ſcheint ſie aber nicht verdrängt zu haben. In den neuern Zeiten ſind abermals viele Verſuche mit dieſer Rinde angeſtellt worden, man verordnet ſie beſonders dann gegen Fieber, wenn dieſe mit Magenſchwäche verbunden ſind, und der Kranke die Chinarinde nicht ertragen kann.

Mit

Mit zwey Staubwegen findet ſich in dieſer Klaſſe die Odermennig (Agrimonia eupatoria), wovon ehedeſſen das Kraut (Herba agrimoniæ) offiziell war. Sie gehört alſo in die zweyte Ordnung der eilften Klaſſe, das Geſchlecht zeichnet ſich durch einen fünfzähnigen Kelch aus, welcher noch mit einem andern Kelche, den man einen Nebenkelch nennen könnte, umgeben iſt; der Blumenblätter finden ſich fünf, der Saamen ſind zwey, welche am Grunde des Kelchs befindlich ſind.

In Deutſchland treffen wir nur zwey Arten dieſes Geſchlechts an; dieſe Art, welche ehedeſſen ſehr häufig in den Apotheken verbraucht wurde, hat zackige Früchte, die Blätter am Stengel ſind unterbrochen gefiedert, das äußerſte geſtielt; die Blättchen ſind länglich = eyförmig, die Blumenähren ſtehen gerade und aufrecht, die Blumenblätter ſind auch dreymal länger als der Kelch. Häufig findet man dieſe Pflanze eben nicht, mehrentheils zerſtreut, einzeln an Zäunen, auch wohl auf recht trockenen Wieſen und an Wegen. Die Wurzel iſt kriechend, und läßt ſich leicht ausziehen. Die Blumenblättchen haben eine ſchöne goldgelbe Farbe.

Unſre Leſer ſehen Tab. XL. Fig. 52. 53 eine Pflanze, *a* eine vergrößerte Blume, von welcher die Kronenblättchen abgenommen worden ſind, um die Karaktere der Klaſſe zu ſehen; *b* iſt ein Saamen mit ſeinen Griffeln.

Man benutzte ſowohl das Kraut als die Wurzel der Odermennig äußerlich als innerlich; äußerlich um Wunden zu heilen, Schmerzen zu ſtillen, und verrenkten Gliedern die gehörige Spannkraft zu geben. Auch machte man Ueberſchläge davon auf Geſchwülſte, beſonders der Hoden. Innerlich brauchte man dieſes Kraut als ſtärkendes, Schärfe dämpfendes Mittel, beſonders ſchrieb man ihm viel Kraft bey Magenſchwäche zu, als Thee getrunken; Waſſerſuchten, Bleichſuchten und Fehler der Milz wurden damit behandelt, und wie man verſicherte, geheilt. Ehedeſſen hatte man in den Apotheken verſchiedene Zubereitungen aus dieſer Pflanze, noch findet man das Extrakt.

Ein wichtiges Geſchlecht wird uns aber in der dritten Ordnung dieſer Klaſſe, in den ſogenannten Euphorbien- oder Wolfsmilch-Arten dargeboten, unter welchen auch mehrere gebraucht werden.

Wir haben in Deutſchland eine ziemliche Menge Euphorbien- oder Wolfsmilch-Arten, und Prof. Schultes führt deren in ſeiner vortrefflichen öſtreichiſchen Flora mehr als vierzig an; man kann ſich daher einen Begriff von der Menge der Arten machen, welche auf unſerer ganzen Erde gefunden werden. Im Allgemeinen gehört das ganze Geſchlecht zu den giftigen ſcharfen Pflanzen, welche einen milchartigen Saft enthalten, der immer einen ätzenden Geſchmack hinterläßt, wenn man die Zunge damit in Berührung bringt.

Der botaniſche Karakter des Wolfsmilch-Geſchlechts iſt folgender: der Kelch beſteht nur aus einem Blatte, iſt mehr oder weniger bauchig, am Rande mit 4—5 Zähnen verſehen. Die Blumenblätter, welche einige Botaniker der Wolfsmilch abſprechen, und die von ihnen für Honigbehältniſſe angeſehen werden, finden ſich fünf bis ſechs auf einem Kelche. Die Staubfäden ſind dick, entweder geſpalten oder ganz, die Zahl dieſer Staubfäden iſt unbeſtimmt, und ſie entwickeln ſich auch nicht gleichzeitig. Der Fruchtknoten iſt eine geſtielte Kapſel, mehrentheils dreyfächrich.

Sehr

Sehr häufig, und daher faſt allgemein bekannt iſt die gemeine oder Cypreſſen-Wolfsmilch (Euphorbia cypariſsias). Sie zeichnet ſich durch eine gabelförmige Dolde, und herzförmige Hüllchen oder Kelche aus, die am Stengel hervorbrechenden Aeſte tragen keine Blumen, welches die Botaniker unfruchtbar nennen; die Blätter ſind verſchieden, am Stengel ſind ſie linien-lanzetförmig, an den Aeſten linien-borſtenförmig. Man findet zuweilen dieſe Pflanze ganz beſonders geſtaltet, daß man ſie für eine ganz andere halten könnte, gelbgrüner von Farbe, die Blätter mehr auf der untern Seite mit mennigrothen Punkten häufig wie beſtreut. Dieſe Pflanze iſt eine kränkliche, und die rothen Punkte nichts anderes, als eine Art Pilz (Aecidium euphorbiæ), welcher ſich dann an dieſelbe anſetzt. Oft überzieht dieſe gemeine Wolfsmilch Stunden lange und breite Strecken, häufig trifft man ſie auch an Wegen durch ganz Deutſchland an.

Ehedeſſen benutzte man wohl das Kraut davon; allein, gegenwärtig iſt es gänzlich außer Anwendung gekommen, der Milchſaft davon wird oft

auf

auf Warzen geſtrichen, um ſie zu vertreiben; wenn man den Saamen zufälliger oder unvorſichtiger Weiſe in den Magen bekommen ſollte, ſo wirkt derſelbe wie ein ſcharfes Gift, und man muß Sorge tragen, dieſes ſchrecklich reizende Mittel aus dem Magen zu bringen, zu welchem Zwecke, wenn man nichts anderes bey der Hand hat, warmes Seifenwaſſer gut iſt; dann muß viel fette Milch und rohes Eyerweiß genoſſen werden, um den Reiz, der oft von ſelbſt ſtarkes Erbrechen verurſacht, zu entfernen.

Eine andere Art der Wolfsmilch, oder auch Eſelsmilch genannt, treffen wir zwar auch hin und wieder ziemlich häufig, aber doch ſeltner wie jene an; ſie wurde von unſerm Linne mit dem Namen Euphorbia Esula bezeichnet, und wird auch wohl die gemeine genannt. Die Blumendolde finden wir hier nur zweyſpaltig, die Hüllchen oder der Kelche herzförmig, die Blumenblätter oder Honigbehältniſſe zweyhörnig, die Nebenäſte wie bey der vorigen unfruchtbar, die Blätter verlängert eyförmig. Die Wurzel, welche in ältern Apotheker-Verzeichniſſen und Waaren-Vorräthen vorkommt, auch

auch wohl noch hin und wieder von Bådern und Pfuſchern als abführendes Mittel in Waſſerſuchten unvorſichtig genug gegeben wird, heißt Radix tithymali, ſie iſt holzig und kriechend, und ihre wirkſamen Theile befinden ſich in der Rinde derſelben. Man trifft ſie beſonders an Wegen und auf unbeurbarten Feldern oft ziemlich håufig an.

Sehr wichtig iſt aber eine gleichſam ſtrauchartige Euphorbie, von welcher wir eine Waare erhalten, die unter dem Namen Euphorbium (Gummi euphorbiæ) bekannt iſt. Einige nennen die Mutterpflanze Euphorbia officinarum, andere Euphorbia antiquorum und Euphorbia canariensis. Es iſt daher zu vermuthen, daß von allen drey Euphorbien dieſer verhårtete Saft eingeſammelt wird.

Dieſe Pflanzen bewohnen ſehr heiße Zonen unſerer Erde, Afrika, Aethiopien, Arkadien und Aegypten, ſo die kanariſchen Inſeln. Die ganze Pflanze beſteht aus einem viereckigen Stamme oder Stengel, welcher viele gerade, graugrüne, åſtige, vieleckige Stengel oder Fortſåtze treibt, welche keine Blåtter, ſondern in den Ecken krumme,

paar

paarweiſe ſitzende Stacheln treiben, und auch dann, wenn dieſe Pflanze nicht verwundet wird, einen dicken milchartigen Saft ausſchwitzt, der durch den Einfluß der Sonne und der atmosphäriſchen Luft, zu einer feſten Maſſe vertrocknet, die dann eingeſammelt werden kann.

Die Maſſe, welche wir Euphorbiumgummi nennen, hat eine ſchmutzig bräunlich-gelbe Farbe, iſt vollkommen trocken und riecht gar nicht. Beym Kauen bemerkt man anfänglich nichts beſonderes, bald aber empfindet man einen ſcharfen, brennenden, höchſt unangenehmen Geſchmack, der zum Brechen reizt, und kaum durch irgend ein Mittel gemildert werden kann. Verbrennt man dieſes Gummiharz auf glühenden Kohlen, oder entzündet man es an einer Flamme, ſo bemerkt man einen angenehmen Geruch. Größtentheils beſteht das Euphorbium aus kleinen, glanzloſen, im Bruche mattglänzenden, ſehr unregelmäßig gebildeten kleinen Maſſen, in deren Mitte man ſehr häufig eine Durchbohrung findet, auch wohl noch einen Stachel von der Pflanze, um welchen ſich der Saft anſetzte und erhärtete. Je reiner das Eu-

phorbium von fremdartigen Beymengungen iſt, für deſto beſſer wird es gehalten.

Wir finden Nachrichten, daß das Euphorbium ſchon in den früheſten Zeiten, von den griechiſchen und arabiſchen Aerzten ſehr häufig angewendet wurde, ob es aber dieſe ſcharfe Subſtanz wirklich geweſen ſey, der ſie ſich als Heilmittel bedienten, daran iſt wirklich zu zweifeln. Gegenwärtig braucht man das Euphorbium mehr äußerlich als ein heftig reizendes, rothmachendes, ätzendes Mittel, und miſcht es zu Salben und Pflaſtern, auch bereitet man eine Tinktur mit Weingeiſt, zu demſelben Zwecke daraus.

Wenn man das Euphorbium pülvert, ſo hat man ſich ſehr zu hüten, daß der Staub nicht in die Naſe eindringe, ſonſt iſt ein gefährliches, faſt nicht zu ſtillendes, höchſt anſtrengendes Nießen die Folge davon. Das beſte Verwahrungsmittel gegen den Staub, beym Stoßen ſolcher ſcharfer Subſtanzen, iſt ein feuchtes oder mit Oel getränktes Tuch, welches man vor den Mund und die Naſe bindet.

Da das Euphorbium ein ſo ungemein ſtarkes und reizendes Mittel iſt, ſo zählt man es nothwendig zu den Giften, und deswegen darf es auch nicht ohne beſondere Verordnung, dem öffentlichen Verkauf unterliegen.

Eine Art der Euphorbien, welche häufig in Italien und Frankreich, ja ſchon im ſüdlichen Deutſchland, wenigſtens in Gärten angetroffen wird, liefert uns eine Frucht, welche ſich ebenfalls durch außerordentliche Schärfe auszeichnet, man nennt dieſe Frucht Purgierkörner, Springkörner (Semen cataputiæ minoris). Sie werden nur von Vieharzten verwendet.

Noch finden wir in dieſer Klaſſe, und zwar mit zwölf Staubwegen, ein unſern Leſern gewiß größtentheils bekanntes Pflänzchen, das ſogenannte Hauslaub, Hauswurz und Immergrün (Sempervivum tectorum L.). Gewöhnlich nimmt es mit einem Winkelchen auf dem Dache eines Hintergebäudes vorlieb, kann aber auch in Gärten, an einem magern Plätzchen gezogen werden. Man benutzt von dieſer Pflanze die ſaftigen, dicken, gleichſam fleiſchigen, zugeſpitzten, an den Rändern

mit weichen Stacheln verſehenen Blätter, welche man entweder ſo wie ſie ſind, als kühlendes Mittel auflegt, oder auch den Saft auspreßt, und dieſen zu demſelben Zwecke verwendet.

Obgleich den mehreſten unſerer Leſer, das Hauslaub bekannt ſeyn wird, ſo glauben wir doch, daß die Blume deſſelben ziemlich ſelten geſehen werden wird, da es einer kleinen Aloe oder Agave gleich, nur ſelten blüht. Die Blüthe iſt wirklich ſchön und verdient, wie dieſes in Augsburg von Gärtnern zu geſchehen pflegt, in Scherben eingeſetzt, und als eine wahre Zierdepflanze dargeboten zu werden. Das beſtändige Grünen macht uns dieſes Pflänzchen noch beſonders werth.

Die zwölfte Klaſſe des Linneiſchen Syſtems zählt viele ſehr wichtige Pflanzen für die Arzneykunde. Sie unterſcheidet ſich, wie in der Syſtemkunde genau nachgewieſen wurde, durch eine Menge Staubfäden, welche auf dem Kelche in einem wulſtigen Ringe ſtehen, und mit den Blumenblättern keine Verbindung haben.

Zuerſt ein kleiner Strauch, welcher in Italien und den wärmern Zonen von Europa einheimiſch iſt,

aber bey uns zur Zierde in den Gärten mit Mühe gezogen werden muß, die Myrthe. Wir kennen einige Abänderungen des Myrthenſtrauchs, von welchem wir hier reden, mit kleinen, mittlern und größern Blättern. Er iſt immer grün, verlangt im Winter Kellerwärme, oder die Wärme eines Orangeriehauſes, und läßt ſich in allerley Geſtalten durch Schnitt ziehen, weswegen dieſes angenehme Bäumchen auch in vielen Gegenden Deutſchlands ſehr geliebt und ſorgfältig gepflegt wird. Die Fortpflanzung deſſelben geſchieht ziemlich leicht durch Ableger oder Stopfer, indem man einige Zweige mit altem Holz, in feuchte Erde ſteckt, gelinde andrückt, und an einen ſchattigen Ort ſtellt. Die Blüthen geben der Myrthe noch einen ganz beſondern Werth als Zierdepflanze, indem man ſich nichts ſchöneres und zärteres denken kann, als einen ſolchen blühenden Myrthenſtrauch. Was aber wohl mag Veranlaſſung gegeben haben, daß man die Myrthe ſo gern zum Brautkranze wählt? vielleicht eben die ſchöne röthlich weiße Blume, die uns gleich einem Bilde der Unſchuld aus ihrem Kelche ſanft entgegen lächelt, vielleicht auch das Immergrün, die zarten Zweige, die ſich ſo leicht

zum

zum bräutlichen Ehren- und Hochzeitſchmucke winden laſſen, und nach unſerm Willen ſchmiegen und biegen. Auch den Dichtern iſt die Myrthe eine angenehme oft berührte Pflanze, ſelbſt ſchon im Alterthum war ein Myrthenkranz, ein Myrthenhain, immer mit angenehmen Erinnerungen verbunden, und ſelten werden dieſe bey einem verliebten Dichter fehlen, und ſollte er ihn am Schluſſe ſeiner Arbeit auf das Grab ſeiner beſungenen Helden legen. Die Israeliten treiben auch irgend etwas mit der Myrthe, denn ſie bezahlen oft einen kleinen Zweig, von der Art mit größern Blättern, wenn gerade der Zufall will, daß drey Blätter um den Zweig einander gegenüber ſtehen, mit einer Summe, die die Sache ſelbſt, nach unſern Begriffen, nicht werth iſt, und das iſt ſonſt der Fehler dieſer Nation nicht.

Man benutzte ehedeſſen die Blätter (Folia myrthæ) und die Beeren (Baccæ myrthæ) in der Medizin, und zwar im Allgemeinen wurden ſie zu den zuſammenziehenden bittern Mitteln gezählt. Man gab ſie in Aufgüſſen bey ſtarken unregelmäßigen Verblutungen, bereitete auch einen

ein-

S

T. XI

einfachen und zuſammengeſetzten Myrthenſyrop (Syrupus myrthæ simplex et compositus) daraus, und erzeugte ein Oel durch Deſtillation aus dieſer Pflanze, welches unter die ſogenannte Comptesſinſalbe (Unguentum comiteſsæ) gemiſcht wurde, und beſonders die verlohrne jugendliche Schönheit, wenn ſie ſich noch nicht gar zu weit verlaufen hätte, wieder herbeyführen ſollte.

Zu den Myrthusarten zählen wir auch ein ſehr wichtiges Gewürz, den ſogenannten Nelkenpfeffer, Neuewürze, Modewürze, Piment (Myrthus pimenta L.), die bereits im fünften Bande bey den Gewürzen genügend abgehandelt, und Tab. XL. Fig. 78 abgebildet iſt. Als Arzneymittel iſt dieſe Drogue von keiner beſondern Wichtigkeit, und wird bey ihrer Anwendung den Nelken ſehr nachgeſetzt werden müſſen.

Auch des Granatbaums, welcher in dieſe Klaſſe und Ordnung gehört, haben wir bereits im fünften Bande gehörig gedacht, und Tab. XXVII. Fig. 56 eine Abbildung davon geliefert. Die Blumen (Flores balaustiorum), und nur die Schaale der reifen Früchte (Cortices malicorii seu grana-

nato-

natorum), ſind die in den Apotheken als Arzneymittel vorkommenden Theile. Beyde gehören zu den zuſammenziehenden Mitteln, und wurden daher gegen Verblutungen und andere Uebel, die von ſchwächlicher Beſchaffenheit des Körpers herrührten, verwendet; auch brauchte man die Granatblüthen gegen Zahnſchmerzen, indem man ſie im Munde verkaute. Sie werden beyde auch zum Schwarzfärben, und zur Erzeugung einer ſehr ſchönen ſchwarzen Tinte verwendet; der zuſammenziehende Stoff findet ſich beſonders in den Schaalen der Frucht in großer Menge vor. Dieſes ſehr ſchöne Bäumchen wird, beſonders mit gefüllter Blüthe, häufig in unſern Gärten zur Zierde gezogen.

Eine ſehr wichtige Pflanze für die Medizin, findet ſich in einer Kirſchenart, nach der Linneiſchen Geſchlechtsangabe, in der Lorbeerkirſche (Prunus lauro cerasus). Der Baum iſt im Orient, beſonders an den Ufern des ſchwarzen Meers zu Hauſe, und wurde von da, angeblich von Trapagunt 1576 nach Europa gebracht, und dann weiter verbreitet. Seiner ſchönen Blätter wegen, und weil

T. XL

weil er immer grünt, hat er ſich den Vorzug eines Orangeriebaumes erworben, und wird gern gepflegt. In den warmen Ländern von Europa, in Italien, Spanien und Frankreich hält dieſer Baum im Freyen aus, im nördlichen und ſüdlichen Deutſchland vernichten ihn aber die Winter, auch dann, wenn ſie nicht außerordentlich ſtreng ſind, und nur wenige werden an der Wurzel ſelbſt ſo wenig angegriffen, daß ſie im Frühjahre wieder ausſchlügen, jedoch macht man hin und wieder die Erfahrung, daß ſich der Kirſchlorbeer in einem oder andern Garten wirklich aklimatiſirt hat.

Die Blätter dieſer Kirſchenart (Folia lauro cerasi), ſind der allein gebräuchliche Theil der Pflanze, von welcher wir Tab. XLI. Fig. 54 einen blühenden Zweig, und die Früchte abbilden ließen, *a* iſt eine ganze, *b* eine ſo zerſchnittene Frucht, daß man den Kern derſelben genau ſehen kann.

Die Form der Blätter iſt länglich, eyförmig, am Rande weitläuftig ſägeartig gezahnt, oft 5—6 Zoll lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll breit, dunkelgrün, beſonders auf der obern Seite glänzend, wie mit

Wachs überzogen, am Stiele des Blattes befinden ſich zwey Drüſen; der Geruch dieſer Blätter iſt, wenn man ſie zwiſchen den Fingern oder auf andere Art zerquetſcht, angenehm balſamiſch, den bittern Mandeln ſehr ähnlich, der Geſchmack iſt ebenfalls bittermandelartig.

Wenn einerſeits die Kirſchlorbeerblätter, und die davon erzeugten Präparate, zu den wichtigſten Heilmitteln gerechnet werden können, welche die neuere Zeit hervorſuchte, ſo iſt andererſeits nicht zu vergeſſen, daß dieſe Blätter vorzüglich, ſo wie bittere Mandeln und mehrere andere Gewächſe, den Stoff enthalten, der allerdings zu den ſtärkſten und am ſchnellſten tödtenden Giften gerechnet werden kann; wir nennen ihn auch als einen eigenthümlichen Stoff, Bittermandelſtoff, Kirſchlorbeerſtoff und Blauſäure.

Da dieſer giftige und arzneyliche Stoff zugleich, zu den flüchtig ätheriſchen Körpern gezählt wird, ſo bereitete man, beſonders aus den Kirſchlorbeerblättern, oder den bittern Mandeln, ein deſtillirtes Waſſer, das Kirſchlorbeerwaſſer (Aqua lauro cerasi), welches allen übrigen Präparaten

ten aus dieſer Pflanze vorgezogen werden muß; zuweilen findet ſich, wenn man ſehr viele Blätter oder bittere Mandeln zur Deſtillation verwendete, eine Spur von Oel (Oleum æthereum lauro cerasi), auf der Oberfläche des Waſſers, (12 Pfund ſollen ein halbes Quentchen enthalten; ohnſtreitig das ſtärkſte Gift, was wir bey uns beſitzen).

Wenn man Thiere unterſucht, welche durch das Kirſchlorbeer-Gift getödtet worden ſind, ſo findet man das Blut dünnflüſſiger und weniger zum Gerinnen geneigt, als bey andern auf eine andere Art umgekommenen Thieren. Man nahm von dieſer einfachen Beobachtung aus Gelegenheit, auf die mit dieſer Subſtanz zu heilenden Krankheiten zu ſchließen, und verordnete das Waſſer des Kirſchlorbeers als ein blutverdünnendes Mittel in Melancholien, ſogenannten ſchwarzgalligen Krankheiten, Hypochondrie, Afterblutflüſſen, und unterdrückter naturgemäßer Blut-Ausleerung bey dem zweyten Geſchlecht. Man gab ſogar das Waſſer in ziemlichen Gaben bey ſkirrhöſen Geſchwulſten. Im Allgemeinen iſt dieſes Waſſer zu den ſtarken Reizmitteln zu rechnen, und nicht zu läugnen,

daß es in vielen der angegebenen Fällen herrliche Dienſte, unter der Leitung eines wiſſenſchaftlichen Arztes leiſtet.

Man muß das Kirſchlorbeerwaſſer nie höher als Tropfenweiſe gebrauchen, indem eine erhöhte Gabe leicht allgemeine Lähmung, und ſelbſt den Tod nach ſich ziehen könnte. Sollte aber ein ſo unangenehmer Vergiftungsfall wirklich eingetreten ſeyn, ſo ſind Milch, eine leichte Pottaſchen-Auflöſung und Kaffee die beſten Gegengifte.

In einigen Gegenden Deutſchlands hat man die Gewohnheit, Kirſchlorbeerblätter in die Milch zu legen, um ihr einen angenehmen, mandelartigen Geſchmack mitzutheilen; auch dieſes muß immer mit der gehörigen Vorſicht geſchehen — damit unſern Herren kein Schade geſchieht.

Nicht allein die Lorbeerkirſche, ſondern auch andere zu dieſem Geſchlechte gehörigen Bäume enthalten dieſen Stoff; in den neuern Zeiten hat man beſonders großen Lärm über die Wirkung der Rinde der Traubenkirſche gemacht, und dieſe ganz vorzüglich in Gicht, Podagra und Rheumatismen empfoh-

pfohlen, wenn dieſe böſen Feinde keinem andern Mittel weichen wollten.

Die Traubenkirſche (Prunus padus L.) iſt ein deutſcher Baum der zweyten Größe, und im Süden Deutſchlands ziemlich gemein; ein ſehr angenehmer Baum, beſonders im Frühjahre, wenn er blüht, welches nicht, wie bey den andern Kirſchen, einzeln geſchieht, ſondern es finden ſich Trauben von Blüthen an einem gemeinſchaftlichen Stiele beyſammen; im ſiebenten Bande der Unterhaltungen des Pflanzenreichs, wo wir von den nützlichen Holzarten gehandelt haben, iſt die Traubenkirſche genauer beſchrieben. Was übrigens ihre geprieſene Wirkung anbetrifft, ſo glaube ich durch dieſes Mittel die Rinde der Traubenkirſche (Cortex pruni padi) nämlich, den Arzneyſchatz, neben dem Kirſchlorbeer und der bittern Mandel, ſehr unnöthig vermehrt zu haben; auch bemerkt man, daß dieſes Mittel von rationellen Aerzten durchaus nicht angewendet wird. Das Kirſchlorbeer-Waſſer, in Verbindung mit der Chinarinde, thut gewiß mehr als dieſes Mittel. Die, welche die Traubenkirſche gar zu ſehr empfohlen haben, mögen mir dieſe

Aeuſ-

Aeußerung, die aus Erfahrung geſchöpft worden iſt, verzeihen. Ich bin keineswegs in Abrede, daß die Rinde der Traubenkirſchen ein wirkſames Mittel iſt, aber man kömmt damit ziemlich unſicher und viel ſpäter zum Ziele. Will man die Wohlfeilheit dieſes Mittels gegen China und Kirſchlorbeer in Anſpruch nehmen, und eine gewiſſe Finanz-Erſparniß mit der Medizin verbinden, ſo denke ich immer, daß die Zeit, die ich mit ſolchen Mitteln verliere, die Preiſe beſſerer Mittel bey weitem überwiegt; ein Gegenſtand, an welchen die ärztlichen Experimentatoren gemeiniglich nicht denken, wo aber, beſonders in öffentlichen, von dem Staate unterhaltenen Anſtalten, ganz vorzüglich Rückſicht genommen werden muß — hier ſoll nicht allein geheilt werden, es ſoll ſo ſchnell und gründlich als möglich geheilt werden, und da müſſen die Experimente wegfallen, ſonſt ſetze ich das freſſende Kapital zu lange zur Schüſſel, und das Ganze geht zu Grunde.

Viele andere Kirſchenarten benutzt man ebenfalls in der Medizin, beſonders die ſauren und ſchwarzen Kirſchen. Die ſauren nennt man auch

Weich-

Weichſelkirſchen (Fructus pruni cerasi acidi, Fructus cerasorum acidorum). Man rechnet die Kirſchen, die wir bereits im ſiebenten Bande gehörig gewürdiget haben, zu den erfriſchenden, kühlenden, gelind nährenden Mitteln, und benutzt ſie zum Getränke bey hitzigen und Faulfiebern, um faulige Schärfe hinwegzunehmen, und den Leib offen zu erhalten.

Man bereitet ſowohl in Haushaltungen, als in den Apotheken, einen Syrop aus den Sauerkirſchen (Syrupus cerasorum acidorum); man welkt die Früchte (Fructus cerasorum exsicatorum) und bereitet ein deſtillirtes Waſſer (Aqua cerasorum nigrorum) daraus, welches, wenn es auch keine beſondern arzneylichen Kräfte beſitzt, doch ein Medikament ſehr angenehm macht.

Man ſammelt auch von den Kirſchen- und andern Steinobſt-Bäumen eine gummiartige Subſtanz (Gummi cerasorum), welche zu verſchiedenen Zwecken verwendet wurde; das arabiſche Gummi hat aber dieſe Subſtanz gänzlich verdrängt.

Unſere gewöhnliche Zwetſchge (Prunus domestica), welche bereits bey den Obſtarten genüglich abge-

abgehandelt worden iſt, führen wir nur, der Vollſtändigkeit wegen, nur dem Namen nach hier an. So den Schlehdorn (Prunus spinosa), den Mandelbaum (Amygdalus communis), die Pfirſche (Amygdalus persica).

Die Ebereſche (Sorbus aucuparia), die Birn und Aepfel (Pyrus et malus), die Quitte (Pyrus cydonia), ſind alle bey den Obſtarten gehörig gewürdiget worden, wo ſie auch mehr hingehören, als zu den eigentlichen Arzneymitteln. Die Quittenkern (Semina cydoniorum), als ein gar ſanftes ſchleimiges Mittel bey Augenkrankheiten, um den Reiz zu vermindern, möchten doch noch mit Recht angewendet werden.

In der zwölften Klaſſe, fünften Ordnung (Icosandria pentagynia), finden wir auch die ganze Sippſchaft der Spireen oder Spierſtauden (Spireæ), deren wir ebenfalls ſchon bey den Holzarten gedachten, und auch eine, die weidenblättrige (Spirea salicifolia) abbildeten. Das Geſchlecht zeichnet ſich dadurch aus, daß der Kelch oben ſitzt, und fünfſpaltig iſt. Die Blume beſteht

aus

aus fünf Blättern, der Saamenkapſeln ſind fünf, dieſe enthalten viele Saamen.

Ehedeſſen mehr als jetzt, war die Sumpfſpierſtaude, Bocksbart (Spirea ulmaria), als Arzneymittel bekannt und berühmt. Sie zeichnet ſich durch Blätter aus, welche unterbrochen gefiedert ſind, unten bemerken wir an denſelben einen leichten Filz, die Blüthen ſtehen in Afterdolden, und ſind ſproſſend. *)

Man

*) Ich muß hier nochmals die Bemerkung machen, daß es unvermeidlich iſt, um von einer Pflanze eine richtige botaniſche Beſchreibung zu liefern, Worte gebrauchen zu müſſen, mit denen der Botaniker nur gewiſſe Begriffe und Merkmale verbindet; wem es alſo um wirkliches Studium und wahre Fortſchritte in der Botanik zu thun iſt, den verweiſe ich immer auf die zwey erſten Bände des Pflanzenreichs, welche uns die nothwendige Terminologie, ſowohl beſchreibend als bildlich dargeſtellt hat. Und ich wiederhole, daß ein jeder ſelbſt mittelmäßige Kopf, mit dieſem ſo leicht anzuſchaffenden Hülfsmittel, ohne weitere beſondere Anleitung eines Lehrers, die Botanik ſelbſt ſtudiren, und ſich vollkommen unterrichten kann.

Man benutzte ehedeſſen ſowohl das Kraut, als auch die Wurzel dieſer Pflanze, unter dem Namen Geisbart (Radix et Herba ulmariæ), auch nannten dieſe Pflanze die Alten Königin der Wieſen (Regina prati).

Vor einiger Zeit machte mich ein induſtröſer Apotheker mit einem Vortheile bekannt, den man aus den Blumen der Sumpfſpierſtaude ziehen könnte, er verſicherte nämlich, daß ihm die Pomeranzenblüthen, ſeit Bekanntſchaft mit dieſer Blüthe, vollkommen entbehrlich geworden wären, indem er ſein Pomeranzenblüthen=Waſſer (Aqua florum naphæ), aus dieſen Blüthen bereitete, und das Publikum damit ſehr zufrieden wäre. Ob dieſes in der pharmazeutiſchen Pflichtenlehre, und in den Grundſätzen über das Surrogiren der Arzneymittel entſchuldiget werden kann, iſt wohl leicht zu entſcheiden und zu vermuthen, daß der Apotheker, welcher eine ſolche Sünde begeht, ſich der übrigen pharmazeutiſchen Sünden nicht fürchtet.

Unter dem Namen rother Steinbrech (Spirea filipendula L.), kam ehedeſſen eine zu dieſer Klaſſe gehörige Pflanze vor, ſie zeichnet

ſich

ſich durch kleine, wie an Fäden hängende Wurzelknollen aus, gegenwärtig wird ſie nur dem Namen nach noch in den Katalogen der Medikamente aufgeführt.

Viele Staubwege machen in dieſer Klaſſe die letzte Ordnung aus; wir treffen hier auf unſere allbekannte Roſe, von welcher mehrere Arten früher zu den Arzneymitteln gezählt, und noch einige Theile und Zubereitungen davon angewendet werden.

Wir haben bereits bey den Holzarten, was das Techniſche betrifft, ſchon hinlänglich von der Roſe gehandelt; allein, es bleibt uns doch noch Einiges zu betrachten übrig, was uns die Roſe auch in mediziniſcher Hinſicht werth machen muß. Die vorzüglichen Gegenſtände und Zubereitungen, welche man von dem Roſenſtrauche hat, ſind folgende: Die Roſenblätter ſelbſt (Flores rosarum rubrarum). Man ſammelt ſie noch als Knoſpen von ſolchen Roſengattungen, welche eine vorzüglich feurige rothe Farbe beſitzen, unſere Gärten zieren, und unter dem Namen Provinzroſen, Damaszenerroſen, Eſſigroſen, franzöſiſche Roſen be-

bekannt ſind, die Kelche werden dann von den Blumenblättern getrennt, die Staubfäden heraus- genommen, und die erhaltenen Blättchen ſo ſchnell als möglich getrocknet, und gegen den Einfluß des Lichts geſchützt aufbewahrt. Aus den friſchen Roſenblättern bereitet man auch das allgemein beliebte, und beſonders in der Arzneykunde als Augenmittel bekannte Roſenwaſſer (Aqua rosarum), die wilde einfache Roſe (Rosa canina L.) giebt das beſte Roſenwaſſer, nur erhält man wenig Blüthen, und kann damit den Bedarf dieſes vielgebrauchten Waſſers kaum decken; noch beſſer iſt zu dieſem Zwecke die Ackerroſe (Rosa arvensis), welche auch zur Erzeugung des ſo berühmten türkiſchen Roſenöls verwendet werden ſoll, welches wir jedoch nicht verbürgen wollen, indem die Türken aus der wahren Bereitung ihres ächten Roſenöls ein Geheimniß zu machen ſcheinen, denn alle Arten der Bereitung entſprechen noch nicht vollkommen. Werden eine ungeheure Menge friſche oder eingeſalzene Roſen der Deſtillation unterworfen, und das erhaltene Produkt immer wieder auf friſche Roſen zurückgegoſſen und abermals deſtillirt, ſo erhält man aus einem Zentner Roſen, etwa ein

Quentchen eines ſchmierigen, einem fetten Oele gleichendes ätheriſches Oel, von durchdringendem Roſengeruche, welchem aber das Angenehme und Sanfte, das das türkiſche Roſenöl beſitzt, gänzlich fehlt, und es ſcheint mehr als wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ſich die Türken ganz anderer Roſen, und eine andere Art der Ausſcheidung des Oels bedienen.

Die Roſenblätter werden auch ſehr fein zerſchnitten, mit eben ſo viel, als ihr Gewicht beträgt, feinem geriebenen Zucker vermengt, und unter dem Namen Roſenkonſerve (Conserva rosarum rubrarum et albarum) aufbewahrt. Man bereitet auch aus den Roſenblättern mit Zucker einen Saft (Syrupus rosarum), und mit Honig behandelt, das ſo berühmte Roſenhonig (Mel rosarum). Werden eine Menge Roſenblätter aufeinander gelegt, und nach und nach zwiſchen hölzernen Scheiben zuſammengepreßt, bis ſie etwa die Stärke eines Meſſerrückens haben, und dann getrocknet, ſo erhält man die ſogenannten Roſenkuchen (Placenta rosarum); Roſen werden auch mit gutem rohen Weineſſig übergoſſen, und nach eini-

einigen Tagen filtrirt, wodurch man den Roſen-eſſig (Acetum rosarum) erhält. Stößt man eine Menge friſcher Roſenblätter zuſammen, preßt den Saft aus, füllt ihn in Bouteillen und übergießt dieſe mit Oel, ſo hat man das ſogenannte (Muchrum rosarum), welches zur Zeit, wo es keine Roſen giebt, zu Syrop und Honig benutzt wird.

Die Roſenfrüchte, beſonders von der gemeinen Heckenroſe, Hagenbutten, Hüfen, ſind auch als kühlendes und linderndes Mittel in der Arzneykunde eingeführt. An den wilden Roſen zeigen ſich oft Auswüchſe, welche von dem Stiche eines Inſekts herrühren, und einem Haarbüſchel nicht unähnlich ſehen, auch ſie bewahrte man ehedeſſen unter dem Namen Schlafäpfel (Spongiæ cynospati) in den Apotheken auf, und legte ſie Kindern, die keinen Schlaf hatten, nutzlos unter den Kopf.

Einige Beerenfrüchte, die bereits genügend im fünften Bande unſerer naturhiſtoriſchen Unterhaltungen behandelt worden ſind, erwähnen wir nur ganz kurz; ſie ſind die Himbeere (Rubus idæus

idæus), von ihr erhalten wir Saft (Syrupus rubi idæi) und Waſſer (Aqua rubi idæi).

Die Brombeeren (Rubus fruticosus L.), ſie werden zu einem Safte benutzt, welcher in Ermanglung der ſchwarzen Maulbeere dieſen erſetzt.

Die Erdbeere (Fragaria vesca L.). Man benutzt die Beeren zu einem Safte (Syrupus fragorum), und das Kraut ſowohl zu einem angenehmen Thee, als auch als ein unſchädliches Bruſtmittel.

Hierher gehören noch einige ebenfalls nicht mehr gebräuchliche Pflanzen, als:

Der Gänſerich (Potentilla anserina), von welchem man ehedeſſen das Kraut einſammelte. Das Fünffingerkraut (Potentilla reptans), eben ſo unbedeutend wie die vorige.

Wichtiger iſt uns aber die Tormentille, oder Blutwurzel (Termentille erecta L.), welche wohl verdiente, in der neuern Medizin, beſonders die Wurzel wieder vorgenommen zu werden. Der Kelch iſt achtſpaltig, die äußern Einſchnitte kleiner, verkehrt, herzförmig, der Blumen-

menblätter finden ſich gewöhnlich vier, die Saa-men ſind rund, nackt, und ſtehen in einem ſaft-loſen Fruchtboden. Dieſe Art hat einen aufrechten Stengel, welcher äſtig iſt, die Blätter ſind ſitzend. Die Wurzel (Radix tormentillæ) bildet einen ziemlich feſten Stock, welcher unten mit vielen kleinen Wurzelfaſern verſehen iſt, der Geruch iſt unbedeutend, der Geſchmack ſehr zuſammenziehend, etwas gewürzhaft. Man benutzt die Wurzel im Aufguſſe gegen Diarrhöen, Ruhr, Blutflüſſe und Fieber, doch muß man ſie nur in kleinen Gaben anwenden, weil ſie ſonſt üble Erſcheinungen bey den Kranken hervorbringen könnte.

Das Benediktkraut oder Nelkenkraut, Nelkenwurzel, gehört zu denen deutſchen Mit-teln, welche in der neuern Zeit erſt gehörig gewür-diget worden ſind, und welches gegenwärtig häufig und mit ſehr gutem Erfolg gebraucht wird. Um nicht durch unwiſſende Kräuterweiber andere Wur-zeln für dieſes kräftige Arzneymittel zu erhalten, da ſich mancher Apotheker doch auf dieſe Leute verlaſſen muß, ſo habe ich dieſe Art genau be-ſchrieben, und dieſe wahre Nelkenwurzel auf

Tab.

T. XLII

Tab. XLII. Fig 55 abgebildet; auf eben dieſer Tafel findet ſich auch die zerlegte Pflanze, nebſt einem Saamen tragenden Zweige derſelben Fig. 56; *a* iſt ein Blumenblättchen, *b* ein Fruchtboden, auf welchem noch einige Saamen mit ihren Spitzen befindlich ſind; *c* die Wurzel.

Man ſammelt die Wurzel im Frühjahre, wenn man an dem der Erde entſproſſenden Kraute die Art erkennen kann, ſie liebt ganz beſonders ſchattige Plätze, an Waldrändern einzeln ſtehende Bäume und Gebüſche, wo hingegen die Waſſernelkenwurz oder die falſche Nelkenwurz, die an den Ufern kleiner Bäche zu ſuchen iſt, wo man dieſe nie oder nur höchſt ſelten findet. Botaniſch betrachtet, zeichnet ſich das Geſchlecht Geum durch folgende Merkmale aus: der Kelch iſt zehnſpaltig, die äußern fünf Einſchnitte ſind kleiner als die innern, wie wir dieſes an dem Kelche oben deutlich ſehen, der Blumenblätter ſind fünf, die Saamen ſind mit einer langen, knieförmig gebogenen Grane verſehen, und ſtehen auf einem ſäulenförmigen Fruchtboden. Dieſe Art (Geum urbanum), hat kleine aufrechtſtehende, mit gelben Blumen gezierte Blumenſtiele, und die Grane

iſt in einen Hacken gebogen. Die Stengelblätter ſind dreyfach, die Wurzelblätter ſind leyerförmig, gefiedert, die Afterblätter rund und dreylappig. Die Wurzel, welche aus einem Kopfe mit vielen Faſern beſetzt beſteht, hat eine braune Farbe, friſch einen faden, trocken einen angenehmen ſchwach nelkenartigen Geruch. Die zweyte Art (Geum rivale) hat überhängende größere Blumen, mit bräunlich rothen Blumenblättchen, welche ſo lang wie der Kelch ſind, die Granen ſind federförmig und in der Mitte gedreht, wenn es nicht abſichtlich geſchieht, ſo kann dieſe falſche Nelkenwurz wohl ſchwerlich mit der wahren verwechſelt werden.

Unter dem Namen **Benediktenwurzel**, **Merzwurzel** und **Geroffel**, kömmt dieſe Wurzel bey den ältern Schriftſtellern vor, ſie bedienten ſich derſelben ganz empyriſch, in einer Menge Fällen, ja ſogar gegen den tollen Hunds-Biß, Blutharnen, Gelbſucht, Leberkrankheiten aller Art, und ſchrieben ihr eine ganz beſondere Kraft zu, auf die Geſchlechtsglieder höchſt wirkſam zu ſeyn. Sie gehört, nach den neuern Beobachtungen

und

und Anſichten, zu den vorzüglichſten und kräftigſten vaterländiſchen Reizmitteln, welches, nach den Beobachtungen ſehr vieler würdiger Aerzte, der Chinarinde zunächſt geſtellt werden könnte, wenn von einem Surrogate für dieſe ausländiſche Rinde die Rede wäre, und wo es gewöhnlich bey den Surrogaten fehlt, wenn man ſie in der Menge wie die China erhalten könnte; wir haben in der Zeit der Surrogate, die uns noch nicht gar fern liegt, recht oft die Bemerkung gemacht, daß das Surrogat oft viel theurer wie die Waare verkauft wurde, welche man ſurrogiren wollte: ſo machten wir die Bemerkung an der Erdmandel (Cyperus esculentus), welche als Kaffee vorgeſchlagen wurde, der Kaffee ſelbſt koſtete aber ein Drittel weniger als das Surrogat, und ſo würde es uns mit vielen ſtark gebrauchten Arzneymitteln auch ergehen. Es iſt oft ſchwer, den Bedarf an wahrer Nelkenwurz zur rechten Zeit eingeſammelt, für eine ziemlich gangbare Apotheke, in einem Umkreiſe von mehreren Stunden zuſammen zu bringen, und es würde einem jeden ſchwer fallen, 1000 Pfunde trockene Nelkenwurz zuſammen zu bringen, da man hingegen durch den Handel in

kurzer Zeit 10000 Pfund China bald herſtellen würde. Dieſes iſt ein Geſichtspunkt, an den man gewöhnlich nicht denkt, wenn von Surrogaten die Rede iſt.

Mehrere Aerzte haben die Idee gehabt, die Nelkenwurzel als ein Surrogat der China zu empfehlen; man fand ſie beſonders wirkſam in Wechſelfiebern, und behauptete ſogar, ſie übertreffe die China, ſo wie Einige auch behaupten, die Cichorie übertreffe den Kaffee, welches aber nur Einige glauben, die ganze Welt, wie man zu ſagen pflegt, möchte wohl anderer Meynung ſeyn, und wenn die ganze Welt meynt, und Einige anderſt meynen, ſo weiß auch die ganze Welt, was ſie von ſolchen Leuten zu denken hat. Einige Aerzte beobachteten an der Nelkenwurz gelinde ſchweißtreibende und zugleich zuſammenziehende Kräfte, weswegen ſie bey Erſchlaffungen mit Rheumatismen verbunden gegeben wurde. In Gallenfiebern, in rheumatiſchen und katharraliſchen Fiebern, in Bruſtkrankheiten, thut ihr anhaltender Gebrauch, in nicht zu kleiner Gabe, recht vortreffliche Dienſte, nur muß ſie da, wo China gegeben worden

iſt,

iſt, oder gegeben werden kann, in dreymal ſtärkerer Doſis angewendet werden, ſonſt hilft ſie, nach mehrern Erfahrungen, gar nichts. Bey Waſſerſuchten, Blemorrhöen und Blutflüſſen hilft ſie wenig oder nichts, und man muß die Zeit nicht verlieren, in welcher kräftigere Mittel zur Heilung des Kranken hätten angewendet werden ſollen und können.

Präparate ſind, das Pulver der Wurzel ausgenommen, von dieſem Mittel nicht gangbar, es wird gewöhnlich als Aufguß (Infusum) von ein Loth auf zwölf Loth Waſſer verſchrieben, ein ſchicklicher Beyſatz von Liquor, nebſt einem angenehmen Syrop, Löffel- oder halbe Schaalenweiſe gegeben. Das Pulver verordnet man gewöhnlich mit Zucker und einem gewürzhaften Körper, wie Jngber, Pfeffermünze, Kalmus, Zimmt u. d. gl. welches aber, wenn eine gute Wirkung erfolgt, die Beobachtung unſicher macht, indem man nicht recht weiß, ob man dann die Wirkung auf die Cariophyllata oder auf das beygeſetzte Mittel ſchieben ſoll.

Die dreyzehnte Klaſſe zeichnet ſich ebenfalls durch ſehr viele Staubfäden, zwanzig bis tau-

tauſend, aus, welche aber nicht auf dem Kelche in einem Ringe aufſitzen, ſondern in der Blume befindlich ſind.

Auch aus dieſer Klaſſe haben wir in den vorigen Bänden ſchon viele abgehandelt, welche in ihrer Haupt-Anwendung dorthin gehörten, und mehrere abgebildet, von welchen wir glaubten, daß ſie nicht allgemein bekannt, oder zu dieſem Zwecke intereſſant genug waren.

In der erſten Ordnung dieſer Klaſſe, mit einem Staubfaden (Polyandria monogynia), treffen wir folgende, theils ſchon bekannte, theils rein arzneyliche Pflanzen an;

Der Kappernſtrauch (Capparis ſpinoſa), deſſen Blüthenknoſpen, mit Eſſig eingemacht, zu den Leckereyen dienen. In der Arzneykunde wurde aber die Rinde der Wurzel, unter dem Namen Radix ſeu Cortex capparis, Kappernrinde oder Wurzel, in ältern Zeiten verwendet. Ganz vorzüglich brauchte man ſie gegen Waſſerſucht und Milzbeſchwerden; gegenwärtig hat man ſie aber ebenfalls in die mediziniſche Rüſtkammer geworfen.

Das

Das große Schöllkraut (Chelidonium majus), welches ſchon in den älteſten Zeiten ein ſehr berühmtes Heilmittel war, iſt in den neuern Zeiten, wegen ſeiner eingreifenden Wirkſamkeit, wieder aufgeſucht worden. Dieſe Pflanze wird zu den Giftpflanzen gezählt. Das Geſchlecht unterſcheidet ſich dadurch, daß der Kelch zweyblättrig und hinfällig iſt, die Frucht iſt eine zweyfächrige Afterſchotte, der Saamen finden ſich ſehr viele in einer Schotte. Die gebräuchliche Art, das gemeine Schöllkraut, welches auch Schwalbenkraut, Schwalbenwurz (Chelidonium majus L.) genannt wird, trägt ſeine Blüthen in einer Art Dolde, die Blätter ſind gefiedert, die Blättchen etwas lappig und ſtumpfzähnig, die Blumenblätter ſind ganz, und haben eine ſchöne gelbe Farbe; aus der Pflanze dringt nach der Verwundung, beſonders gegen die Wurzel hin, häufig ein goldgelber, ſcharfer Saft.

Ganz vorzüglich häufig trifft man dieſe Pflanze an alten Mauern und auf Schutthaufen an, wo ſie ſchon ziemlich frühzeitig erſcheint, gewöhnlich wenn die Luft warm zu werden anfängt, und die

Schwal-

Schwalben unſere Gegenden beſuchen, woher auch wohl der Name Schwalbenkraut ſeinen Urſprung haben mag, weil wir ſonſt keine Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Pflanze und einer Schwalbe finden. Man ſammelt dieſes Kraut dann, wenn es anfängt in die Blüthe zu kommen, und trocknet es, oder bereitet das Extrakt (Extractum chelidonii majoris) aus dem ausgepreßten Safte, den man durchſeiht, und in einem zinnernen, gläſernen oder ſteingutenen Gefäße abdampft. Man benutzte in der ältern Chirurgie beſonders den Saft, indem man ihn in alte Fiſtelgänge, Geſchwüre und andere Uebel der Art eintröpfelte oder überlegte, und oft eine Heilung deswegen dadurch bewirkte, weil er als ein nicht unbedeutendes Reizmittel eingriff, und friſche geſunde Fleiſchwärzchen hervorbrachte. Auch benutzt man das Kraut, aber ohne Erfolg, zu einem deſtillirten Waſſer, gegen Gicht, Fehler der Nieren und Harnwege, Abzehrung u. dgl. m.

In den neuern Zeiten wurde das Schöllkraut-Extrakt als ein ſouveraines Mittel gegen den Krebs (Carcenoma) gebraucht; auch wurde es zu wenigen Granen Augenwaſſern zugeſetzt, um chro-

T. XLIII.

chroniſche Entzündungen derſelben zu heilen. Der nicht gar dick gekochte Saft des Schöllkrauts wird auch Quinta eſsentia Lullii seu Lulliana genannt, und zur Vertreibung flechtenartiger Ausſchläge angewendet.

Ein großes Geſchlecht, welches unter dem Namen Mohn- oder Magſaamen (Papaver) bekannt iſt, hat zu jeder Zeit in der Arzneykunde florirt, und mehrere Arten deſſelben haben mehr oder weniger Glück gemacht; unter dieſen allen müſſen wir den Schlafmohn (Papaver somniferum) wohl zuerſt nennen, deſſen andere nützliche Theile bereits bey den ölgebenden Pflanzen, im fünften Bande abgehandelt worden ſind, wo wir auch eine Abbildung unter Tab. LXIII. Fig. 118 lieferten.

Als Arzneymittel zieht uns aber dieſe Mohnart noch einmal um ſo mehr an, da ſeit der Zeit, als jene Pflanze beſchrieben und abgebildet wurde, hinſichtlich der daraus gewonnenen Hauptſubſtanz, des Opiums, wichtige Entdeckungen gemacht worden ſind, und es auch damals der Zweck des verewigten Verfaſſers nicht ſeyn konnte,

hierauf vorzüglich Rückſicht zu nehmen, da ja nach ſeinem Plane, den wir ſo gewiſſenhaft wie möglich befolgen, die Arzneypflanzen einen Theil ſeines unſterblichen Werks ausmachen ſollten. Wir meynen den ſeligen Pfarrer Wilhelm, als den Begründer dieſes Werks. Wenn auch die wichtige Subſtanz, welche wir Opium nennen, nicht allein von dieſer Pflanze, in ihrem Vaterlande Aſien gewonnen wird: ſo gehört ſie doch gewiß zu den Mohnarten oder Papaverinen, die ſolches liefern.

Das Opium ſoll eigentlich der milchartige Saft ſeyn, welcher aus denen ziemlich reifen Saamenkapſeln, nachdem ſie abſichtlich verwundet worden ſind, hervorquillt, und dann, unter Einfluß der Sonne und Atmosphäre, zu einem braunen Dickſafte erſtarrt. So wie das Opium gewöhnlich im Handel vorkommt, ſind es kleinere und größere Kuchen, oder flachgedrückte Kugeln, von ſchmutzig brauner Farbe, eigenthümlichem Geruche, und eigenem, etwas ſcharfem Geſchmacke. Gemeiniglich hat das Opium eine pflaſterartige Konſiſtenz, wenn es aber getrocknet wird, bricht es, iſt glänzend, und mit allerhand nicht zum Opium ſelbſt gehöri-

gen

gen Dingen vermengt, und wahrſcheinlich um das Aneinanderkleben der Scheiben zu vermeiden, mit einem Saamen von einer Doldenpflanze beſtreut, der unſerm Paſtinatſaamen ſehr ähnlich iſt. Ein Theil deſſelben löst ſich in Waſſer, ein anderer in Weingeiſt auf, welches uns zeigt, daß das Opium obenhin betrachtet, aus gummigen und harzigen Theilen zuſammengeſetzt iſt. Unter allen Opiumarten gab man dem, welches in Aegypten, in der Gegend von Theben gewonnen wird, den Vorzug, und auch noch, daher man es auch mit dem Namen, Opium von Theben (Opium thebaicum) bezeichnet. Die beſte Sorte des Opiums, welche aber ſchwerlich in den deutſchen Handel kommen möchte, iſt das Tropfen=Opium (Lacrymæ opii). Um das Opium zu ſammeln, verfährt man nach Kämpfers Bericht, wie folgt: Abends werden die ſich der Reife nähernden Mohnköpfe mit einem fünfzinkigen gabelförmigen Inſtrumente geritzt, und des andern Morgens die dadurch entſtandenen Tropfen, in halbdurchſchnittene Mohnköpfe geſammelt, die Maſſen hierauf zuſammengebracht, an der Luft ausgetrocknet, und in kleine Kuchen gebildet.

Andere reiſende Naturforſcher verſichern hingegen, daß man aus der ganzen Mohnpflanze, wenn ſie zu blühen anfange, durch Auspreſſen und Einkochen dieſen Dickſaft bereite; dieſe letztere Art der Bereitung ſcheint wenigſtens der größern Menge des Opiums zu gelten, da es ein vielgebrauchter Artikel iſt, da die Türken, die keinen Wein trinken, und doch die Seligkeiten eines Rauſches genießen wollen, dieſes Mittel in ungeheurer Menge conſumiren; das feine Opium ſcheint nur für Perſonen aus den höhern Ständen beſtimmt zu ſeyn, die dann aber auch nur einen vornehmen Rauſch durch dieſe ſeltnere Art Opium bekommen.

Man hat ſich Mühe gegeben, den Mohnſaft auch bey uns zu erzeugen; allein, der Mohn giebt außerordentlich wenig, ſo daß der Gewinn nicht einmal die Koſten der Einſammlung überträgt, daher auch alle deshalb gemachten Vorſchläge fromme Wünſche bleiben werden; denn da, wo den Menſchen der Gewinn nicht reizt, iſt die gute Sache nur ein leerer Schall.

Nachdem man die Beſtandtheile des Opiums lange unterſucht hatte, um die eigentlich wirk-

ſame Subſtanz zu finden, iſt es der Chemie der neueſten Zeit endlich gelungen, daſſelbe in zwey Hauptſubſtanzen zu trennen, von welchen die eine Morphium, die andere Mekonium genannt wird; die erſte iſt eigentlich das, was die ſchlafbringende Kraft des Opiums enthält.

Man hat mehrere Kompoſitionen älterer und neuerer Zeit in den Apotheken, zu welchen mehr oder weniger Opium kömmt, ſie ſind aber größtentheils vergeſſen, und nur diejenigen beybehalten worden, wo man den Opiumgehalt genau kennt und kennen kann, ſo das wäßrige Opiumextrakt (Extractum opii aquosum), die geiſtige Opiumtinktur (Tinctura opii simpl. vinosa), das Laudanum oder die Schlaftropfen (Laudanum liquidum Sydenhami).

Die Krankheiten, in und bey welchen man Opium gebraucht hat, und die man damit geheilt und nicht geheilt hat, möchten wohl eben ſo mannigfaltig als ſchwer zu beſtimmen ſeyn.

Daß das Opium zu den ſtärkern Reizmitteln gehört, deſſen ſekundäre Wirkung ſchlafmachend und betäubend iſt, daran iſt wohl nicht zu zweifeln,

ſeln und gewiß iſt es, daß, wenn uns eine große Menge Mittel in dieſer oder jener Krankheit verlaſſen, wir endlich auch bey der größten Scheue nach dem Opium greifen, und zu ihm unſere Zuflucht nehmen. In manchen Fällen kann man ſich auch auf ſeine Wirkung verlaſſen, beſonders wenn es in kleinen Gaben und anhaltend angewendet wird.

Höchſt unzweckmäßig und mit gränzenloſer Unſicherheit, wendet man auch die reifen trocknen Saamenkapſeln des Schlafmohns (Capita papaveris) in der Medizin an. Sind ſie friſch, und vor der völligen Reife und Verwitterung eingeſammelt, ſo können ſie allerdings noch etwas Opiumſtoff enthalten, ſind ſie aber trocken und gleichſam halb verwittert, oder liegen ſie viele Jahre ſchon auf dem Kräuterboden des Verkäufers, ſo ſind ſie eine nutzloſe Waare, von welcher es beſſer wäre, ſie dem Feuer zu übergeben, als der Medizin ſolche Schmach anzuthun. Man bereitet mit Hülfe dieſer Mohnköpfe den ſogenannten Syrupus diacodii, welcher als ein beruhigendes Mittel Kindern dienen ſoll und auch dient, wenn

wenn er nach einer beſſern Vorſchrift bereitet worden iſt, wie nach den ältern mit Mohnköpfen.

Noch eine andere Art des Mohns wird ebenfalls in der Arzneykunde angewendet, es iſt die ſogenannte Klatſchroſe, rothe Kornblume, Klapperroſe und wilder Mohn genannt (Papaver rhœas L.), ſie iſt allgemein bekannt, und in ganz Deutſchland unter dem Getreide aller Art häufig anzutreffen, oft treffen wir Aecker, welche von fern wie mit einem rothen, ſcharlachnen Tuch überzogen ausſehen, eben kein Beweis des Fleißes für den Beſitzer ſolcher Aecker. Man ſammelt die Kronen- oder Blumenblätter dieſer Pflanze zu jeder Zeit ein, trocknet ſie ſo raſch wie möglich, und verwahrt ſie an einem trockenen Orte. Mit dem Trocknen verlieren dieſe Blüthen auch ihre ſchöne Scharlachfarbe, und gehen in eine dunkle ſchmutzig karmoſinrothe über, auch verſchimmeln ſie leicht und kleben gern in Klumpen übereinander, welches man zu vermeiden ſuchen muß. Man benutzt dieſe Blumen ebenfalls als ein beruhigendes Mittel, und bereitet damit einen Syrup, welchen man Klatſchroſenſaft (Syrupus papaveris

veris rhoeadis) nennt. Er gehört mehr zu den allgemeinen, dem Publikum angehörigen Mitteln, die nichts ſchaden und nichts helfen, von welchen auch der wiſſenſchaftliche Arzt wenig oder gar keinen Gebrauch macht.

Die weiße Seeblume oder Seeroſe (Nymphæa alba L.), Seemummel in einigen Gegenden genannt, war ehedeſſen auch offizinell; man ſammelte davon die Wurzel (Radix nymphææ albæ, Radix Nenupharis), nannte ſie auch wohl weiße Waſſerlilienwurzel, und benutzte ſie gegen allerley Gebrechen, gegen welche ſie aber nichts half, weil ſie gänzlich kraftlos iſt.

Der Orleanbaum (Bixa orleana), welcher hierher gehört, iſt bey den Färberpflanzen im ſechsten Bande genügend für unſere Unterhaltungen abgehandelt, auch haben wir eine Zeichnung davon gegeben im ſechsten Band Tab. LIII. Fig. 88.

Die Linde (Tilia europæa L.), wovon man in den Apotheken die Blüthen zu einem angenehm riechenden, aber unwirkſamen Waſſer (Aqua florum tiliæ) verwendet, iſt bereits bey

den Nutzholzarten im ſiebenten Bande, S. 137 genau bearbeitet, und ebenfalls unter Tab. XII. Fig. 15 eine ſchöne Abbildung eines blühenden Zweiges gegeben. So haben wir den Thee im ſechsten Bande, und die Gewürznelken im fünften Bande, welche in dieſe Klaſſe gehören, ebenfalls an ihrem Orte, bey den Gewürzen und Getränken abgehandelt.

Noch gehört in dieſe Klaſſe und Ordnung, der kretiſche Ziſtus (Cistus creticus), ein ziemlich niederes Strauchgewächs, welches ſich ganz vorzüglich auf den Inſeln des Archipelagus findet. Wir haben bereits im ſiebenten Bande einen Ziſtus beſchrieben. Von dieſem kretiſchen erhalten wir das Gummi Ladanum (Gummi ladanum), welches an dieſer Pflanze ausſchwitzt, und auf eine gar ſonderbare Art geſammelt werden ſoll. Die Ziegen, welche nämlich in den Gegenden weiden und graſen, freſſen die Blättchen und Spitzen des Ziſtus; an dem Stamme aber ſchwitzt das Ladanum als ein ſehr flüſſiges und klebriges Harz aus; die Ziegen ſammeln es ſo in ihren Bart, unten am Kinn, daß man endlich daſſelbe in kleinen Maſſen ab-

abnehmen kann, welches auch von Zeit zu Zeit von den Bewohnern jener Gegenden gehandhabt wird. Auf dieſe Art ſehen wir auch die große Zweckmäßigkeit der Ziegenbärte ein, wovon uns bis jetzt kein Naturforſcher etwas Befriedigendes geſagt hat — doch, meine verehrten Leſer werden wohl einſehen, daß ich hier über die Zweckmäßigkeit der Ziegenbärte ſcherze. Wenn dem aber wirklich ſo iſt, ſo iſt es immer intereſſant genug, einige Schriftſteller, die jene Gegenden bereiſen, haben es behauptet.

Das Ladanum iſt eher ein Harz, als Gummi zu nennen; gewöhnlich erhalten wir es in runden, zuſammengedrehten Maſſen, von der Größe eines franzöſiſchen Thalers, von dunkler, ſchwarzbrauner, befeuchtet ſchwarzer Farbe, und gar keinem Geruch, noch weniger Geſchmack. Dem Waſſer ertheilt es nur etwas trübes, mit dem Weingeiſte giebt es aber eine dunkelbraune Tinktur, und wird, wenn es nicht mit Sand und Erde vermengt iſt, bis auf einen kleinen Rückſtand aufgelöst. Das eben beſchriebene, in gewundenen kleinen runden Maſſen aus Kreta

(Gum-

(Gummi ladanum in tortis), iſt das beſte und theuerſte. Eine andere Sorte in Stangen erhalten wir aus Spanien, es iſt von minderer Güte und wohlfeiler. Das barbariſche Ladanum endlich iſt ziemlich weich, und kömmt in Stangen, Stücken und Maſſen von verſchiedener Größe in Handel, es iſt das ſchlechteſte und auch das wohlfeilſte.

Innerlich wird es wenig oder nicht verwendet, und wenn man es nicht allenfalls in einer alten Zuſammenſetzung zu einem Wundbalſam findet, ſo könnte man es für ganz ausgeſtoſſen aus der Arzneymittelſammlung halten. Zu angenehmen Räucherpulvern, Räucherlacken und Räucherkerzchen wird es aber angewendet, indem es einen zarten und lieblichen Geruch verbreitet.

Nur eine einzige Pflanze zählen wir in der dritten Ordnung der dreyzehnten Klaſſe, welche aber ebenfalls im ſechsten Bande unſrer naturhiſtoriſchen Unterhaltungen abgehandelt, und genau nach der Natur abgebildet worden iſt, Tab. LI. Fig. 68. Es iſt die Pfingſtroſe, Päonienroſe, Gichtroſe (Pæonia officinalis).

Saamen und Wurzeln ſind in den Apotheken aufgenommen, und letztere wird zur Bereitung einer Art Stärkemehl, der Päonie (Fœcula pæoniæ), benutzt. Auch braucht man ſelten die Blüthen (Flores pæoniæ).

Die Ritterſporn gehörten ehedeſſen ebenfalls zu den beliebten Heilmitteln, gegenwärtig benutzt man ſie aber blos zum Coloriren einiger angenehm riechender Species, die man unter dem Namen Räucherpulver kennt. Die Blumen (Flores calcatrippæ) ſind von einer Pflanze, welche Linne Delphinium calcatrippa nennt, und welche als eine ganz gemeine Pflanze häufig im Sommer- und Wintergetreide, durch ganz Deutſchland, und noch weiter nach Süden und Norden verbreitet iſt. Man ſammelt die ſchönen dunkelblauen Blumen, bey trockner Witterung, und trocknet ſie ſo ſchnell als möglich; ſie gehören zu den wenigen blauen Blumen, welche ihre Farbe mehrere Jahre behalten, und eignen ſich daher ſehr gut zu dem oben angegebenen Zwecke.

Eine andere Art Delphinium, oder Ritterſporn, iſt unter dem Namen Stephanskraut, und der Saamen unter dem Namen Stephanskörner,

Läu=

Läuſeſaamen, in einigen Gegenden Deutſchlands ziemlich bekannt. Linne hat dieſe Pflanze unter dem Namen Delphinium Staphisagria aufgeführt. Sie bewohnt die wärmern Theile Europa's, und findet ſich ganz vorzüglich häufig in Dalmatien, Kalabrien und Iſtrien, woher wir auch den Saamen, welcher als ein beliebtes und unſchädliches Mittel gegen Ungeziefer des Kopfs dient, beziehen. Die Saamen ſind eckig, von dunkelgrauer Farbe, enthalten einen öligen Kern, und verbreiten, wenn man ſie zerdrückt oder pülvert, einen ſehr unangenehmen Geruch, auch haben ſie einen ſcharfen, brennenden Geſchmack. Tab. XLIII. Fig. 57 die Pflanze, *a* die Blume, *b* die Staubfäden, *c* die Saamenkapſel, *d* der Saamen.

Eine ſehr wichtige Pflanze für die neuere Heilkunde, bietet ſich uns in dem Eiſenhütchen, Sturmhut, Pfaffenkappe, Wolfswurz (Aconitum napellus L.) dar. Sie gehört ebenfalls in die dritte Ordnung der dreyzehnten Klaſſe. Da ſie leicht mit andern Arten des Eiſenhütchens verwechſelt werden kann, ſo wollen wir dieſe wichtige Pflanze etwas genauer beſchreiben, da ſchon eine naturgetreue Abbildung geliefert wurde.

Der

Der Kelch fehlt, die Blumenkrone iſt fünfblättrig, das oberſte Blatt derſelben iſt in einen Helm gewölbt, die an der Seite ſtehenden Blättchen der Blume ſind gegeneinander geneigt, das Honigbehältniß beſteht aus zwey langen, zurückgekrümmten, mit einem kleinen helmförmigen Anſatze verſehenen Körpern. Der Saamenkapſeln findet man drey bis fünf, ſie ſind hülſenartig, und rollen ſich beym Aufſpringen nach innen. Dieſe Art zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus: der Sporn oder Fortſatz, an dem kappenförmigen Nectarium, iſt gerade und ſtumpf, die lanzetförmige aufſteigende Lippe iſt zweyſpaltig, der Helm ſtark gewölbt, die Blätter glänzend, ſehr dunkelgrün, fünftheilig, die Einſchnitte dreymal getheilt, wieder eingeſchnitten, die Einſchnitte linienförmig.

Bey der wildwachſenden, in mehreren Gegenden von Deutſchland, in ſonnigen Wald-Hügeln anzutreffenden Aconitpflanze, finden wir den Stengel ſehr einfach, und unten dicht mit Blättern umgeben, ſie wird ungefähr zwey Fuß hoch. Die Blumen ſtehen in einer kurzen Aehre beyſammen; die Blumenſtiele ſind jedesmal nur einblüthig; die

Blu-

Blumen haben eine dunkle, indigblaue Farbe, und keinen Geruch. Die äußern Lappen der Blätter ſind etwas gezahnt, und glänzen auf beyden Seiten.

Wir finden im ſechsten Bande auf Tab. LV. Fig. 94 eine naturgetreue Abbildung, aber ohne botaniſche Zerlegung, wegen Mangel an Raum auf jener Tafel.

Dieſe Pflanze wird auch ſehr häufig als Zierde in unſern Gärten, beſonders auf Rabatten gepflanzt, und gewährt ein ſehr angenehmes Anſehen; allein, die im Garten erzogenen Pflanzen verlieren viel an ihrer arzneylichen Kraft, und als ein Fehler des Apothekers iſt es zu betrachten, wenn er dieſe wichtige Pflanze im Garten baut. Die Verſchiedenheit der wahrgenommenen Wirkung derſelben mag wohl einzig und allein in dieſem Mißgriffe zu ſuchen ſeyn. Einige Beobachter verſichern, eine ſpecifike, unfehlbare Wirkung gegen hartnäckige Gichtübel in dieſer Pflanze gefunden zu haben, andere hingegen behaupten, nicht die geringſte Milderung dieſes grauſamen Uebels wahrgenommen zu haben. Die Urſache dieſer Wirkungs-Verſchiedenheit

heit iſt gewiß in der Pflanze ſelbſt, ſo wie in der Bereitung der Mittel aus derſelben, zu ſuchen.

Man ſammelt die Blätter, oder die ganze Pflanze zu der Zeit, wenn ſie zu blühen anfangen will, welches gewöhnlich im May oder Juni geſchieht. Die Blätter werden dann von den Stielen gereiniget, gut getrocknet, und in gutverſchloſſenen Gefäßen, an einem nicht dumpfigen oder feuchten Orte aufbewahrt (Herba aconiti). Man thut ſehr wohl, nur ſo viel jährlich von dem Kraute einzuſammeln, als man bedarf, indem, wenn auch dieſes Kraut keine auffallend flüchtigen Stoffe zu enthalten ſcheint, dennoch die Wirkſamkeit deſſelben nach Jahr und Tag verlohren geht. Man bereitet aus der friſchen Pflanze den Dickſaft oder eingedickten Saft (Extractum aconiti ex succo), indem man das friſche Kraut in einem marmornen Mörſer zerquetſcht, den Saft auspreßt, durchſeiht, und in einem zinnernen oder gläſernen Gefäße abdampft, bis er ſo dick wie Honig wird. Auch bereitet man aus dem getrockneten Kraute das Extrakt (Extractum aconiti) wie gewöhnlich. Mit Weingeiſt und Naphten zieht man ebenfalls einen

einen Theil aus dem Kraute und nennt das Erzeugniß Eiſenhütchenkraut=Tinktur (Tinctura aconiti).

Mit dieſer Art des Eiſenhütchens können leicht verwechſelt werden, das tauriſche Eiſenhütchen (Aconitum tauricum L.), der Stengel deſſelben iſt ebenfalls einfach, höher als der der vorigen und mit feinen Haaren beſetzt. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe und ſind alle geſtielt. Die Einſchnitte der Blätter ſind breiter wie bey dem vorigen und lanzetförmig. Der Blumenſtiel iſt ebenfalls fein behaart, wo hingegen der des wahren Eiſenhütchens ganz nackt iſt, auch iſt das obere Blatt der Blume am Rande gerade.

Eine zweyte Art iſt das Aconitum neomontanum L. Es hat einen unten äſtigen Stengel, und wird oft drey bis fünf Fuß hoch, die Einſchnitte der Blätter ſind keilförmig kurz und ungleich, die Blumen ſtehen in einer äſtigen Traube. Das obere hohle Blumenblatt iſt abgerundet kegelförmig, die Blumen ſind ebenfalls ſchön dunkelblau, gewöhnlich treffen wir dieſe Art auch in Gärten an.

Aconitum cammarum L. Ebenfalls mit einem von unten aus äſtigen Stengel, die obern Blätter ſind ſitzend. Der Sporn des kappenförmigen Honigbehältniſſes gleicht einem Hacken und iſt ſtumpf, der Helm iſt länger und geſtreckter wie bey den vorigen Arten.

Die Wurzel des Eiſenhütchens wurde ehedeſſen auch geſammelt und getrocknet aufbewahrt, ſie gehört aber zu den unſichern Arzneymitteln, und iſt, da das regelmäßig getrocknete Kraut alles leiſtet, aus den Apotheken verbannt worden.

Noch iſt in der Pharmazie eine Pflanze bekannt, welche unter dem Namen Giftheil (Aconitum anthora) vorkommt. Die Wurzel war ehedeſſen unter dem Namen Radix anthoræ eingeführt, gegenwärtig aber verworfen.

Mit fünf Staubfäden finden ſich ebenfalls in dieſer dreyzehnten Klaſſe nur zwey Pflanzen, deren Theile in den Apotheken aufbewahrt werden. Die ſogenannte Agley oder Ackley (Aquilegia vulgaris L.), das Geſchlecht hat keinen Kelch, aber fünf ordentliche Blumenblätter nebſt fünf hornförmigen Honigbehältniſſen, welche innerhalb

der Blumenblätter ſitzen, um den Fruchtknoten ſtehen viele ſpreuförmige Blättchen. Der Saamenkapſeln findet man gewöhnlich fünf, ſie ſind nach außen gewölbt. Dieſe Art hat gekrümmte Honigbehältniſſe, welche kaum ſo lang wie die Blumenkrone ſind, Stengel und Blätter ſind glatt und hellgrün. Die Blume ſehr angenehm blau. Man trifft dieſe Pflanze auf Wieſen und in Baumgärten, die mit Gras bewachſen ſind, an. Die Blumen (Flores aquilegiæ), und der Saamen (Semen aquilegiæ), ſind der ehedeſſen gebräuchliche Theil der Pflanze. Gegenwärtig bedient man ſich wohl der Blumen, um ſie ſtatt der Veilchenblüthen zum Safte anzuwenden, welches auch wohl ohne Nachtheil geſchehen kann, da der Veilchen-Saft keine mediziniſchen Kräfte beſitzt.

Den Schwarzkümmel (Nigella officinalis), haben wir bereits bey den Gewürzen im fünften Bande berührt, und Tab. LVIII. Fig. 110 abgebildet. Man machte ehedeſſen ebenfalls von dem Saamen (Semen nigellæ nig.) einen arzneylichen Gebrauch, und benutzte ihn ganz vorzüglich, um die Milch Säugender zu

vermehren, gegenwärtig benutzt man ihn wohl noch zu dieſer Abſicht bey dem Hornvieh; auch macht er einen Beſtandtheil des berühmten Viehpulvers aus. Gegenwärtig benutzt man ihn auch, wie bereits bemerkt worden iſt, zur Würzung verſchiedener Speiſen.

Der **Sternanis**, den wir ebenfalls ſchon bey den Gewürzen abhandelten, gehört in die nämliche Klaſſe, in die Ordnung, welche ſich durch viele Staubfäden auszeichnet. Es wurde auch eine ganz einfache Abbildung des Saamens mit dem Stiele auf Tab. LIII. Fig. 101 im fünften Bande geliefert, hier tragen wir eine ſehr ſchöne Art des Sternaniſes, mit ſeiner vortrefflichen und ausgezeichneten rothen Blüthe, auf Tab. XLIV. Fig. 58 nach; *a* iſt eine zerlegte Blume, *b* eine vollſtändige Saamenkapſel.

Edelleberkraut, Leberblume (Anemone hepatica). Ein gar angenehmes, gleich nachdem die Sonne den Schnee von den Waldhügeln geſchmolzen hat, ſich entwickelndes Pflänzchen, mit angenehm blauer Blüthe. Das Geſchlecht der Anemonen, von denen auch einige

Ar=

T. XLIV.

Arten unſere Gärten zieren, zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus: Der Kelch fehlt, die Blumenkrone iſt fünf= bis neunblättrig, und die Saamen haben lange, federartige Anſätze. Dieſe Art zeichnet ſich durch dreylappige Blätter aus, welche vollkommen ganzrandig ſind. In unſern Gärten iſt ſie oft mit gefüllter Blüthe, ſowohl von rother als blauer Farbe zu finden, und gehört zu den angenehmen Erſtlingen des herannahenden Frühjahrs.

Man ſammelte ehedeſſen, und auch noch jetzt, die Blätter, nachdem die Blüthezeit vorüber war, denn dieſe entwickeln ſich erſt nach dem Blühen, trocknete ſie, und bewahrte ſie als ein ganz beſonderes Mittel in Lungen= und Leberkrankheiten auf. Größtentheils wurde ein Aufguß der Blätter, mit andern Kräutern vermengt, als Thee getrunken. Es iſt zu glauben, daß das Leberkraut (Herba hepaticæ nobilis) zu den unſchuldigſten Mitteln gehört, welche man anwenden kann, ohne damit Schaden anzurichten. Man ſammelte auch wohl die Blumen, und bewahrte ſie unter dem Namen Flores hepaticæ cœruleæ auf.

Die Küchenſchelle iſt ebenfalls eine Anemone, und wird auch, ihrer frühen Blühezeit wegen, Oſterblume genannt. Sie unterſcheidet ſich durch einen eingehüllten Blumenſtiel und gefiederte Blätter. Sie liebt beſonders ſonnige Hügel, und kömmt, mit ihrer ſchönen großen, dunkelvioletten Blume, die einer Glocke (Schelle) gleicht, ſchon ſehr früh zum Vorſchein.

Zu der Zeit, wenn ſich die Blüthen zeigen, wird die ganze Pflanze über der Wurzel abgeſtochen; gelinde getrocknet, und unter dem Namen Küchenſchellenkraut (Herba pulsatillæ nigricantis), in den Apotheken aufbewahrt. Man macht die Bemerkung, daß, wenn man das Kraut zerquetſcht, die Thränendrüſen durch den aufſteigenden Dunſt ſtark gereizt werden. Dieſe Eigenſchaft der Küchenſchelle mag wohl Veranlaſſung gegeben haben, ſie als ein Mittel gegen Fehler der Augen anzuwenden. Man war auch ſo glücklich zu bemerken, daß manche Augenkrankheit durch den Gebrauch dieſer Pflanze wich, beſonders zeigte ſie ſich wirkſam in der Art Augenkrankheit, welche man den ſchwarzen Staar (Amau-

T. XL

roſis) nennt, wenn das Uebel nicht ſchon zu alt, oder ſehr hartnäckig war.

In den Apotheken bereitet man das ſehr wirkſame Extrakt (Extractum pulſatillæ nigricantis) aus dem friſchen Kraute, indem man daſſelbe zerquetſcht, den Saft auspreßt, durchſeiht, und die erhaltene klare Flüſſigkeit in gläſernen oder porzellänen Gefäßen abdampft. Uebrigens gehört die Küchenſchelle zu denen Mitteln, die wir, ihrer eingreifenden Wirkung auf den allgemeinen Organismus wegen, mit Recht zu den Giften zählen, und ohne Zuziehung eines Arztes nie gebraucht werden dürfen, Tab. XLV. Fig. 59 finden wir eine naturgetreue Abbildung dieſer Art, *a* den Saamen, *b c* die zerlegten Befruchtungstheile.

Wir treffen eine große Menge Anemonen in Europa, und in der vortrefflichen öſtreichiſchen Flora von Profeſſor Schultes ſind fünfzehn Arten derſelben aufgeführt, welche alle unſere Aufmerkſamkeit verdienen. Mehrere unter dieſen Anemonen ſind ſehr ſchön, und würden, mehr wie viele andere Pflanzen, welche mit großen Koſten aus entfernten Ländern geholt werden, zur beſondern

Zier-

Zierde unſerer Gärten dienen, und großer Veredlung fähig ſeyn, wie wir bereits Erfahrungen darüber haben; jedoch bey den Zierdepflanzen werden wir uns auch in dieſer Hinſicht mit unſern Leſern unterhalten.

Eine ſchöne Art der Anemonen treffen wir ſelbſt dann noch an, wenn uns unſere edle Wißbegierde auf die hohen Alpen führt; ſie führt auch den Namen Alpen= oder Bergküchenſchelle (Pulsatilla alpina). An ihr finden wir die Stengelblätter je zu drey miteinander verwachſen, vielfach zuſammengeſetzt und wenig behaart; die Blättchen gefiedert, geſchlitzt, ſtumpf, und die Saamen rauhhaarig. Die Blumenſtengel ſind nur einblumig, und haben oft mehr als 9 Blumenblätter, weswegen ſie ſich wohl zum Gefülltwerden hinneigen möchte. Die Farbe der Blume iſt weiß, außen purpurröthlich, und wenn ſie älter wird, gelb; dieſes könnte einen Wink geben, daß ſie auch bey dieſer Wandelbarkeit der Farbe, in unſern Gärten, unter der Hand der Kultur eine ſchöne rothe Farbe anzunehmen im Stande ſeyn würde, um ſo mehr, da dieſes bey dem Geſchlechte der Ranunkeln, wel=

welches dieſem nahe verwandt zu ſeyn ſcheint, in einem ſo hohen Grade der Fall iſt.

Die narziſſenblüthige Anemone (Anemona narciſsiflora) iſt ebenfalls eine ſehr ſchöne Art, wir erkennen ſie daran, daß ihre Blüthen nicht einzeln, ſondern in Dolden beyſammen ſtehen, und ebenfalls eingehüllt ſind. Die Wurzelblätter ſind handförmig, eingeſchnitten gezähnt, die Saamen nackt und oval. Sie hat eine ſehr ſchöne Blume, weiß mit purpurrothen Streifen durchwebt. Sie findet ſich ebenfalls in einer beträchtlichen Höhe, und gehört zu den Alpenpflanzen, welches ihrer Kultur einige Schwierigkeiten entgegenſetzen könnte; doch der Liebhaber der Blumen läßt ſich durch dergleichen nicht abſchrecken, und verſucht, wie er eine Möglichkeit der Fortpflanzung ſeines Lieblings zuwege zu bringen im Stande iſt. Im Allgemeinen verdienen die Anemonen und Pulſatillen deswegen noch unſere beſondere Aufmerkſamkeit, weil wir von einigen wiſſen, daß ſie zu den Giftpflanzen gehören, und da ſie ſich zu einer Zeit entwickeln, welche noch nicht viel andere Pflanzen hervorbringt, ſo hat man

Acht zu haben, damit das Kraut dieſer oder jener Art nicht für ein Küchenkraut genommen werde, und üble Zufälle nach dem Genuſſe hervorbringen könnte.

Das Brennkraut (Clematis erecta) nennt man auch im Allgemeinen Waldrebe. Der Kelch fehlt, der Blumenblätter findet man 4—6, die Griffel ſind länger als die Staubfäden, die Saamen ſind federartig geſchwänzt, hierdurch bezeichnen wir das Geſchlecht. Dieſe Art, die aufrechte Waldrebe, zeichnet ſich durch gefiederte Blätter aus, die Blättchen ſind eyförmig-lanzetförmig, ganzrandig, die Stengel ſtehen aufrecht, die Blumen ſind vierblättrig.

Das Brennkraut gehört ebenfalls zu denen Pflanzen, welche ein giftiges Prinzip in ihrer Miſchung enthalten, weswegen man in jeder Hinſicht bey ihrer Anwendung vorſichtig ſeyn muß. Man ſammelt das Kraut, unter dem Namen Herba flammulæ jovis, und bewahrt es in den Apotheken auf. Man benutzte es ehedeſſen gegen Gicht und Rheumatismen, gegenwärtig nimmt man ſelten ſeine Zuflucht dazu.

Ein

Ein faſt allgemein bekannter Gegenſtand feſſelt nun unſere Aufmerkſamkeit, es iſt der Körper, welchen wir unter dem Namen Gummigut zur Waſſermalerey anwenden, um viele Arten eines ſchönen Gelb hervorzubringen.

Das Gutti oder Gummigutti, Gummigutta (Gummi guttæ) iſt ein verhärteter, gummiharziger Saft, von ſafrangelber, äußerlich etwas dunklerer, innerlich und auf friſchem Bruche hellerer Farbe; ſeiner Form nach erſcheint es in unbeſtimmten, grüngelb beſtaubten Maſſen, welche mitunter ſo ausſehen, als wären ſie in ihrem weichen Zuſtande gewunden worden. Betrachtet man ein dünnes Bruchſtück dieſes Materials, ſo bemerkt man, daß es an den Rändern oder Kanten etwas durchſcheinend iſt; es iſt leicht zerbrechlich, zähe, und färbt den Speichel gelb; der Geſchmack iſt ſüßlich eckelhaft, und nach einiger Zeit ſcharf und Trockenheit im Munde hervorbringend. Nähert man es der Flamme einer brennenden Kerze, ſo brennt es fort, und verbreitet einen eigenthümlichen Geruch, wobey eine bedeutende Menge Ruß abgeſetzt wird. Es ſchwitzt entweder aus den Wunden der

abgeſchnittenen Zweige des Baumes aus, oder auch an den Blättern, welche man abſichtlich verwundet. Das Vaterland dieſes nicht unbeträchtlichen Handlungs-Artikels iſt Oſtindien, beſonders das Reich Siam, es wird aber auch auf Zeilon gefunden.

Das eigentliche oder ächte Gummigut, von einem Baume, welchen Murray Stalagmites Camboigoides, und andere Guttifera vera nennen, iſt ſelten, und kömmt bey uns nicht im Handel vor; auch können wir unſern Leſern keine Abbildung davon mittheilen, weil uns noch keine davon vorgekommen iſt, und wohl ſchwerlich eine exiſtiren möchte. Wohl aber liefern wir Tab. XLVI. Fig. 60 eine Abbildung eines andern Gewächſes, aus Blackwell, welches uns eine zweyte Sorte des Gummiguts giebt, und unter dem Namen Gummigutbaum (Cambogia gutta) im Linneiſchen Syſteme gefunden werden kann. Dieſer ziemlich anſehnliche Baum findet ſich in der erſten Ordnung der dreyzehnten Klaſſe des Syſtems; *a* iſt ein Kern der Frucht *b*.

Beyde Gummigut-Arten ſind als Arzneymittel von gleicher Wirkſamkeit, nur wird das erſtere zu

feinen

T. XLVI.

feinen Malereyen vorgezogen, weil es nach dem Trocknen nicht ſo ins Braune ſpielt; wir erhalten es einzig und allein aus Siam, das andere hingegen kommt von Malabar, Zeilon, Cochinchina und jenen Ländern, welche ſich in gleichen Breiten mit dieſen befinden.

Die Einſammlung dieſer Drogue geſchieht auf eine ſehr einfache Weiſe; gewöhnlich werden die Blätter der Bäume verwundet oder abgeriſſen, worauf ein, einer gelblichen Milch ähnlicher Saft denen Verwundungen entquillt; dieſer wird gemeiniglich in Kokusſchaalen aufgefangen, in flache irdene Gefäße gebracht, und an den kräftigen Sonnenſtrahlen jener warmen Gegenden ſo vollkommen ausgetrocknet, daß man ihn in Blätter einwickeln, und als Handelsgut verpacken kann; dieſe Einſammlung geſchieht gewöhnlich ganz allein von den chriſtlichen Bewohnern jener Länder, welche eine beſtimmte Menge dem Kaiſer als Tribut abliefern müſſen.

Aus der andern gemeinern Art des Guttibaums fließt dieſer Saft aus der verletzten Rinde des Stammes ſelbſt, als eine ziemlich zähe Sub-

ſtanz

ſtanz, und erhärtet nur langſam, übrigens iſt ſeine Behandlung die nämliche.

Man erhält auch eine Art Gummigut aus Surinam und Mexiko, welches unter dem Namen amerikaniſches Gummigut (Gutta americanum) bekannt iſt; es liefern dieſe Subſtanz einige ſtrauchartige Bäume, die in das Geſchlecht des Johanniskrauts (Hipericum) gehören; es iſt bey weitem nicht ſo ſchön gelb, mehr mißfarbig, mit Sand und andern Unreinigkeiten vermengt, und muß, wenigſtens für den medizinischen Gebrauch, gänzlich verworfen werden.

Man bediente ſich des Gummiguts ſonſt weit häufiger in der Medizin, als gegenwärtig, da es ein ſehr ſtarkes und heftig wirkendes Mittel iſt. Auch bereitete man in den Apotheken die ſogenannte Gummigutſeife, Tinkturen und andere Zuſammenſetzungen damit, welche aber gegenwärtig ebenfalls aus der Mode gekommen zu ſeyn ſcheinen.

Es iſt demnach ein ſehr heftiges Reizmittel, und wirkt ſchon in geringen Gaben dermaßen auf den Magen und Darmkanal, daß es bald nach dem Genuſſe heftiges Erbrechen und Laxieren her-

vorbringt, ſo daß man es allerdings zu den vegetabiliſchen Giften zählen kann. In den Händen des Arztes hat es oft in Waſſerſuchten ſehr gute Dienſte geleiſtet, man verbindet es dann mit einem Laugenſalze.

Sehr gerne brauchte man es ehedeſſen und auch noch jetzt gegen den Bandwurm, eben ſeiner heftig reizenden Kraft wegen; allein, es iſt immer ein Mittel, welches auch ſehr unangenehme Folgen hervorbringen kann, die aber wohl zu leiden ſeyn möchten, wenn man durch ein kleineres Uebel das größere vertreibt.

In techniſcher Hinſicht bemerkten wir ſchon, daß das Gummigut zum Malen und beſonders für Illuminiſten, ein faſt nicht zu entbehrendes Gelb liefere, wir bemerken aber auch noch, daß man aus dem Gummigut eine ganz vortreffliche gelbe Farbe ziehen kann, welche ſich beſonders auch zur Oehlmalerey eignet. Man löst, um dieſe Farbe hervorzubringen, eine beliebige Menge Gummigut in ganz reinem Weingeiſte auf, und läßt die helle goldgelbe Flüſſigkeit durch Löſchpapier ablaufen. In dieſe ſchüttet man nun viermal

ſo

ſo viel Waſſer, als man Weingeiſt angewendet hat; worauf man bemerkt, daß die Flüſſigkeit trübe wird und einen gelben Niederſchlag abſetzt; hierauf bringt man die ganze Maſſe wieder auf ein Filtrum von Fließpapier, und läßt das Klare ablaufen, auf dem Filtrum bleibt dann die Farbe zurück, welche man an der Luft oder in gelinder Wärme austrocknet, und zu einem höchſt zarten Pulver zerreibt. Dieſes Gelb iſt ſo ſchön, daß man es mit Recht, gelben Karmin nennen kann. Wenn ſich Kinder mit Illuminiren von mancherley Gegenſtänden beſchäftigen, hat man vorzüglich darauf zu ſehen, daß ſie die in den gewöhnlichen Malerkäſtchen befindliche gelbe Farbe nicht ablecken oder den Pinſel ausſaugen, welches ſehr unangenehme Zufälle hervorbringen könnte.

Unter den Rinden machte ſeit dem Jahre 1791 die Anguſtura=Rinde, welche wir hierher ſetzen wollen, gewaltiges Aufſehen, und die Wirkungen, welche man von ihr erfahren haben will, ſollten die der berühmten und durch viele Erfahrungen bewährten Chinarinde bey weitem übertreffen. Man bemühte ſich den Mutterbaum aus=

zu=

zukundſchaften, welcher uns dieſes Wundermittel liefert, und mehrere Naturforſcher kamen überein, ihn für den Bieberbaum Linne's zu halten, welchen wir im Syſteme in der dreyzehnten Klaſſe in der ſiebenten Ordnung, unter dem Namen Magnolie (Magnolia) finden. Der berühmte Botaniker und Naturforſcher l'Heretier nennt ihn Brucea feruginea, und liefert uns auch (Stirp. nob. Tab. 10. Aeton hort. Kevens. Vol. III. p. 397) eine Abbildung davon.

Man hält ihn für einen Bewohner von Südamerika, welcher beſonders auf der Inſel Trinitad häufig angetroffen würde. Die Rinde, der einzige Theil der Pflanze, den wir genauer kennen, kömmt in etwas rollenartig gebogenen, 1½ Zoll breiten, und ſechs Zoll langen Stücken von mäßiger Stärke zu uns, ihre äußere Fläche iſt gelblich mit dunklern Tupfen geſprenkelt, und mit ungleichen Furchen durchzogen. Bricht man die Rinde von einander, ſo bemerkt man eine lebhaftere, ſich mehr ins Gelbe ziehende Farbe, ſo wie auch der friſche Bruch harzig und glänzend erſcheint; auch zeigt ſie ſich mehr feſt und ſpröde, und läßt

ſich nicht in Faſern trennen oder theilen; wird ſie in ein feines Pulver verwandelt, ſo ſieht dieſes der geſtoßenen Rhabarber ſehr ähnlich. Der Geruch iſt nicht ſtark, aber widerlich, der Geſchmack durchdringend bitter, brennend, gewürzhaft, und erregt eine lange auf der Zunge bleibende Wärme, welches ein weſentliches Unterſcheidungsmerkmal der ächten Rinde iſt, die leicht mit mehreren andern verfälſcht und verwechſelt werden kann, beſonders wenn ſie theuer iſt.

Man erzählte anfänglich von dieſer Rinde, wahrſcheinlich um ihren Werth zu erhöhen, daß ſie nur aus dem Innern von Amerika aus Gegenden geholt würde, welche von Wilden bewohnt wären, und die jene Gegenden nur mit Lebensgefahr betreten ließen; daß aber der Lohn eines ſolchen kühnen Unternehmens auch ein Mittel wäre, welches alle bis jetzt bekannten an Wirkſamkeit überträfe. Die Wilden bedienten ſich dieſer Rinde mit ausgezeichnetem Nutzen, und eben von dieſen hätten die Spanier ihren Gebrauch gelernt.

Was die beſondern mediziniſche Kräfte dieſer Rinde betrifft, ſo gehört ſie im Allgemeinen zu den kräf=

kräftigern, vorzüglichern Reizmitteln, und kann in manchen Fällen der China ſelbſt vorgezogen werden. Allein, es iſt nothwendig, daß auch ſie mit gehöriger Vorſicht gebraucht, und dann weggelaſſen oder mit andern Mitteln verſetzt werde, wenn ſie unangenehme Zufälle, beſonders Beſchwerden im Unterleibe, verurſachen ſollte. Man verſetzt dieſe Rinde immer mit flüchtigen Reizmitteln, um ſie leichter verdaulich zu machen, auch muß man ſich für allzuſtarken Gaben derſelben wohl hüten. Höchſtens verordnet man dieſe Rinde zu einem Quent, etwa täglich zweymal, dann bekämpft ſie die ſogenannten kalten Fieber folgenlos und ohne Vorbereitung; auch wird ſie bey Faul- und Gallenfiebern vortreffliche Dienſte leiſten. Sie hat ſich ebenfalls ganz wirkſam gezeigt bey chroniſchen Durchfällen, örtlichen Schwächen im Unterleibe, Hypochondrie und Mutterbeſchwerden; beſonders mit einem Zuſatze von gutem Wein und einem gewürzhaften Waſſer. Nicht minder wirkſam iſt dieſe Rinde bey periodiſchen, rheumatiſchen Schmerzen des Kopfes, der Ohren und der Zähne, ſo bey oft wiederkehrenden Ohnmachten und bey Hämorrhoidalſchmerzen, doch muß ſie in die-

dieſem letztern Falle mit gehöriger Vorſicht und Berückſichtigung anderer Nebenumſtände angewendet werden. Beſondere Präparate hat man von dieſer Rinde noch nicht, man verordnet ſie entweder als feines Pulver, oder indem man eine gewiſſe Menge mit Waſſer kocht, oder auch nur heißes Waſſer darauf gießt, und einige Zeit darüber ſtehen läßt. Extrakt bereitet man nicht davon, eben ſo wenig eine Tinktur, es müßte denn auf beſonderes Verlangen eines Arztes geſchehen.

Obgleich nur wenige, oder gegenwärtig gar keine Ranunkulus⸗ oder Hahnenfußarten in der Arzneykunde angewendet werden, ſo würden gewiß unſere verehrten Leſer die gänzliche Hinweglaſſung dieſes ſo ausgebreiteten Pflanzengeſchlechts, mit Recht für einen Mangel dieſes Theils des Pflanzenreichs anſehen, um ſo mehr, da faſt alle die hierher gehörigen Pflanzen, zu den giftigen gezählt werden müſſen, oder doch wenigſtens einen Stoff enthalten, welcher ſcharf genug iſt, um unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

Be⸗

Betrachten wir das Gemeinſame dieſes ganzen Geſchlechts, ſo finden wir einen fünfblättrigen Kelch, ſelten findet ſich auch, daß der Kelch nur aus drey Blättern beſteht, welches eben deswegen für keine Regel zur Geſchlechtsbeſtimmung angeſehen werden kann. Mehrentheils finden ſich in der Regel fünf Blumenblätter, ſelten mehr als fünfe und noch ſeltener nur drey. Mehrere Arten des Hahnenfußes können aber durch Kultur dahin gebracht werden, eine unzählbare Menge Blumenblättchen hervorzubringen, und eigentlich recht gefüllt zu werden, wie man dieſes in der Sprache der Kunſtgärtnerey nennt, welche Erſcheinungen aber nicht hierher gehören, ſondern ſchon in den erſten Bänden berückſichtiget worden ſind, und noch theils in dem Bande, welcher von den ſchönen Pflanzen handelt, näher betrachtet werden wird. Die Blumenblätter haben da, wo ſie angeheftet ſind, ein Grübchen oder eine Schuppe, welche ihnen als Honigbehältniß eigen iſt. Die Narben findet man zurückgebogen und bleibend, die Saamen ſind ſowohl ihrer Bekleidung als ihrer Zahl nach ſehr verſchieden, weswegen für das Geſchlecht darüber nichts im Allgemeinen beſtimmt werden kann.

Die

Die Größe und Mannigfaltigkeit dieſes Geſchlechts iſt ſchon daraus zu beurtheilen, weil wir in Deutſchland, mit Innbegriff Oeſtreichs, über vierzig Arten zählen; wenigſtens hat der berühmte Profeſſor Schultes vierzig Hahnenfußarten, in ſeiner vortrefflichen öſtreichiſchen Flora angegeben.

Die Ranunkulus-Arten zu unterſcheiden und richtig zu beſtimmen, machen oft dem geübteſten Botaniker große Schwierigkeiten, da die Geſtalt der Blätter, welche ein Mitunterſcheidungsmittel ſind, ſo ſehr in Hinſicht ihrer Aehnlichkeit aneinander gränzen, daß Verwechslungen zu den ſehr verzeihlichen botaniſchen Sünden gehören.

Wir haben daher auch nur einige Hahnenfußarten, welche ſich beſonders durch ihre Schärfe auszeichnen und in Deutſchland häufig vorkommen, hier auf einigen Tafeln mitgetheilt, und um nicht zu viel Raum für wichtigere Arzneypflanzen wegzunehmen, einige derſelben auf eine und dieſelbe Tafel ſtellen laſſen.

Auf Tab. XLVII. Fig. 61 ſehen wir den ſogenannten beißenden Hahnenfuß (Ranunculus Flammula L.). Er hat eyförmige, lan-

T. XLVII.

lanzetähnliche, geſtielte, und dabey etwas ſtumpfe Blätter, und einen mehrentheils niedergebogenen Stengel. Die Wurzel iſt ziemlich langfaſerig, und zuweilen kriechen die Stengel auf dem Boden, die Blätter ſind ſehr wenig bemerkbar gezähnt, und wenn ſie es ſind, findet man die Zähne knorplig, die Blumen ſtehen mehrentheils nur einzeln, ſind klein und goldgelb, der Kelch iſt zurück geſchlagen wenig behaart. Dieſe Art gehört zu den ziemlich ätzenden und ſcharfen Pflanzen, folglich zu den giftigen; im friſchen Zuſtande wird ſie auch wahrſcheinlich aus dieſem Grunde von dem Rindvieh verſchmäht, im trockenem Zuſtande aber freſſen ſie dieſe Pflanze, man ſagt aber, wenn viel von derſelben unter dem Heu befindlich wäre, verlören die Kühe, die es genoſſen hätten, die Milch. Man darf überhaupt bey der ſo wichtigen Viehzucht ſehr aufmerkſam auf die Wirkung ſeyn, welche die verſchiedenen Pflanzen auf das Vieh hervorbringen, und muß immer darauf ſehen, daß ſich dergleichen, wie eben dieſe Hahnenfußart, nicht gar zu ſehr auf den Wieſen vermehren, und gleichſam die Oberhand erhalten.

Auch

Auch finden wir auf Tab. XLVII. Fig. 62 den ſcharfen Hahnenfuß (Ranunculus acris) abgebildet, dieſe Art unterſcheidet ſich beſonders durch ihre Kelche, welche abſtehend ſind, die Blumenſtiele ſind rundlich, und die Blumen ſelbſt ziemlich groß, die Blätter ſind drey= bis fünfmal getheilt, auch wohl vielſpaltig, die obern aber linienförmig. Der Stengel ſteht aufrecht, iſt röhrig, und die Wurzel neigt ſich zum Knolligen hin. Die Wurzelblätter findet man mehrentheils ziemlich lang geſtielt; die Staubfäden ſind ſitzend, und haben öfters in ihrem Mittelpunkte einen ſchwarzen Fleck, beſonders zeichnen dieſe Art aber die rauhhaarigen Kelche aus. Die Blumenblätter ſind ſchön gelb, innen glänzend. Dieſe Art des Hahnenfußes iſt ſehr ſcharf, beſonders im friſchen Zuſtande; die Wurzel, auf irgend einen Theil des Körpers angebracht, macht bald einen rothen Fleck, und mit der Zeit, beſonders wenn die Haut empfindlich iſt, entſteht ſogar eine heftig brennende Blaſe. Als rothmachendes Mittel konnte man es daher in der Arzneykunde anwenden.

Nicht minder wichtig iſt auch der mit dem Namen, blaſenziehender Hahnenfuß (Ranunculus

T. XLVIII.
63.
64.
65.
a
b
c
d

culus sceleratus L.), bezeichnete, und eben deswegen, weil er als Giftpflanze in unſern Gegenden vorkömmt, ſo wie überhaupt durch ganz Deutſchland verbreitet iſt, haben wir ihn unſern geehrten Leſern auf Tab. XLVIII. Fig. 63 etwas verkleinert abbilden laſſen. Die Merkmale, welche dieſe Art von andern auszeichnen, und ziemlich leicht aufgefunden werden können, ſind folgende: Die untern oder Wurzelblätter ſind handförmig, die obern hingegen gefingert, die Saamen ſind länglich. Man trifft ihn oft mit einem 2 — 3 Fuß hohen Stengel an, welcher ziemlich dick, gerade, äſtig und ziemlich ſaftig iſt, die untern Blätter ſind geſtielt, und drey- bis fünflappig, weniger tief eingeſchnitten als die obern, welche mehr ſitzend befunden werden, und mehrentheils in 3 Lappen getheilt ſind. Mehrere findet man am Rande gezahnt, mehrere ſind glattrandig, alle aber auf ihrer Oberfläche glänzend, und haben keine angenehme, ſondern vielmehr gelbgrüne ſchmutzige Farbe. Die Blumen ſind klein, gelb, und die Blättchen derſelben fallen leicht ab, ſo auch der Kelch, welcher gelbgrün und zottig behaart iſt. Der Fruchtboden iſt eyförmig verlängert und trägt viele Saamen.

Man findet dieſen blaſenziehenden Hahnenfuß beſonders häufig auf recht feuchten Wieſen, und an Waſſergräben. Das Vieh verſchmäht ihn, und die Saamen ſind zu den ſtarken, ſcharfen Giften zu rechnen.

Unter dem Namen Feigwarzenkraut, Scharbockskraut und kleines Schöllkraut, kömmt auch eine Hahnenfußart vor, welche Linne mit dem Namen Ranunculus ficaria bezeichnet; bey einigen neuern Botaniſten heißt ſie Ficaria ranunculoides. Als Hahnenfußart zeichnet ſich dieſe durch herzförmige, eckige, geſtielte Blätter aus, die Stengel liegen nieder, und die ſchönen gelben Blumen ſind vielblättrig. Ebenfalls eine derjenigen Pflanzen, welche uns ſehr früh im Jahre mit ihrer Blüthe erfreut; man findet ſie in Grasgärten und an Waldrändern. Die Wurzel beſteht aus kleinen Faſern, an welchen kleine, den Weizenkörnern mitunter nicht unähnlich ſehende Knollen bemerklich ſind. Da dieſe Pflanze oft ganze Strecken überzieht, ſo hat man ſchon erlebt, daß ſtarke Wirbelwinde eine ganze Pflanzenfamilie der Art ausgeriſſen, Meilen weit in der Luft fortgetragen,

und

und dann fallen gelaſſen haben; dieſes mag Veranlaſſung gegeben haben, da man die Sache nicht genau unterſuchte, zu behaupten, es habe eine Art Weizen geregnet, oder naſſe aufgeſchwollne Weizenkörner ſeyen aus der Luft gefallen. Tab. XLVIII. Fig. 64 haben wir dieſe Pflanze, nebſt der Wurzel Fig. 65 und zerlegten Blume abgebildet; *a* ein Blumenblättchen, *b* die Staubfäden, *c d* Saamen.

Als Arzneypflanze wurde ehedeſſen der Saft derſelben gegen Skorbut, Feigwarzen und andere bösartige Geſchwüre benutzt. Gegenwärtig iſt ſie aber gänzlich außer Gebrauch.

Die ſchwarze Nieſswurz (Helleborus niger L.) finden wir ganz vorzüglich häufig, und in ihrem wahren Naturſtande, auf den süddeutſchen, ſchweizer, italieniſchen und apenniniſchen Alpen, jedoch nicht auf dem höchſten Gipfel, ſondern da, wo die Schneeregion ihren Anfang nimmt. Eine wahrhaft ſchöne Pflanze, welche auch in unſern Gärten fortgepflanzt wird, und unter dem Namen Chriſtblume bekannt iſt, weil ſie im Chriſtmonat gleichſam unter dem Schnee hervorblüht, und daher ganz vorzüglich ſchätzbar wird.

Tab. XLIX. haben wir dieſe Pflanze etwas verkleinert, aber nach der Natur abgebildet: Fig. 66 die Blume, Fig. 67 ein Blatt, Fig. 68 die Wurzel. Das ganze Geſchlecht der Helleborinen zeichnet ſich dadurch aus, daſs der Kelch fehlt, der Blumenblätter ſind gewöhnlich fünf, ſelten mehr; die Honigbehältniſſe bleiben nach dem Abblühen, und ſind röhrenförmig; die Saamenkapſeln ſind hülſenartig, ſtehen aufrecht, und haben einen Schnabel. Saamen ſind viel in einer Kapſel. Dieſe Art hat einen einblüthigen Blumenſchaft, und dieſer iſt faſt nackt, die Blätter ſind fuſsförmig. Die Wurzel bildet einen Strunk, welcher mit langen fadenförmigen, ſchwarzen Faſern verſehen iſt. Dieſe Wurzel wird gewöhnlich im Sommer, zu welcher Zeit ſie am kräftigſten ſeyn ſoll, von den Alpen-Bewohnern ausgegraben, und zum Verkaufe dargebracht. Die Wurzel der in den Gärten gezogenen Pflanze iſt unwirkſam, und darf durchaus zum Arzneygebrauche nicht eingeſamnrelt werden.

Sie gehört zu den ziemlich ſtarken Laxiermitteln, und als man noch ein Freund von dieſen war, konnte ihre ſtarke Anwendung in der Medizin nicht fehlen. Sie gehört zu den älteſten Mitteln,

T. XLIX.

teln, und vielleicht konnte ſie, wenn man ſie abermals in der Medizin einführen wollte, ihren alten Ruf von neuem beſtätigen. An Gelegenheit, ſie anzuwenden, fehlte es jetzt vielleicht weniger, wie ſonſt. Die Alten rühmten ſie ganz vorzüglich, ſo wie die weiße Nießwurz, in Narrheit, Wahnſinn und Raſerey, auch benutzte man ſie in der Hypochondrie, Schwindel, Schlagflüſſen und bey Konvulſionen, Engbrüſtigkeit, an welcher unſere Frauenzimmer, auch wohl junge Herren gegenwärtig häufig leiden, ſo wie gegen Bleichſucht; äußerlich gegen Krätze und andere Hautkrankheiten.

In den Apotheken bereitete man ehedeſſen eine ganze Suite Arzneyen aus der ſchwarzen Nießwurz: Balſam, Syrop, Oxymel, Wein und Eſſenz. Allen dieſen iſt aber das daraus bereitete Extrakt (Extractum hellebori nigri) vorzuziehen, und auch geblieben. Selten findet man noch die mit Weingeiſt bereitete Eſſenz.

Die ſtinkende Nießwurz (Helleborus fœtidus L.) zeichnet ſich durch vielblumige Blumenſtiele aus, der Stengel iſt blättrig, die Blätter ebenfalls, wie bey der vorigen Art, fußförmig;

die

die Blumenblätter ſind gegeneinander geneigt. Sie bewohnt ebenfalls gebirgige Gegenden, doch ſcheint ſie nicht ſo hoch wie die vorige zu wohnen. Man ſammelte ehedeſſen das Kraut, unter dem Namen ſtinkendes Nieſswurzkraut (Herba hellebori fœtidi), und benutzte es als hautreinigendes Mittel; gegenwärtig iſt aber ſein Gebrauch gänzlich eingeſtellt. Die grünen Blumen, welches immer etwas ſeltenes iſt, haben dieſer Pflanze ein Plätzchen in unſern Gärten angewieſen; man muſs ſie aber, wenn ſie fortkommen ſoll, an einen ſchattigen Ort ſtellen.

Die vierzehnte Klaſſe des Linneiſchen Syſtems hat ſowohl für den Botaniker von Profeſſion, als für den aufmerkſamen Beobachter und Freund der ſchönen Natur, die uns beſonders im Pflanzenreiche auf eine eben ſo erfreuliche Art anſpricht, als ſie unſere Bewunderung erregt, und den weiſen Schöpfer auch in dem Kleinſten, als unendlich, unbegreiflich groſs erkennen muſs, einen ganz eigenthümlichen, und beſonders in der Geſtalt der Blumen, von allen andern, von welchen wir uns bisher unterhalten haben, auffallend Ausge-

gezeichnetes. Zwar lernten wir in der zweyten Klaſſe die Salbey, den Rosmarin und mehrere andere Pflanzen kennen, deren Blumenkronen ſehr viel Aehnlichkeit mit allen denen der vierzehnten Klaſſe beſitzen, und wenn wir auch ſelbſt die Staubfäden nicht genau unterſuchen, ſo finden wir, daß ſie auf den erſten Blick ein jeder von minderer Uebung in dieſer Wiſſenſchaft, in die vierzehnte Klaſſe einreihen möchte; das Gnadenkraut, welches wir ebenfalls abgehandelt haben, giebt uns einen recht deutlichen Beweis, daß die Natur hier wie nach einer beſtimmten Regel arbeitete, und daß wir oft der Natur ſelbſt Zwang anthun müſſen, um ihre Weſen in unſer Verſtandesſyſtem zu bringen. Offenbar treffen wir in jener Gratiola oder dem Gnadenkraute vier Staubfäden an; allein, zwey davon ſcheinen uns, um ihr Hauptgeſchäft, die Befruchtung des Griffels, durch den Saamenſtaub zu bezwecken, völlig überflüßig zu ſeyn, da ſie ganz verwelkt und ohne allen Saamenſtaub befunden werden.

Die ſpielende Einbildungskraft, der Botaniker, nannte dieſe Art der Blumenkronen, wären ſie auch

noch

noch ſo klein, rachenförmig (ringens), wie wir in den erſten Bänden dieſer Abtheilung unſerer naturhiſtoriſchen Unterhaltungen finden werden. Dieſe Benennung, rachenförmig, hat nun ganz natürlich auch die Benennung der Theile eines Rachens an dieſen Blumenarten herbey geführt: ſo finden wir in der Beſchreibung dieſer Blume den Ausdruck: Schlund, untere Lippe, obere Lippe, und alle ſolche, welche einem wahren Schlunde angehören. Ich bemerke dieſes aus dem Grunde genauer, weil außerdem der Ungeübte in botaniſchen Ausdrücken, dieſes oder jenes ſo Bezeichnete, nur mit größern Schwierigkeiten finden und vergleichen möchte.

Auch iſt es wahr, es finden ſich dieſe Karaktere bey manchen Pflanzenarten dieſer Klaſſe ſo deutlich und rein entwickelt, daß wir faſt, ohne auch nur im geringſten Botaniſten zu ſeyn, dieſen Ausdruck für den richtigen halten werden. So haben wir eine Pflanze, welcher auch der allgemeine Name, Löwenmaul (Antirrhinum), zugetheilt worden iſt, und die wir in der Folge werden kennen lernen, welche dieſen Karakter in ſeiner größten Ausbildung beſitzt, und ſelbſt einen Rachen

oder

oder Lippen zeigt, die ſich öffnen und ſchließen, und dieſes iſt wohl genug, um ſie mit einem Löwenmaule zu vergleichen.

Man zählt in dieſer Klaſſe nur zwey Abtheilungen oder Ordnungen, wobey aber die Staubwege, oder die Zahl derſelben, nicht wie bey den erſten dreyzehn, die Zahl der Staubwege oder Griffel zum Grunde gelegt wird, ſondern die Saamen und ihre Einhüllung oder Lage, ob ſie nämlich frey liegen, das heißt, weiter in keine Kapſel oder andere Umgebung eingeſchloſſen ſind, ſondern ſogleich, wenn ſie ihre Reife erlangt haben, und man den Kelch, der immer bleibend iſt, umwendet, ſo daß ſein Schlund oder ſeine Spitze nach unten gerichtet wird, ohne weitere Schwierigkeiten herausfällt. Gewöhnlich finden ſich vier ſolcher Saamen, wie Eyer in einem Neſte, mit ihrer Spitze nach unten gerichtet, und wenn ſie noch nicht reif ſind, ſind ſie ziemlich ſtark angeheftet.

Die zweyte Ordnung hat gewöhnlich eine Menge Saamen, welche in einer Art Kapſel eingeſchloſſen ſind, die ſich auf verſchiedene Weiſe öffnet; ſo zeigt uns das eben berührte Löwenmaul

eine Saamenkapſel, welche einem Kopfe von irgend einem vierfüßigen Thiere nicht unähnlich ſieht, zwey an den Seiten einander in einer gewiſſen Entfernung gegeneinander überſtehend, bilden die Augen, ein mittlerer, der Länge nach laufender Schlitz öffnet ſich ſo, daß ein Theil der Bedeckung nach oben gerichtet erſcheint, folglich die Naſe vorſtellt und eine dritte Oeffnung bildet. Der Mund, oder das Maul, iſt größtentheils ein ovaler Ausſchnitt, und nimmt ſeine Längenrichtung nach der Quere, dieſes mag wohl die Veranlaſſung geweſen ſeyn, weswegen man jenem Löwenmaul auch den Namen Kalbskopf, Hundskopf und dergleichen, beygelegt hat.

Noch können wir unter den Pflanzen der erſten Ordnung dieſer Klaſſe nicht unberührt laſſen, daß ſie faſt durchgängig einen ſtarken und gewürzhaften Geruch beſitzen, und daß ſich von denſelben, durch die Deſtillation mit Waſſer, eine mehr oder weniger bedeutende Menge eines weſentlichen oder ätheriſchen Oeles abſondern läßt, welches eben der Stoff iſt, der dieſen ſtarken Geruch hervorbringt. Wer kennt nicht die Meliſſe, die Krauſemün=

münze, Pfeffermünze, den Thymian, Majoran, Baſilikum, und alle dieſe auch zur Würzung unſerer Speiſen ſo beliebten deutſchen Kräuter, und alle gehören in dieſe Klaſſe; viele derſelben ſind bereits im fünften Bande bey den Gewürzen abgehandelt worden, und wir werden nur noch das, was auf Heilkunde Bezug hat, nachtragen dürfen, was auch der Wille des erſten Verfaſſers war, deſſen Plan ſo ſehr gewürdiget worden iſt.

Auch für die fleißige Biene hat dieſe Klaſſe einen ganz beſondern Werth, und liefert keine kleine Menge Honig, der da, wo z. B. ganze Strecken von Thymian ſind, von dieſem einen gar lieblichen Geruch annimmt.

Allenthalben an Wegen und auf Wieſen treffen wir den Güldengünſel, Günſel (Ajuga pyramydalis und Ajuga reptans). Die Oberlippe iſt kürzer als die Staubfäden, ſehr klein und zweyſpaltig, die Röhre iſt an der Baſis erweitert. Die erſte Art, die pyramideliſche Ajuga oder Günſel (Ajuga pyramydalis L.), eine ſehr ſchöne und angenehme Pflanze, mit ihren dunkelblauen Blümchen, der Stengel iſt vollkommen

vierkantig und etwas zottig, die Wurzelblätter zeichnen ſich durch eine auffallende Größe aus, die Blätter ſind länglich gezähnt und übers Kreuz gedrängt, nach oben immer etwas kleiner werdend, ſo daß dieſe Pflanze mit vollem Rechte den Namen pyramidenförmig verdient. Unten haben ſie mehrentheils eine dunkle Purpurfarbe; zuweilen trifft man ſie auch weißblühend an. Man bemerkt, daß ſie in gutem fetten Boden oft die Höhe von einem Fuß und darüber erreicht, ſie würde auch die angenehmen Pflanzen unſerer Gärten mit Recht vermehren — wenn ſie keine Deutſche wäre.

Die zweyte Art hat Wurzelblätter, welche nicht viel größer als die Stengelblätter, auch elliptiſch ſind, und auslaufende Ableger oder Ausläufer hat. Man ſammelte ehedeſſen das Kraut mit den Blüthenſpitzen von beyden Arten ein, und nannte es Herba consolidæ mediæ; ſo wenig es gegenwärtig mehr angewendet wird, um ſo mehr verordneten es die ältern Aerzte, als ein ganz vorzügliches Mittel in allen Krankheiten der Leber und Nieren, bey Sand und Grieß, auch als ein Bruſtmittel. Da es als letzteres mit Eywiſch,

Süß-

Süßholz und andern ſchleimigen Mitteln, zugleich als Thee verordnet wurde, ſo weiß man nicht recht genau, welchem Jngredienz man eine wohlthätige Wirkung zuſchreiben ſollte, wie dieſes gar oft der Fall iſt.

Feldzypreſſe, Schlagkraut (Teucrium Chamepithys L.), ein ſehr angenehm riechendes gewürzhaftes Kräutchen, welches beſonders unter ſüdlichen Himmelsſtrichen Europens gut fortkömmt, und auch ſeines Wohlgeruchs wegen, hin und wieder in Gärten gezogen wird. Ueberhaupt iſt dieſes Geſchlecht ſehr gewürzhaft, und verdient vielleicht von der Arzneykunde mehr beachtet zu werden, als es bis jetzt geſchehen iſt. Jn der preußiſchen Pharmakopöe iſt das Amberkraut (Teucrium marum verum L.) aufgenommen, welches wir auch ſogleich beſchreiben werden.

Ein noch hin und wieder vorkommendes Teucrium iſt das ehedeſſen unter dem Namen, Berglavendel, kretiſcher Poley (Polum creticum, Teucrium montanum L.), bekannte Kraut, welches aber auch ziemlich vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Es zeichnet ſich dadurch aus, daß ſeine Blumen

in Doldentrauben ſtehen, die Blätter linienlanzetförmig und vollkommen ganzrandig ſind, unten findet man daran einen feinen Filz. Die ſogenannten Kelchzähne ſind ſpitzig, länglich, lanzetförmig, es wächst auf trockenen Hügeln zuweilen in großer Menge.

Das Amberkraut, Maſtixkraut, Katzenkraut (Teucrium marum verum L.), Tab. L. Fig. 69 abgebildet; *b* eine ganze, und *c* eine zerlegte Blume. Das Geſchlecht zeichnet ſich dadurch aus, daß die Oberlippe fehlt, und ſtatt derſelben eine Spalte zu bemerken iſt, in welcher die Staubfäden gleichſam verborgen liegen.

Dieſe Art iſt ſtrauchartig, der Kelch *a* iſt bauchig, und die Blättchen rhomboidaliſch. Das Marum verum iſt in den wärmern Erdſtrichen von Europa einheimiſch, und wird bey uns in Scherben gezogen, unſere Winter hält es nicht aus, und läßt ſich überhaupt nicht im Freyen ziehen. Das Kraut kömmt im Handel vor, und wurde unter dem Namen Summitates mari veri benutzt. Der Geſchmack iſt brennend, ſcharf, gewürzhaft, und etwas bitter, der Geruch gleicht einem Gemiſche von Maſtix und Kampfer.

Als

T. L.

Als Arzneymittel gehört es zu den ſtärkenden und reizenden, und wird daher in Magenſchwäche, Rheumatismen u. d. g. gute Dienſte thun.

Merkwürdig iſt, daß die Katzen dieſem Kraute noch ſtärker nachgehen, wie der Valeriana oder dem Baldrian, ja ſie zerbrechen oft die Fenſter der Gewächshäuſer, in welchen dieſes Kraut gezogen wird, fallen mit einer unbändigen Wuth darüber her, zerfreſſen einige Blättchen davon, und ſuchen den Reſt zu vernichten. Dieſe Beobachtung hat Veranlaſſung gegeben, das Marum Verum als eine Witterung und Lockſpeiſe oder Lockmittel zu gebrauchen, um kleine und größere ſchädliche Hausthiere, die zu der Klaſſe der fleiſchfreſſenden gehören, wie z. B. Marder, Wieſel, Jltiſſe, zu locken und zu fangen.

Hierher gehören noch der Lachenknoblauch (Teucrium scordium L.), der edle Gamander (Teucrium chamædrys L.), und der Berg-poley (Teucrium polium L.). Zwar ſind dieſes alles Gegenſtände, die höchſtens einer ſeltenen Anfrage wegen, in den Apotheken vorräthig gehalten werden; allein da wir die Launen der

Mode

Mode in der Arzneykunde kennen, ſo wollen wir doch einige ſo beſchreiben, daß ſie aufgeſucht und verglichen werden können, um ſo mehr, da dieſes Geſchlecht wirklich zu den ſehr kräftigen im Pflanzenreiche gehört.

Der Lachenknoblauch (Teucrium scordium L.), ſeines Geruchs wegen, welcher vollkommen knoblauchartig iſt, alſo genannt, hat längliche Blätter, welche keinen Stiel haben, ſitzend, gezähnt und geſägt ſind; die Blumen haben aber einen merklichen Stiel, und ſitzen paarweiſe in den Blattwinkeln, der Stengel breitet ſich ſehr aus, und liegt auf der Erde, iſt ein wenig gefurcht, auch wenig veräſtet. Die Blumen ſind gewöhnlich purpurroth, und in einem zottigen Kelche ſitzend, ſie ſtehen auch aber ſelten zu dritt in den Blattwinkeln, wodurch man ſich nicht irre führen laſſen muß, da der Karakter paarweiſe angegeben worden iſt. Man findet den Lachenknoblauch auf feuchten Wieſen und an Waſſergräben, der Geruch iſt aromatiſch knoblauchartig, beſonders wenn man die Blätter zwiſchen den Fingern zerreibt, der Geſchmack bitterlich geſalzen.

Man

Man ſammelt dieſes Kraut vor der Blüthe, trocknet es ſehr gelinde und bewahrt es in verſchloſſenen Gefäßen auf. Wenn es ſeine volle Wirkſamkeit äußern ſoll, muß es alle Jahre friſch eingeſammelt und das alte weggeworfen werden. Man brauchte es ehedeſſen gegen mehrere Krankheiten der Eingeweide, und ſchrieb ihm beſonders gute Wirkung in Krankheiten der Bruſt zu. Man bereitete aus dem Skordium oder mit demſelben eine Latwerge (Electuarium diaſcordii), welche faſt als ein Univerſalmittel von ältern Aerzten angewendet wurde.

Eine ſehr hübſche kleine Pflanze iſt der Erdkaiſer, Erdkaiſerchen, auch wohl gemeiner Gamander genannt (Teucrium chamædrys L.). Auch dieſes Kräutchen brauchte man ehedeſſen als Arzneymittel, und noch jetzt wird es zu gewürzhaften Kräuterumſchlägen, um Geſchwülſte zu zertheilen, angewendet. Es zeichnet ſich durch faſt eyförmige Blätter aus, welche geſtielt, eingeſchnitten und gekerbt ſind, die Blumen befinden ſich in den Blattwinkeln und ſind geſtielt, mehrentheils finden ſie ſich zu dritt beyſammen, der

Stengel iſt rundlich behaart und niederliegend. Die Kelche ſind röthlich und mit rauhen Haaren bedeckt, die Blumen ebenfalls roth oder röthlich, ſelten weiß. Dieſes Pflänzchen muß auf trockenen, von der Sonne ſtark beſchienenen Hügeln aufgeſucht werden, der Geruch iſt angenehm durchdringend gewürzhaft, und die Pflanze ſcheint daher wohl eine Anwendung als Heilmittel zu verdienen.

Noch treffen wir den Berggamander (Teucrium montanum) häufig in Deutſchland, beſonders an Felſen und auf trockenen Hügeln an, welcher aber unſeres Wiſſens nicht als Arzneymittel angewendet wird.

Eine faſt jedermann als angenehmes deutſches Gewürz bekannte Pflanze, iſt das Pfefferkraut oder Saturey (Satureja hortensis L.). Es führt auch den Namen Bohnenkraut, Wurſtkraut und Joſephskraut (Joſephle).

Dieſe Pflanze, obgleich im ſüdlichen Theile von Europa eigentlich zu Hauſe, findet ſich in ganz Deutſchland als ein beſtändiger Bewohner in wohlgebauten Gärten, und iſt da, wo es ein-

mal einheimiſch geworden iſt, dem Unkraute ähnlich, ſchwer auszurotten. Die Einſchnitte der Blumenkrone ſind einander ähnlich, und die Staubfäden von einander entfernt. Dieſe Art hat einen holzigen Stengel, und gleicht, ob ſie gleich nur eine Sommerpflanze iſt, einem kleinen Bäumchen; die Blüthen ſind ſehr klein, pfirſchblüthfarb, oder violet, die Blätter linienlanzetförmig, gegen einander überſitzend.

So wenig man von dieſem Kraute in der Arzneykunde Gebrauch macht, ſo ſehr verdient es daſſelbe, indem es mehrere ausländiſche hochgeprieſene Kräuter gewiß ſehr an Wirkſamkeit übertrifft. Es iſt ſehr gewürzhaft, hat einen angenehmen Geruch, und einen die Mundhöhle ſtark erwärmenden Geſchmack.

Höchſtens benutzt man dieſes Kraut äußerlich zu ſtärkenden Bädern und zu Ueberſchlägen, gegen Schwäche und Lähmung der Glieder, und gewiß, wenn ein gewürzhaftes erwärmendes Kraut hier helfen kann, mit ſehr gutem Erfolg.

Noch erhalten wir einen Handelsartikel, unter dem Namen kretiſcher Thymian, von einer

Pflanze, welche Linne Satureja capitata nennt, wird aber nicht mehr benutzt.

Der berühmte Hyſop, oder Iſop (Hyſopus officinalis L.), findet ſich in den gebirgigen Gegenden Oeſtreichs, Kärnten und Steyermarks wild, gehört aber eigentlich einem noch wärmern Klima an; ſo findet man in Frankreich und Italien ganze Strecken mit dieſer Pflanze überzogen. Bey uns wird der Iſop faſt in allen Gärten gebaut, und dient oft zum Einfaſſen oder Umziehen der Rabatten.

Die Staubfäden ſind gerade, und ſtehen von einander entfernt, die Unterlippe der Blumenkrone iſt dreytheilig, und der mittlere Einſchnitt etwas gekerbt, verkehrt herzförmig, die Seitenlappen ſind zurückgeſchlagen. Dieſe Art hat einſeitige Blüthentrauben, die Blätter ſind lanzetförmig. Man findet den Iſop mit blauer und weißer Blüthe varirend.

Das Kraut, nebſt den eben zu blühen anfangenden Spitzen, werden bey trockner Witterung eingeſammelt und geſchwind getrocknet; naß eingebrachtes Kraut, oder ſolches, das ſich beym Ueber-

ein-

einanderliegen ſtark erwärmt hat, wird ſchwarz und unkräftig.

Man benutzt dieſes Kraut nicht allein zu aromatiſchen Ueberſchlägen, bey Schwäche und Lähmung der Glieder, ſondern auch innerlich als ein gelind ſtärkendes Mittel, mit mehreren andern verbunden, als Bruſtthee, zur Erwärmung des Magens u. d. m. In den Apotheken findet man das weſentliche Oel des Iſops (Oleum æthereum hysopi), als Präparat vorräthig.

Wem von unſern Leſern wäre wohl der Lavendel (Lavendula spicata) nicht bekannt? Obgleich eine Pflanze, die den wärmern Zonen angehört, findet man ſie faſt in einem jeden Garten, theils als Einfaſſung der Beete, theils hin und wieder truppweiſe, des Wohlgeruchs wegen angebaut.

Die Blüthen (Flores lavendulæ) ſind der gebräuchliche Theil der Pflanze, ſie werden, noch ehe ſich die eigentlichen ſchon blauen Blumenkrönchen vollkommen entwickelt haben, mit den Kelchen eingeſammelt und gelinde getrocknet. Man benutzt ſie, wie alle gewürzhaften Pflanzentheile, als

als ſtärkendes Mittel, mehr äußerlich als innerlich. Ein wichtiges Produkt, welches uns der Lavendel liefert, iſt das Lavendelöl (Oleum æthereum lavendulæ). Man gewinnt es auf dem bekannten einfachen Wege der Deſtillation mit Waſſer. Im ſüdlichen Frankreich und in Spanien, wo der Lavendel oft ganze Strecken Landes überzieht, beſchäftiget man ſich ganz beſonders mit Bereitung dieſes wohlriechenden Oels, daher es auch am beſten von Montpellier bezogen wird. Dieſes Oel hat einen durchdringenden, den mehrſten Menſchen angenehmen Geruch, und feurig brennenden Geſchmack; es iſt vollkommen flüſſig, und von kaum merklicher gelber Farbe. Betrügriſcher Weiſe wird das Terpentinöl öfters zu ſeiner Verfälſchung angewendet, ja man zieht wohl nur Terpentinöl über eine ziemliche Menge Lavendelblumen ab (Oleum spicæ). Oft trifft man auch das wahre Lavendelöl mit fetten Oelen vermiſcht an, welches man aber leicht dadurch entdeckt, wenn man einen Tropfen auf Papier fallen läßt, und dieſes Papier an einen warmen Ort legt, wo dann, im Falle ein fettes Oel beygemiſcht war, ein fetter Fleck auf dem Papier ſichtbar bleibt. Auch wird ein

ſol-

ſolches vermiſchtes Oel vom Weingeiſte nicht vollkommen aufgelöst, indem das fette Oel zurück bleibt.

Das Lavendelöl wird zu Einreibungen in gelähmte Glieder, gegen Rheumatismen und Gicht, nicht ohne Nutzen angewendet, innerlich wird es meines Wiſſens nicht verordnet.

Mehr eignet es ſich zum techniſchen und Luxus-Gebrauche, als wohlriechendes Mittel, es löst Harze, Wachs und Seiſe vollkommen auf, und hat das Unangenehme des Terpentinöls nicht.

Man bereitet auch, mit Hülfe des Lavendelöls, den ſogenannten Lavendelgeiſt (Spiritus lavendulæ, E'au de levande), indem man Weingeiſt über eine bedeutende Menge Blüthen abzieht, oder einen Theil des Oels mit ſechs Theilen Weingeiſt vermiſcht. Auch benutzt man die Blüthen zu Räucherpulvern und wohlriechenden Kräuterſäckchen.

Unter dem Namen **arabiſcher Stöchos** (Lavendula Stœchos), erhielten wir ebenfalls eine beſondere Art des Lavendels, von einem Strauchgewächs, welches in den ſüdlichen Theilen

von

von Europa einheimiſch, und bey uns ſelten noch in den Gärten gezogen wird. Die Blumen (Flores stœchatos arabicæ) waren der gebräuchliche Theil, man erhielt aber mehrentheils die ganze zerhackte Pflanze im Handel.

Das Berufkraut, Gliedkraut (Sideritis hirsuta L.), wovon man ehedeſſen das Kraut (Herba sideritidis) benutzte, und zu allerhand abergläubiſchen Dingen anwendete, finden wir Tab. LI. Fig. 70: *a* der Kelch, *b* die Krone, *c* der Staubweg, *d* der Saamen.

Ein wichtiges Geſchlecht dieſer Klaſſe machen aber die Münzenarten aus, dieſe zeichnen ſich alle durch einen ſehr ſtarken gewürzhaften, zum Theil auch angenehmen Geruch aus. Mehrere derſelben waren ehedeſſen in den Arzneyſchatz aufgenommen, ſie ſind aber bis auf wenige verdrängt worden, welche wir hier etwas genauer betrachten wollen. In Deutſchland zählt man gegen ſechszehn Münzenarten, das Geſchlecht zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus: Die Staubfäden ſind gerade und entfernt von einander ſtehend, die Blumenkrone iſt vierſpaltig, faſt gleich, der brei=

T. LI.

breitere Einſchnitt iſt ausgerandet. Das ganze Geſchlecht iſt äußerſt gewürzhaft, mehr oder weniger angenehm von Geruch. Man kann ſehr oft eine Münzenart mit der andern verwechſeln, deßwegen wollen wir diejenigen, welche noch vorkommen, und ſtatt dieſer oder jener beſtimmten Art eingeſammelt werden könnten, etwas genauer beſchreiben, wenn es gleich der Plan dieſes Werks nicht erlaubt, ſie alle abzubilden. Man hat bey Unterſcheidung der Münzenarten, vorzüglich mit auf die Beſchaffenheit der Blumenähren zu ſehen; ſo wird nämlich der Stand der mehreſten Blüthen dieſer Pflanze genannt.

Die Waldmünze (Mentha sylvestris) kann leicht, wegen der Wechslung oder Veränderlichkeit ihrer Form, beſonders der Blätter, mit andern, ſogar mit der Pfeffermünze (Mentha piperita) verwechſelt werden, beſonders wenn die Blüthen derſelben noch nicht erſchienen ſind. Die Blüthenähren dieſer Art ſind zottig, und ſtehen faſt ununterbrochen, die Blätter ſind geſägt, gezähnt und unten etwas filzig, die Deckblätter ſind pfriemenförmig, die Stengel ſtehen

aufrecht und ſind ſtumpf viereckig, die Blümchen haben eine röthliche Farbe. Ihr Geruch iſt ſehr ſtark, beſonders in der Blüthe und gegen die Nacht; ſie gehört gewiß zu den nicht unwirkſamen Pflanzen, und würde, wenn man ſie der Deſtillation unterwürfe, keine unbedeutende Menge weſentliches Oel liefern, welches dem Pfeffermünzöle ziemlich nahe käme.

Eine gar angenehme Münzenart, iſt die **Münze mit runden Blättern** (Mentha rotundifolia); allein, ſie hat einen ziemlich unangenehmen Geruch, der dem Baldrian einigermaßen gleicht, aber viel ſtärker iſt. Wir finden ſie auf Wieſen und feuchten Plätzen, wiewohl nicht gar häufig, ſie hat etwas rauche Aehren, welche öfters unterbrochen ſind, die Blätter ſind elliptiſch, etwas runzlich, gekerbt, und auf ihrer untern Fläche zottig, übrigens variren auch die Blätter in ihrer Form; wenn ſie mit einer gebräuchlichen Art verwechſelt werden könnte, ſo wäre es mit der Krauſemünze, der ſie auch dem Geruche nach ziemlich nahe kömmt. Auch findet man die Staubfäden hier länger wie die Blumenkrone ſelbſt, welche röthlich gefärbt iſt.

Die grüne Münze (Mentha viridis L.), wahrſcheinlich wegen ihrer auffallend dunkelgrünen Farbe ſo benannt, ſie zeichnet ſich auch durch unterbrochene Blüthenähren aus, die Blätter ſind ſitzend und lanzetförmig, ziemlich ſpitzig und nackt, das heißt: weder mit Wolle, noch mit Zotten, noch mit Filz bekleidet. Die Deckblätter ſind borſtenartig, und die Zähne an den Kelchen rauhhaarig, die Blumenſtielchen ebenfalls nackt. Der Stengel, welcher oft drey Fuß hoch wird, iſt aufrecht, völlig unbehaart und ſcharfkantig, recht häufig dunkelpurpurroth, ſo auch die Blumenkrönchen, die Staubfäden ſind ungleich lang. Wenn die Blätter von dieſer Art eingeſammelt werden, ſo möchten ſie wohl ſchwer von der Pfeffermünze zu unterſcheiden ſeyn, auch haben Geruch und Geſchmack etwas ähnliches von dieſer ſo häufig angewendeten Art. Man findet ſie an Flüſſen und Bächen, und überhaupt auf feuchtem und ſteinigem Grunde, oft in großer Menge beyſammen.

Die Gartenmünze (Mentha gentilis). Dieſe hat vollkommen eyförmige Blätter, und die Blumen ſtehen in Quirlen, der Stengel breitet ſich

mit vielen Aeſten ſehr aus, den Kelch findet man gegen den Stiel und die Baſis hin unbehaart; man findet dieſe Art nur in wärmern Gegenden Deutſchlands, an Waſſergräben.

Die Ackermünze (Mentha arvensis) kömmt ſehr häufig auf ſandigen Feldern, beſonders da, wo die Aecker durch Raine getrennt ſind, auf dieſen vor. Die Blumen ſitzen in Quirlen, die Blätter ſind eyförmig, und der Stengel, wie bey der vorigen Art, ſehr äſtig. Die Kelche haben eine Glockenform, und ſind rauhhaarig. Ihr Geruch iſt ſtark, nicht unangenehm, und zeigt, daß ſie vielleicht eben ſo viel, wenn nicht mehr Wirkſamkeit beſitzt, wie viele andere gewürzhafte Kräuter, welche in der Arzneykunde eingeführt worden ſind; zu ſtärkenden, aromatiſchen Bädern, mit Kalmuswurzel vermengt, würde ſie zu vorzüglichen nervenſtärkenden Bädern gewiß mit gutem Erfolg angewendet werden.

Die berühmte Krauſemünze oder Gartenmünze (Mentha crispa L.). Die Blätter dieſer Art ſind gezähnt, herzförmig, runzlicht, wellenförmig auf- und abgebogen, was ihr ein krauſes Anſehen und den Namen gegeben hat.

Die

Die Pflanze iſt bey uns ausdauernd, ſtammt eigentlich aus Siberien ab; ſie findet ſich aber auch auf den Harz- und Schweizer-Gebirgen. In unſern Gärten wuchert ſie gewaltig, wenn ſie einen angemeſſenen Boden findet, mit ihrer kriechenden Wurzel, und da, wo ſie einmal einheimiſch geworden, iſt es ſchwer, ſie wieder auszurotten. Man ſammelt das Kraut, ehe ſich die Blüthen entwickelt haben, bey Sonnenſchein, wenn es nicht die geringſte Näſſe zeigt, ſonſt wird es, man mag auch noch ſo viel Mühe und Sorgfalt anwenden, ſchwarz, und iſt dann für den mediziniſchen Gebrauch durchaus verwerflich.

Man wendet die Krauſemünze, als ein ſtärkendes, erwärmendes Mittel, ſowohl innerlich als äußerlich an, bey Magenkrämpfen, Schwäche des Darmkanals, Kopfweh, Reißen in den Gliedern benutzt man ſie als Thee; ſie treibt dann einen gelinden Schweiß, und Milderung des Uebels iſt eine gewöhnliche Folge ihres Gebrauchs. Als ein ganz gemeines, erwärmendes Magenmittel iſt der ſogenannte Krauſemünzen-Brandtwein üblich; man bereitet ihn, indem man einige Händevoll gut getrocknetes Krauſemünzekraut, mit einer

hin-

hinlänglichen Menge gutem Brandtwein übergießt, auch wohl noch einige andere gewürzhafte Dinge, wie Nelken und Zimmt, zuſetzt, das Ganze einige Tage an einem gelind erwärmten Orte ſtehen läßt, und dann abgießt. In den Apotheken bereitet man das Waſſer (Aqua menthæ criſpæ), durch einfache Deſtillation, aus dieſem Kraute; auch eine Tinktur (Tinctura menthæ criſpæ) und ein weſentliches Oel (Oleum menthæ criſpæ), wozu man aber auch andere Münzen-Arten anwendet, weil die Krauſemünze nur wenig Oel liefert.

Noch wichtiger, wie die Krauſemünze, iſt die Pfeffermünze (Mentha piperita L.). Sie ſoll eigentlich in England zu Hauſe ſeyn, hat ſich aber hin und wieder auch in Deutſchland wild gezeigt; ob ſie jedoch nicht als ein Gartenflüchtling zu betrachten iſt, wollen wir nicht mit Gewißheit beſtimmen. Der Bedarf dieſer Pflanze, welcher nicht unbedeutend iſt, wird bey uns im Garten gebaut, und in einigen Gegenden Deutſchlands iſt der Anbau der Pfeffermünze regelmäßig geführt worden, theils um das Kraut getrocknet dem Handel zu übergeben, theils um das ſehr geſchätzte und gangbare Oel, durch Deſtillation, davon abzuſcheiden,

und ſich dadurch einen höhern Ertrag des Ackers zu verſchaffen.

Dieſe Art hat längliche, geſtielte, eyrunde, lanzetartig zugeſpitzte Blätter, welche an ihrem Rande ſägeförmig ſind; die Oberfläche iſt glatt, die untere Fläche etwas weniges behaart. Die Farbe der Blätter zeichnet ſich auch durch eine ſehr geſättigte, dunkelgrüne Farbe aus; ſie ſitzen gewöhnlich paarweiſe an dem viereckigen Stengel. Der Geruch dieſes Krautes iſt leicht von den andern Münzen-Arten zu unterſcheiden. Da, wo die Pfeffermünze den ihr zuſchlagenden Boden, beſonders gutgedüngten Urbau oder ſteiniges Land, mit guter Gartenerde vermengt, findet, wuchert ſie zur Verwunderung, und iſt eben ſo leicht, als mit nicht unbedeutendem Vortheil zu erziehen, und ſchwer auszurotten. Man kann ſie aber ſowohl und am beſten durch Ableger, als durch den Saamen fortpflanzen. Da, wo ſie aber keinen geeigneten Boden findet, wintert ſie aus, und giebt geringen Ertrag.

Als Arzneymittel gehört ſie zu den flüchtigen Reizmitteln, und iſt ſehr empfehlungswerth, wird auch allen denen, die hierher gehören, vorgezogen.

Man glaubt die Wirkung der Pfeffermünze einzig und allein in dem flüchtigen ätheriſchen Oele derſelben zu finden, weswegen man auch ganz vorzüglich das ſehr wirkſame Waſſer (Aqua menthæ piper.) bey Krankheiten, theils als Haupttheils als Nebenmittel verordnet. Allein, es iſt zu glauben, daß uns auch das Kraut, als feines Pulver gegeben, da nicht verlaſſen würde, wo wir Chinarinde und andere ſchwächere ausländiſche Mittel verordnen.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Pfeffermünze äußerlich, ſowohl in Wein abgeſotten, als auch nur trocken übergelegt, die allzu ſtarke Abſonderung der Milch nach Abgewöhnung der Säuglinge verhindert. Auch benutzt man das Kraut äußerlich als ein ſehr kräftiges, ſtärkendes, folglich zertheilendes Mittel, bey Geſchwulſten, welche nicht in Eiterung übergehen ſollen oder wollen, bey ſogenannten kalten Geſchwulſten, Verſtopfungen der kleinen Gefäße u. dgl. m.

Außer dem Waſſer bereitet man, wie bereits bemerkt, auch das weſentliche Oel (Oleum menthæ piper.) aus der Pfeffermünze. Mehrere große Verſuche haben dargethan, daß die Menge des

Oels,

Oels, welches man von dieſem Kraute erhält, ſehr verſchieden iſt, und daß ſowohl die Sammlungszeit, als die Witterung, unter deren Einfluß die Pfeffermünze gewachſen iſt, ſo auch Boden und Klima, eine größere oder kleinere Menge dieſes Produkts liefert. Ein ſehr trockener und warmer Sommer liefert eine weit größere Menge Oel aus einer beſtimmten Menge des Krauts, als wenn kalte und feuchte Witterung iſt, wie dieſes faſt von allen gewürzhaften Pflanzen angenommen werden kann. Im Durchſchnitt kann man annehmen, daß von 100 Pfunden des friſchen, in guten warmen Frühjahren gewachſenen Krautes 16 Loth, oder ein halb Pfund weſentliches Oel, alſo $\frac{1}{200}$ erhalten wird. Mehrere achtungswerthe Chemiker wollen 24 Loth erhalten haben.

Da das Pfeffermünzöl die Kräfte der ganzen Pflanze in ſich vereiniget, ſo muß man natürlich ſparſam damit in der Gabe ſeyn. Man bedient ſich des Zuckers, um es als innerliches Arzneymittel anzuwenden, verbindet durch Reiben 12 Tropfen Oel mit vier Loth Zucker, und bewahrt dieſe Miſchung unter dem Namen Pfeffermünzöl-Zucker (Elæosaccharum menthæ piperitæ) auf.

Auch bereitet man mit Zucker feſte Küchelchen daraus, welche Pfeffermünz-Küchelchen (Rotulæ mentha piperitæ) genannt werden. Um dem Irthume wegen dieſer Münzenart auszuweichen, haben wir Tab. LII. Fig. 71 die Pfeffermünze in ihrem blühenden Zuſtande in natürlicher Größe abgebildet; Fig. 72 iſt ein Stück der kriechenden Wurzel; *a* der Kelch, *b* eine Blumenkrone ſtark vergrößert, *c* die Staubfäden in einer aufgeſchnittenen Blumenkrone.

Noch treffen wir unter den Münzen ein ſehr wirkſames Pflänzchen an, von welchem es ſcheint, als ſollte es der Vergeſſenheit übergeben werden; es iſt die Poleymünze, Poley (Mentha pulegium L.), welche wir zwar hin und wieder wild finden, ſonſt aber fleißig in den Gärten gezogen wurde. Dieſe Art unterſcheidet ſich durch eyförmige Blätter, niederliegende Stengel, und filzige Blumenſtiele und Kelche. So viel iſt wohl gewiß, daß dieſe Art der Münze neben der vorigen Art zu entbehren iſt, aber für ſehr wirkſam müſſen wir ſie dennoch erkennen. In den Apotheken bereitet man das Poleywaſſer (Aqua pulegii) davon.

T. LII.

T. LIII

Wenn auch die Gundelrebe, Gundermann und Udram (Glechoma hederacea L.), in den Apotheken Hedera terrestris genannt, von dem wiſſenſchaftlichen Arzte wohl wenig oder gar nicht verordnet wird, ſo benutzt man ſie doch vorzüglich im Frühjahre in der profanen Medizin, und zählt ſie zu denen Pflanzen, die zu einer ſogenannten Frühlingskur unumgänglich nothwendig ſind. Da dieſe Pflanze oft Anlaß zu Verwechslungen giebt, ſo haben wir Tab. LIII. Fig. 73 eine treue Abbildung derſelben geliefert; ſo auch unter *a* den Kelch, *b* die Blumenkrone, *c* die Staubfäden, *d* den Staubweg ſtark vergrößert mitgetheilt. Man ſchreibt ihr blutreinigende, erfriſchende und gelinde abführende Kräfte zu; auch glaubt man, die Gundelrebe wirke auf die Lunge und Leber, und führe gleichſam den alten Sauerteig ab, welcher ſich im ganzen Jahre im Körper geſammelt hat. Wenn wir dieſen ſogenannten Frühlingskuren auch nicht die Hülfe zugeſtehen können, welche mehrere Menſchen davon erwarten, und überhaupt der Genuß vegetabiliſcher Säfte im Frühjahre, nebſt einer guten Diät, wohl vielen nicht ſehr anſtändig ſeyn möchte: ſo ſind ſie doch immer mehr zu empfehlen, als zu ver-

verwerfen, und oft am rechten Orte mag auch die dabey beobachtete übrige Diät und gutes Verhalten die Hauptſache ſeyn. Uebrigens gehört unſere Gundelrebe doch noch zu den wirkſamen Pflanzen, welche zu dieſem Zwecke verwendet werden. Um daher dieſe Pflanze nicht mit andern zu verwechſeln, wollen wir ſie etwas genauer betrachten. Das Geſchlecht zeichnet ſich durch Staubbeutel aus, welche paarweiſe ſtehen, und wie ein kleines Kreuz gegeneinander geneigt ſind. Die Oberlippe des Kelchs iſt halbgeſpalten und ſtumpf, die Blumenkrone hat oben, gleichſam im Nacken, eine Falte, und die Röhre iſt über ihrer Baſis eingedrückt. Dieſe Art hat nierenförmige Blätter, welche gekerbt ſind. Die Stengel ſind niederliegend und wurzelnd, an jedem Gelenke mit einem Kreiſe feiner Härchen verſehen. Die Blüthe iſt gewöhnlich blau, die Blumenſtiele zweyblüthig. Die Größe der Blumen iſt ſehr verſchieden, zuweilen weiß, zuweilen auch roth. Auch die Blätter variren ſehr in der Größe, ſo daß man oft dieſelbe Pflanze für eine andere Art halten dürfte. Ganz vorzüglich liebt dieſe Pflanze ſchattige Plätze, Gräben, Obſtgärten und Waldränder. Außer dieſem finden wir auch noch die rauhhärige

Gun-

Gundelrebe, mit herzförmigen Blättern, und oft dreyblumigen Blumenſtielen, aber ſelten, in ſüdlichen Gegenden.

Man ſammelt das Kraut, und trocknet es, wodurch es aber ſeine Kräfte gänzlich verliert, und vor jeder Handvoll Heu nichts voraus hat. In den Apotheken macht man eine Conſerve daraus, indem man das fein gehackte Kraut mit Zucker einmacht, ehedeſſen bereitete man auch das Waſſer davon.

Eine ſehr bekannte, hierher gehörige Pflanze iſt die taube Neſſel, oder Bienenſang, todte Neſſel (Lamium album L.). Man kann das Geſchlecht Lamium, welches nicht gar groß iſt, leicht erkennen, wenn man auf folgende Merkmale ſieht: die Oberlippe der Blumenkrone iſt ganz und gewölbt, die Unterlippe verkehrt herzförmig, und am Schlunde findet ſich ein borſtenförmiger, zurückgeſchlagener Zahn. Dieſe Art hat herzförmige Blätter, welche lang zugeſpitzt, ſägeförmig und geſtielt ſind. Die Blumen ſtehen zu 8 — 10 in Quirlen, der Stengel iſt vierkantig und gerade.

Man ſammelt die weißen Blumenkronen unter dem Namen Neſſelblüthen (Flores urticæ mortuæ), trocknet ſie ſo ſchnell als möglich, und bewahrt

wahrt ſie zum ſeltenen Gebrauche auf. Ehedeſſen benutzte man ſie, wie ſo viele andere unwirkſame Dinge des Pflanzenreichs, ganz vorzüglich gegen Bruſtbeſchwerden, gegen Fehler der Milz, welche man vermuthete, auch gegen innere Verblutungen. In den Apotheken bereitete man ſowohl aus dem Kraute (Herba lamii), als aus den Blumen eine Konſerve (Conserva herbæ et florum urt. mort.)

Die Betonien, Betonika, Zehrkraut, (Betonica officin.) findet ſich auf naſſem, ſchattigem Wieſengrunde, und in Baum- und Grasgärten häufig. Dieſes Geſchlecht, von welchem wir in Deutſchland vier bis fünf Arten zählen, zeichnet ſich dadurch aus, daß der Kelch gerandet iſt, die Oberlippe der Blumenkrone iſt aufſteigend, etwas flach, und die Blumenröhre hat ein walzenförmiges Anſehen, die Staubfäden ſind etwas gekrümmt, und nur ſo lang als der Schlund, ſpäter aber, nämlich nach der Befruchtung, über die Blume hervorragend. Dieſe Art, welche in den Apotheken eingeſammelt werden ſoll, trägt ihre Blüthen in unterbrochenen Aehren, und die Blümchen haben eine ganze Oberlippe; der mittlere Einſchnitt der Unterlippe iſt ausgerandet, die Kelche unbehaart. Die Wurzelblät-

T. LIV.
74.
75.
a
b
c

blätter, welche am häufigſten als Theil der Pflanze eingeſammelt werden, ſind länglich herzförmig, geſtielt, ſtumpfkerbig und ſcharf anzufühlen. Tab. LIV. ſtellt uns unter 74 die Spitze der Pflanze, 75 die Wurzel mit ihren Blättern dar; *a* iſt der Kelch, *b* die Blumenkrone, und *c* die Saamen, nebſt dem Griffel. Man ſammelt von ihr das Kraut (Herba betonicæ), ehe ſich die Blüthen ganz entfaltet haben. Der Geſchmack iſt bitter, dabey etwas ſcharf. Man benutzte es ehedeſſen wie das vorige.

Wichtiger iſt in den neuern Zeiten der längſt vergeſſen geweſene weiße Andorn oder die Mariennessel (Marubium album L.) geworden; man hat ſich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, bewogen gefunden, dieſen längſt vergeſſenen Boden- und Ladenhüter der Apotheken wieder hervorzuſuchen, und dem Apotheker fleißig mit Verordnungen des Extrakts dieſer Pflanze zuzuſetzen. Ja ſogar die preußiſche Pharmakopöe hat dieſe ſogenannte Mariendiſtel wieder auf- und angenommen. Man hält das Kraut für ein kräftiges Reizmittel. Man wendet es bey Stockungen der Säfte in den Lungen, und überhaupt bey Verſtopfungen der Gefäße

fäße der Eingeweide des Unterleibes, bey Waſſerſuchten und dergleichen, wie man ſagte, mit gutem Erfolg an; ob man aber auch genau beobachtete, das Mittel nicht in Verbindung wirkſamerer, ja wohl gar der Merkurialien anwendete, wird gewöhnlich bey ſolchen Beobachtungen nicht angegeben. Es iſt dafür zu halten, daß der weiße Andorn gleich einer jeden andern gewürzhaften krautartigen Subſtanz wirkt, welche etwas wenig flüchtigen Stoff enthält. Man bereitet aus dem Kraute das Extrakt. Der Kelch der Marubien-Arten iſt Präſentirteller-förmig, fünfzähnig zehnſtreifig. Die Oberlippe der Blumenkrone iſt ſehr ſchmal, linienförmig, gerade, aufrecht und zweyſpaltig. Die Blätter dieſer Art (Marubium album s. vulgare) ſind faſt rund, etwas eyförmig, mit Kerben, runzlich, adrig, die Kelchzähne borſtenförmig, in einen Hacken gebogen. Man findet dieſe Pflanze an Wegen und auf Schutthaufen; ſie wird auch hin und wieder in Gärten gezogen.

Die Pflanze, welche wir unter dem Namen **Herzgeſpann** (Leonurus cardiaca) in den Apotheken, oder vielmehr von welcher wir den Behälter finden, in welchem es ehemals eingeſchloſſen war, iſt ziemlich außer Gebrauch gekommen,

T. LV.

nur vielleicht daß man hin und wieder noch nach dem Kraute fragt, kein Arzt wird es aber gewiß nicht gegen Krämpfe und dergleichen verordnen. Jedoch da dieſe Pflanze leicht mit andern verwechſelt werden kann, ſo finden wir auf Tab. LV. Fig. 76. eine naturgetreue Abbildung und eine vergrößerte Zerlegung der Blume: *a* iſt der Kelch, *b* die Blumenkrone, und *c* ein Staubfaden.

Das Geſchlecht Origanum, oder Doſte, bietet uns einige Arten dar, welche wohl verdienen, in dem Arzneyvorrathe erhalten zu werden. Oben an iſt der Majoran (Origanum majorana) zu ſtellen. Ein ſehr gewürzhaftes Kraut, welches ſich auch einen guten Ruf als Gewürz erworben hat. Wir finden es auch bereits in unſern Unterhaltungen aus dem Pflanzenreiche, im fünften Bande Tab. LVII. Fig. 108 abgebildet und beſchrieben.

Als Arzneypflanze wird es ebenfalls zu den reizenden Mitteln gezählt, und gegen verſchiedene Arten und Zufälle von Schwäche angewendet. Man deſtillirt auch ein ſehr wirkſames Oel aus dem Majoran (Oleum æthereum majorana), auch kocht man einige Händevoll dieſes friſchen Krauts mit Baumöl, bis es darin trocken geworden iſt, ſeiht

dann das Oel ab, und bewahrt es unter dem Namen gekochtes Majoranöl auf. Man nimmt das nämliche auch mit Butter vor, wodurch dieſelbe eine angenehme grüne Farbe erhält, und bewahrt dieſes Mittel unter dem Namen Majoranbutter (Butyrum majoranæ) auf. Dieſe letztere benutzt man, um Verſtopfungen in der Naſe zu heben, indem man ſie damit einſchmiert.

Der kretiſche Diptam (Origanum dictamnus), ſo wie der kretiſche Doſt (Origanum creticum), ſind gänzlich außer Gebrauch gekommen, und werden deswegen auch hier nur namentlich aufgeführt.

Wild finden wir an Hecken und in Gebüſchen den gemeinen oder wilden Doſt, Wohlgemuth (Origanum vulgare). Dieſe Art hat einen viereckigen Stengel, welcher mit eyrunden Blättern beſetzt iſt. Die Blumen ſtehen an den Spitzen der Pflanze in gedrängten Sträußen, ſind dunkel purpurfarben, und haben einen angenehmen und ſtarken Geruch. Man ſammelt das Kraut und die Blumenſpitzen (Herba origani vulgaris).

Das Geſchlecht Thymian iſt bereits auch ſchon bey den Gewürzen im fünften Bande abgehan-

T. LVI

handelt worden, vorzüglich der gemeine Thymian (Thymus vulgaris L.), von welchem auch auf Tab. LVII. Fig. 107 B. 5. eine Abbildung geliefert worden iſt.

In den Apotheken ſammelt man auch unter den aromatiſchen Kräutern den Quendel oder Feldkümmel (Thymus serpillum L.) ein. Dieſer kleine Strauch wächst faſt durch ganz Deutſchland an trockenen Plätzen, hat einen ſehr angenehmen Geruch, und eignet ſich gut zu aromatiſchen Bädern und Ueberſchlägen; auch will man die Bemerkung gemacht haben, daß, wenn man ſich fleißig mit einer Abkochung dieſes Krautes wäſcht, die Haut ſehr fein wird, und alle Unreinigkeiten und Blätterchen derſelben dadurch verſchwinden, weswegen es wohl bey Flechten, Krätze und andern Hautausſchlägen ohne Nachtheil zu verſuchen wäre. Man bereitet auch ein angenehm riechendes Oel (Oleum serpilli destillatum) aus dieſem Kraute.

Die Meliſſe (Meliſsa officinalis), welche unſern Leſern gewiß hinlänglich bekannt iſt, findet ſich in gebirgigen, ſandigen und mehr ſüdlich liegenden Gegenden in Europa wild, der größte Bedarf, als Handelsartikel, wird aber in den Gärten gebaut.

Die allgemeinen Kennzeichen des Geſchlechts ſind folgende: Der Kelch ſieht wie vertrocknet aus, und iſt am Rande etwas flach; die Oberlippe iſt faſt gleich hoch und gewölbt zweyſpaltig, und der mittlere Einſchnitt der Unterlippe herzförmig. Wir zählen in Deutſchland nur wenige Arten dieſer allgemein bekannten und geſchätzten Pflanze.

Die Meliſſe gehört zu den gebräuchlichern Arzneymitteln, und iſt als ein gelind reizendes Mittel bey Schwäche, Bruſtbeſchwerden und mehreren daher rührenden andern Uebeln, ſehr empfohlen worden.

Man zieht auch Weingeiſt über eine ziemliche Menge Meliſſen-Kraut, und einige andere gewürzhafte Subſtanzen ab, und giebt dem erhaltenen Produkt den Namen, zuſammengeſetzter Meliſſengeiſt (Spiritus meliſsæ compoſitus), oder auch Karmelitergeiſt, weil man dieſen frommen Vätern zutraute, ſie beſäßen das Geheimniß, dieſe Flüſſigkeit ganz vorzüglich kräftig zuzubereiten. Auſſerdem bewahrt man noch in den Apotheken das angenehm riechende Meliſſenwaſſer und das Meliſſenöl (Oleum æthereum meliſsæ) auf. Von letzterm erhält man aber nur wenig, indem 100 Pf. friſches Meliſſenkraut kaum 4 Loth Oel liefern.

Außer

Außer dieſer officinellen Meliſſe kommen noch einige Pflanzen unter dem Namen Meliſſe vor; ſo die **Bergmünze** (Meliſsa calamintha L.), und die **türkiſche Meliſſe** (Dracocephalum Moldavica). Beyde werden aber nicht mehr gebraucht, und ſind auch bey der Menge dieſer Art von Pflanzen recht leicht zu entbehren, wenn man nicht mit vollkommener Gewißheit eine ſpecifiſche Wirkung an einer oder der andern wahrgenommen hat.

Eine ſehr kräftige Pflanze, welcher wir auch bereits bey den Gewürzen gedacht haben, wird ſelten in den Apotheken verlangt, findet ſich aber in den Regiſtern der Medikamente; es iſt das **Baſilikum** oder **Baſilienkraut** (Ocimum basilicum), von welchem mehrere Arten in unſern Gärten gepflanzt werden. Man braucht daſſelbe nicht allein als Medikament, um zu ſtärken, beſonders äußerlich, ſondern auch als Gewürz in der Küche. Tab. LVI. Fig. 77: *a* der Kelch, *b* die Blume, *c* der Saamen.

Die **Brunellen** (Prunella officinalis L.) gehören noch in dieſe Klaſſe und Ordnung, ſie werden aber gar nicht mehr gebraucht.

Wenn

Wenn vielleicht unter denen früher aufgenommenen aromatiſchen Pflanzen eine wieder Aufnahme verdiente, ſo wäre es gewiß die Bienenmeliſſe, auch wohl, wie Dracoceph. moldav., türkiſche Meliſſe genannt. Es iſt die von Linne bezeichnete Nepeta cataria, eine ſchöne Pflanze ihrer Art, welche auch in unſern Gärten nicht ſelten angetroffen wird; ſie hat auch noch das Gute, daß ſie ſehr ergiebig an Kraut iſt, ſich ſehr leicht fortpflanzt, und ohne Schwierigkeiten durch Ableger, wie durch Saamen, in jedem Boden fortgepflanzt werden kann; es iſt zu glauben, daß ſie viele andere noch gebräuchliche aromatiſche Kräuter dieſer Klaſſe übertreffen würde, beſonders zu Bädern und Ueberſchlägen. Tab. LVII. Fig. 78 finden wir eine etwas verkleinerte, aber naturgetreue Abbildung einer blühenden Spitze der Pflanze, nebſt ihrer Zerlegung; *a* iſt ein Kelch, *b* eine Blumenkrone, *c* der Staubweg, *d* ein vergrößerter Saamen.

Die zweyte Ordnung dieſer Klaſſe hat eingeſchloſſene Saamen oder Saamenkapſeln (Angiospermia), und zählt ebenfalls mehrere Arzneypflanzen, worunter aber nur wenig wichtig ſind.

Das

T. LVII.

Das Leinkraut, Flachskraut, Frauenflachs, kleines Löwenmaul (Antirrhinum linaria), war ehedeſſen eine Pflanze, der man ſehr viel mediziniſche Kräfte zuſchrieb; ſie iſt endlich ganz vergeſſen worden, wie es mit ſo vielen wirkſamen und unwirkſamen Mitteln des Pflanzenreichs ſchon gegangen iſt, und worüber ſich weiter nichts ſagen läßt, als: auch die Arzneykunde hat leider! ihre Mode.

Das Geſchlecht der Antirrhinen zeichnet ſich aus: durch eine fünfſpaltige Blumenkrone, ohne Sporn, maskirt, an der Baſis höckrich, die Oberlippe iſt zweyſpaltig, zurückgeſchlagen, die Unterlippe dreyſpaltig geſchloſſen, die Saamenkapſel iſt an der Baſis ſchief und ohne Klappen, an der Spitze finden ſich aber drey, mit dem Reifwerden ſich öffnende Löcher. Dieſe Art hat linienförmig-lanzetähnliche Blätter, welche gedrängt ſtehen, der Stengel iſt aufrecht, und die Blumen liegen wie Dachziegeln übereinander. Die Farbe der Blumen iſt gelb. Man trifft dieſe Pflanze häufig auf ſchlechten Ackerfeldern und an Mauern an.

Man ſammelt das Kraut zur Blüthezeit, und trocknet es, oder benutzt es zu der ſogenannten

Lein-

Leinſalbe (Unguentum de linaria), indem man eine gute Menge Kraut mit Schweinfett ſo lange kocht, bis alle Feuchtigkeit verdampft iſt. Man wendet dieſe unſchuldige Salbe bey Hämorrhoidalknoten, Hautſchrunden und leichten Verletzungen an, in welchen Fällen aber ein jedes gutes und reines Fett daſſelbe leiſten würde. Man legte das Leinkraut in alten Zeiten auf den Nabel, oder in die Blaſengegend, um dadurch den Abgang des Urins zu befördern. Auch gab man zu demſelben Zwecke das deſtillirte Waſſer (Aqua linariæ), erſtere Anwendung wird höchſtens noch von einem Nichtarzte ausgeübt, und das deſtillirte Waſſer hat ſich als völlig unkräftig bewieſen, beſonders dann, wenn man es in Waſſerſuchten anwendete. Tab. LVIII. Fig. 79 finden wir eine Abbildung deſſelben: *a* ein Kelch, *b* die Blume, *c* der Saamen, *d* die Wurzel.

Das Läuſekraut (Pedicularis paluſtris) wird mit Recht zu den deutſchen Giftpflanzen gezählt, indem es die Läuſe der Thiere, wenn dieſe mit einer Abkochung des Krautes gewaſchen werden, ſchnell und ohne üble Folgen tödtet. Ehedeſſen benutzte man es auch zu andern Heilzwecken, gegenwärtig

iſt

T. LVIII.

T. LIX.

iſt es aber aus der Materia medika gänzlich verbannt. Als Giftpflanze finden aber unſere Leſer eine getreue Abbildung Tab. LIX. Fig. 80: *a* der Kelch, *b* eine zerlegte Blume, *c* die Saamenkapſel.

Unter dem Namen Augentroſt (Euphrasia officinalis), findet ſich eine kleine Pflanze, mit weißer, innen etwas gelber Blüthe, häufig auf unſern Wieſen und an Ackerrändern. Das Geſchlecht unterſcheidet ſich durch einen walzenförmigen Kelch, welcher vierzahnig iſt, die Blumenkrone hat eine zweyſpaltige Ober- und eine dreyſpaltige Unterlippe, die Staubbeutel ſind mit kleinen ungleichen Dornen beſetzt. Die Saamenkapſel iſt länglich eyförmig.

Dieſe Art hat eyförmige, linirte, ſpitzgezähnte Blätter. Die Einſchnitte der untern Lippe ſind ausgerandet.

Der Augentroſt wurde ehedeſſen, als ein ganz vorzügliches Mittel, bey friſchen Wunden, und beſonders bey Augen-Entzündungen angewendet. Man bereitete aus demſelben ein deſtillirtes Waſſer (Aqua euphrasiæ), von welchem wir aber

glauben, daß es vor gemeinem deſtillirtem Waſſer keine beſondern Vorzüge hat.

Manche Pflanzen führen, beſonders wenn ſie die Aufmerkſamkeit der ältern Naturforſcher auf ſich zogen, ſo wunderbare und ſchwer zu erklärende Namen in der deutſchen Sprache, daß man ſich billig wundern muß; ſo die Scrophularia nodosa und die Scrophularia aquatica, welche beyde offizinell waren. Braunwurz, Sauwurz, Rauchwurz, Knotenwurz, Feigenkraut, Wurmkraut und Rankerwurz, ſind die gewöhnlichen Benennungen. Sie unterſcheiden ſich durch eine etwas kugliche, helmförmige, geſtutzte Blumenkrone und eine zweyfächrige Saamenkapſel. Die knollige Braunwurz (Scrophularia nodosa) hat herzförmige Blätter, welche an ihrer Baſis ſpitzig auslaufen, und faſt dreynervig ſind; die Stengel ſind ſcharfkantig, die Wurzel hat auf der Seite einen Knollen; die Waſſer-Braunwurz hingegen hat Blätter, welche am Stiele herablaufen, und die Kanten der Stengel ſind mit einer Haut eingefaßt, die Blumen ſtehen am Ende des Stengels in Trauben.

Man

Man wendete dieſes Kraut mit der Wurzel ganz vorzüglich bey Hautkrankheiten an, indem man ſie mit Waſſer kochte, und fleißig damit waſchen ließ. Es kann auch ſeyn, daß der in dieſer Pflanze befindliche zuſammenziehende Stoff nicht unwirkſam iſt.

Wir kommen nun auf eine Pflanze, welche uns in mehr als einer Hinſicht von größter Wichtigkeit iſt, nämlich auf das ſogenannte Fingerhütchen, Waldglöckchen (Digitalis purpurea L.), die Blumenkrone des ganzen Geſchlechts iſt glockenförmig, bauchig, faſt fünfſpaltig, die Saamenkapſel iſt eyförmig, zweyfächrich, vielſaamig. Dieſe Art hat eyförmige Kelchblättchen, die Blumenkrone iſt ſtumpf, die Oberlippe ganz.

Wir finden dieſe Pflanze nicht gar zu hoch auf waldigen Gebirgen, vorzüglich dann, wenn ſie vom Holze entblößt ſind, in der Schweitz, Deutſchland und andern Ländern Europas, ſie gehört zu den zweyjährigen Pflanzen, und blüht faſt den ganzen Sommer hindurch, indem ſich ihr Stengel verlängert, und die untern verblühten Blumen abfallen.

Dieſe Pflanze iſt gewiß eine der ſchönſten, welche wir in Deutſchlands Wäldern wild finden, und deßwegen hat man ſie auch als Zierdepflanze in unſere Gärten verſetzt; von dieſen Gartenpflanzen kann man aber in der Arzneykunde keinen Gebrauch machen, weil ſie eben durch das Verpflanzen in beſſere Erde, ihre eigentlichen Kräfte gänzlich verlieren.

Die Blätter werden für die Apotheken, noch ehe ſich die Blüthen völlig entfaltet haben, eingeſammelt, gelinde getrocknet, und in Gefäßen aufbewahrt, welche gegen das Eindringen der Luft gut geſichert ſind, am beſten in Gläſern mit weiter Oeffnung, und mit Blaſe verbunden. Man hat ſich auch bey der Einſammlung dieſes Krauts, von unkundigen Kräuterweibern, wie es leider! noch immer geſchieht, ſehr zu hüten, daß man nicht die Blätter anderer Pflanzen für dieſe erhalte, ſo z. B. die Blätter von Verbaskum oder Wollkraut, beſonders von der Art, welche Linne Verbascum Lychnidis nennt; auch ſammelt man wohl gar aus Unkunde, oder Gewinnſucht, die Blätter der Beinwelle (Symphitum officinale), und vielleicht noch andere, auch kommen ſelbſt noch mehrere Arten des

Fin-

Fingerhütchens vor, welche aber die Kräfte des Purpurfarbenen nicht beſitzen.

Sie gehört mit Recht, wie wir dieſes ſchon bemerkt haben, zu den ſtärkſten deutſchen Giftpflanzen, welche aber deswegen nicht gefährlich iſt, weil ſie keine auffallenden Theile hat, die zum Genuſſe reizten, wie z. B. die Beeren der Belladonna oder Tollkirſche, die Aehnlichkeit des Schierlings mit der Peterſilie u. d. gl. Allein, der Fall iſt doch bereits vorgekommen, daß man in der theuren Zeit, wo die Leute, im eigentlichen Sinne des Worts, das Kraut auf dem Felde aßen, wie in der Folge des Jahres 1816 die ſchönen maſtigen Blätter aufgeſucht, geſammelt, und als Gemüſe gekocht hatten; ein ähnliches Beyſpiel erlebten wir hier in Augsburg von der Belladonna, womit ſich mehrere Kinder vergifteten, aber durch geſchickte ärztliche Behandlung gerettet wurden.

Der Fingerhut zeigt auffallende Wirkungen auf die Augen und das Sehvermögen überhaupt. Schon durch eine kleine Gabe, und ſelbſt durch äußere Anwendung deſſelben wird der Augenſtern ſehr groß

oder

oder erweitert, man bemerkt eine größere oder geringere Verdunkelung, die Gegenſtände erſcheinen verkehrt, und reizbare Perſonen haben die Empfindung, als wenn beſtändig Funken vor den Augen herumſprühten. Auffallend iſt auch die Wirkung dieſes Krauts auf den Blutumlauf, ſchon nach einer kleinen Gabe wird der Puls ſehr langſam, und die Thätigkeit der Gefäße ſcheint in einem hohen Grade gelähmt zu ſeyn.

So viele Krankheiten man auch mit dem Fingerhütchen hat heilen wollen, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie in der Waſſerſucht und im ſchwarzen Staar der Augen am mehreſten leiſte; doch darf dieſes Mittel nie ohne Zuziehung und Vorſchrift eines Arztes angewendet werden, weil man ſonſt ſehr unangenehme, oft ſchreckliche Folgen zu erwarten hat.

Obgleich das Fingerhütchen ziemlich bekannt iſt, ſo habe ich doch eine vollkommen naturgetreue Abbildung Tab. LX. Fig. 81 geliefert, auch unter *a* eine Blume des weißen oder gelben Fingerhuts abbilden laſſen, die das Innere dieſer Blumen-

krone

T. LX.
81.
82.
a
b
c

krone aufgeſchnitten zeigt, und uns den Karakter der vierzehnten Klaſſe recht deutlich darlegt, *b* iſt der Staubweg, *c* die Saamenkapſel; Fig. 82 die Wurzel mit einem Blatte.

Ehedeſſen gebrauchte man einen Saamen in den Apotheken, welcher vorzüglich aus der Barbarey, unter dem Namen Seſam (Sesamum orientale L.) kam; es iſt ein Oelſaamen, der in ſeinem Vaterlande einzig und allein zur Gewinnung des Oels gebraucht wird. Zu uns kam er größtentheils alt, verdorben und ranzig, und iſt mit Recht gänzlich verworfen worden.

Der Saame von einer Pflanze, welcher ehedeſſen unter dem Namen Keuſchlamm, in der Arzneykunde angewendet wurde, verdient noch einige Aufmerkſamkeit, indem man ihm eine Menge Eigenſchaften zuſchrieb, die er wohl ſchwerlich beſitzt. Die Pflanze heißt, nach Linne, Vitex Agnus castus, und zeichnet ſich dem Geſchlechte nach durch folgende Eigenſchaften aus: die Blume hat einen fünfzähnigen Kelch, und ſie ſelbſt iſt rachenförmig, man bemerkt, daß die Mündung derſelben ſechs-

ſpal-

ſpaltig iſt, die obere Lippe iſt nämlich wie die untere dreytheilig. Der Saamen iſt eine Beere, welche vier Körner enthält. Die Art hat gefingerte, ſägeartig gezähnte Blätter, und die Blumenähren derſelben ſind in Quirlen zuſammengedrängt. Dieſe Pflanze iſt ein Strauch oder kleiner Baum, den man in den Morgenländern häufig antrifft, und welcher auch in manchen europäiſchen Gärten durch Kunſt erzogen wird. Man benutzte den Saamen ehedeſſen ganz vorzüglich gegen Milz- und Waſſerſucht, auch äußerlich als zertheilendes Mittel, und wollte die Bemerkung gemacht haben, daß er da, wo er aufgelegt würde, Schweiße erzeuge.

Ende

des achten Bandes der Unterhaltungen über das Pflanzenreich.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelm, Gottlieb Tobias,

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte

Bd.: [23]

Augsburg 1820

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1814 -23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279290-3
VD18 1547254X-001